

Emotionale Kommunikation – ein integratives Modell

Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie (Dr. phil.)

vorgelegt

der Philosophischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,

Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften

von

Anne Bartsch

geb. am 08.08.1971 in Greiz

und

Susanne Hübner

geb. am 12.12.1972 in Halle

als Teil einer Gruppenpromotion

Gutachter: Prof. Dr. Reinhold Viehoff
Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt
Prof. Dr. Roland Mangold

Tag der Verteidigung: 15.12.2004

urn:nbn:de:gbv:3-000011479

[<http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=nbn%3Ade%3Agbv%3A3-000011479>]

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	6
-------------------------	----------

Teil I (Anne Bartsch)

Vier Definitionsansätze für emotionale Kommunikation

1. Vorüberlegungen	13
1.1 Was sind Emotionen?	14
1.2 Wie entstehen Emotionen?	16
2. Neurologische Emotionstheorien	18
2.1 Grundannahmen neurologischer Emotionstheorien	19
2.1.1 Neurologische Modelle emotionaler Informationsverarbeitung	22
2.2 Emotionale Kommunikation – ein neurologisch orientierter Definitionsansatz	31
2.3 Das Leib-Seele-Problem	33
2.3.1 Ist emotionale Kommunikation ein körperliches oder ein mentales Phänomen?	39
3. Bewertungstheorien	42
3.1 Grundannahmen der Bewertungstheorien	43
3.2 Emotionale Kommunikation – ein bewertungsorientierter Definitionsansatz	52
3.3 Die Emotions-Kognitions-Debatte	53
3.3.1 Ist emotionale Kommunikation rational oder irrational?	60
4. Der Prototypenansatz	62
4.1 Grundannahmen des Prototypenansatzes	62
4.2 Emotionale Kommunikation – ein prototypenorientierter Definitionsansatz	71
4.3 Die Imagery-Debatte	73
4.3.1 Ist emotionale Kommunikation symbolisch oder sinnlich konkret?	79
5. Sozialkonstruktivistische Emotionstheorien	82
5.1 Grundannahmen der sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien	82
5.2 Emotionale Kommunikation – ein sozialkonstruktivistischer Definitionsansatz	91
5.3 Die Nature-Nurture-Debatte	94
5.3.1 Beruht emotionale Kommunikation auf Naturgesetzen oder sozialen Normen?	102

Teil II (Anne Bartsch und Susanne Hübner)

Ein Bottom-up-top-down-Modell emotionaler Kommunikation

6. Ein integratives Rahmenmodell	105
6.1 Sind die vier Definitionsansätze miteinander vereinbar?	106
6.2 Ebenenmodelle in der Emotionstheorie	109
6.3 Schnittstellen zur allgemeinen Kommunikationstheorie	112
6.3.1 Verhaltensbiologische Kommunikationstheorien	112
6.3.2 Handlungstheoretische Kommunikationsmodelle	115
6.3.3 Sprach- und Zeichentheorien	117
6.4. Zwischenbilanz und Ausblick	120
7. Der neurologisch orientierte Definitionsansatz	123
7.1 Emotionale Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene	124
7.1.1 Emotionsausdruck als Auslösereiz für Emotionen?	124
7.1.2 Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene	129
7.2 Bottom-up-Prozesse: Emotionsausdruck und soziales Lernen	133
7.3 Ausblick: Emotionale Kommunikation und verteilte Kognition	135
8. Der prototypenorientierte Definitionsansatz	141
8.1 Das Verhältnis zum neurologisch orientierten Definitionsansatz	142
8.2 Emotionale Kommunikation auf der Ebene assoziativer Schemata	144
8.2.1 Nonverbaler Ausdruck als Informationsquelle über Emotionen?	145
8.2.2 Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Schema-Ebene	150
8.3 Bottom-up-Prozesse: Nonverbales Feedback und geteilte Bedeutungen	158
8.4 Ausblick: Emotionsausdruck als Metakommunikation	160
9. Der sozialkonstruktivistisch orientierte Definitionsansatz	166
9.1 Das Verhältnis zu anderen Definitionsansätzen	167
9.2 Emotionale Kommunikation auf der Zeichen-Ebene	170
9.2.1 Emotionsausdruck als Zeichen?	171
9.2.2 Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Zeichen-Ebene	176
9.3 Top-down-Prozesse: Emotionale Kommunikation und verinnerlichte Normen	185
9.4 Ausblick: Emotionale Kommunikation und kollektives Wissen	191
10. Der bewertungsorientierte Definitionsansatz	195
10.1 Kommunikation von Bewertungen auf der Reiz-Reaktions-Ebene	195
10.2 Kommunikation von Bewertungen auf der Schema-Ebene	203
10.3 Kommunikation von Bewertungen auf der symbolischen Ebene	214
10.4 Resümee	221

Teil III (Susanne Hübner)

Schnittstellen des Modells zur allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie

11. Vorüberlegungen	227
12. Angeborene Grundlagen der Kommunikation	232
12.1 Das Kriterium der Verhaltenskoordination	233
12.2 Medienvermittelte Stimmungsbeeinflussung	242
13. Intentionale Kommunikation	253
13.1 Das Kriterium der kommunikativen Intentionen	255
13.2 Emotionale Medienkompetenz	268
14. Kommunikation als symbolische Sinnkonstruktion	277
14.1 Das Kriterium der Reflexivität	282
14.2 Selbstbilder in der emotionalen Medienkommunikation	292
15. Fazit	303
Teil I: Vier Definitionsansätze für emotionale Kommunikation	303
Teil II: Ein Bottom-up-top-down-Modell emotionaler Kommunikation	305
Teil III: Schnittstellen des Modells zur allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie ...	308
Schlussüberlegungen	310
Literaturverzeichnis	311

Einleitung

Wenn Menschen kommunizieren, tauschen sie nicht nur Gedanken aus, sondern auch Gefühle. Ob wir es wollen oder nicht, wir werden von den Gefühlen und Stimmungen Anderer »angesteckt«. Wir nehmen aktiven Anteil an den Gefühlen Anderer, indem wir versuchen, ihre Sicht auf die emotionsauslösende Situation zu verstehen und bei der Bewältigung der Situation zu helfen. Wir suchen gemeinsam nach dem tieferen Sinn von Emotionen, indem wir Geschichten über sie erzählen, ihre moralische Berechtigung diskutieren und soziale Kompromisse aushandeln.

Das Konzept der emotionalen Kommunikation, das im Rahmen dieser Arbeit entwickelt werden soll, schließt das gesamte Spektrum der genannten Kommunikationsphänomene ein – von der unwillkürlichen Stimmungsbeeinflussung über die bewusste Einfühlung bis hin zur symbolischen Sinnkonstruktion. Ziel der Arbeit ist es, ein Modell zu bilden, das dieser Vielschichtigkeit emotionaler Kommunikation gerecht wird und systematische Zusammenhänge zwischen den einzelnen Aspekten herstellt.

Die zentrale These, die unserem Konzept der emotionalen Kommunikation zugrunde liegt und die verschiedenen Aspekte des Modells verbindet, besteht in der Annahme, dass es in Kommunikationssituationen zu einer wechselseitigen Beeinflussung von Emotionen kommt. Unsere Auffassung von emotionaler Kommunikation lässt sich also – in Anlehnung an die traditionsreiche Metapher von Kommunikation als »Gedankenaustausch« – mit der Metapher des »Gefühlsaustauschs« umschreiben. Ob sich diese Metapher von Kommunikation als »Gefühlsaustausch« zu einem Konzept mit wissenschaftlichem Anspruch ausarbeiten lässt, wird freilich im Verlauf der Argumentation erst noch zu zeigen sein. Unsere Vorgehensweise ist in vieler Hinsicht mit dem vergleichbar, was kognitiv orientierte Kommunikationstheorien in Bezug auf die Metapher des Gedankenaustauschs tun: Sie fragen nach wissenschaftlichen Erklärungen dafür, was Gedanken sind, wie Gedanken entstehen und wie ihr Ausdruck die Gedanken Anderer beeinflusst. Wir werden die glei-

chen Fragen an die Metapher des Gefühlsaustauschs stellen: Was sind Gefühle? Wie entstehen sie? Welchen Einfluss hat ihr Ausdruck auf die Gefühle Anderer?

Zumindest in einem Punkt sind sich auch die Antworten ähnlich. Um ein zentrales Ergebnis vorwegzunehmen: Einen unmittelbaren Austausch von Gefühlen gibt es ebenso wenig wie einen unmittelbaren Austausch von Gedanken. »Gefühlsaustausch« und »Gedankenaustausch« sind Metaphern, die das spontane Erleben von Kommunikation auf anschauliche Weise umschreiben. Sie allzu wörtlich zu nehmen, wäre jedoch irreführend. Denn hinter diesen Metaphern verbergen sich komplexe Prozesse, die mit metaphorischen Bildern allein nicht zu erfassen sind. Um den Prozess des »Gefühlsaustauschs« wissenschaftlich beschreibbar zu machen, werden wir folgendermaßen vorgehen:

Im ersten Teil der Arbeit werden wir uns mit der Frage beschäftigen, was Emotionen sind und wie sie entstehen. Wir werden vier Emotionstheorien bzw. Theoriefamilien vorstellen, die diese Frage auf unterschiedliche Weise beantworten: 1.) die neurologischen Emotionstheorien, 2.) die Bewertungstheorien, 3.) den Prototypenansatz und 4.) die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien. Welche Antwort die richtige ist, können und wollen wir nicht entscheiden, denn diese Entscheidung setzt die Lösung einer Reihe philosophischer Streitfragen voraus, die nach wie vor als ungeklärt gelten. Wir werden auf solche Probleme jeweils in einem kurzen Abschnitt eingehen; ihre Lösung werden wir jedoch dem Ausgang der Debatten überlassen, die im Kontext der Emotionsforschung geführt werden.

Das eigentliche Anliegen unserer Beschäftigung mit Emotionstheorien ist ein anderes: Es geht uns in erster Linie darum, eine Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation zu erarbeiten. Können die genannten Emotionstheorien eine Erklärung dafür bieten, wie Emotionen entstehen, wie sie sich im Verhalten äußern und wie dieser Ausdruck die Emotionen Anderer beeinflusst? Wir werden die einzelnen Theorien auf explizite oder implizite Annahmen über emotionale Kommunikationsprozesse befragen und die Ergebnisse jeweils in Form einer Arbeitsdefinition zusammenfassen. Wir werden insgesamt vier Definitionsansätze für das Konzept der emotionalen Kommunikation vorschlagen, die auf unterschiedlichen Modellen der Emotionsentstehung beruhen: einen neurologisch orientierten Definitionsansatz, einen bewertungsorientierten Definitionsansatz, einen prototypenorientierten Definitionsansatz und einen sozialkonstruktivistischen Definitionsansatz.

In Kapitel 6 werden wir ein integratives Rahmenmodell entwickeln, das Zusammenhänge zwischen den vier Definitionsansätzen herstellt. Wir werden dafür plädieren,

dass sich die vier Arbeitsdefinitionen nicht zwangsläufig ausschließen und daher im Rahmen eines ganzheitlichen Modells zusammengedacht werden sollten. Wie könnte ein solches Rahmenmodell beschaffen sein, das die vier Definitionsansätze verbindet, ohne die Unterschiede zwischen den zugrunde liegenden Emotionstheorien zu leugnen? Ein geeigneter Ansatzpunkt sind u.E. Bottom-up-top-down-Modelle, die in vielen Emotionstheorien eine Rolle spielen. Alle der erwähnten Emotionstheorien gehen davon aus, dass bei der Entstehung von Emotionen mehrere Verarbeitungsebenen zusammenwirken. In den meisten Modellen werden – explizit oder implizit – folgende Verarbeitungsebenen unterschieden: 1.) angeborene Reiz-Reaktions-Muster, 2.) assoziative Schemata und 3.) symbolisches Denken. Angeborene Reiz-Reaktions-Muster gelten dabei als die unterste und symbolisches Denken als die höchste Komplexitätsebene, während assoziative Schemata eine vermittelnde Zwischenposition einnehmen. Es wird davon ausgegangen, dass die übergeordneten Verarbeitungsebenen auf Fähigkeiten der untergeordneten Ebenen aufbauen und als regulierende Steuerungsmechanismen auf diese zurückwirken.

Wir sind der Auffassung, dass sich dieses Bottom-up-top-down-Modell der Emotionsentstehung als Rahmenmodell auf emotionale Kommunikation übertragen lässt. Auch wenn es bei weitem nicht alle emotionstheoretischen Kontroversen ausräumen kann, leistet es einen wichtigen Beitrag dazu, die Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen den verschiedenen Definitionsansätzen einzuordnen. Gleichzeitig bietet das Rahmenmodell erste Anhaltspunkte in Bezug auf eine Frage, die wir bis dahin aus gutem Grund ausgespart haben: Wie verhält sich das Konzept der emotionalen Kommunikation zu kognitiv orientierten Kommunikationsbegriffen? Aufgrund der Vielschichtigkeit des Konzepts fällt es schwer, emotionale Kommunikation unter eine der gebräuchlichen Kommunikationsdefinitionen, die gegenwärtig diskutiert werden, zu subsumieren. Betrachtet man jede der drei Ebenen für sich, lassen sich jedoch interessante Anschlussmöglichkeiten zu verschiedenen Ansätzen innerhalb der allgemeinen Kommunikationstheorie herstellen.

Im Ergebnis des Grundlagenteils werden wir eine Reihe von Argumenten zusammengetragen haben, die das Konzept der emotionalen Kommunikation aus emotionstheoretischer und kommunikationstheoretischer Sicht untermauern. Alle der oben genannten Emotionstheorien stützen unsere Ausgangsthese, dass sich die Emotionen der Kommunikationspartner wechselseitig beeinflussen. Die Aussagen dieser Theorien über emotionale Kommunikationsphänomene können wiederum in ein Rahmenmodell mit drei gleichberechtigten Erklärungsebenen eingeordnet werden – wobei jede Modellebene Bezüge zu einem bestimmten Bereich der allgemeinen Kommunikationstheorie erkennen lässt. Nach

diesen relativ allgemeinen Überlegungen werden wir in Teil II und III stärker ins Detail gehen und konkrete Forschungsergebnisse zu den verschiedenen Modellebenen diskutieren.

Teil II wird sich mit emotionaler Kommunikation im zwischenmenschlichen Bereich beschäftigen. Jede der vier Arbeitsdefinitionen soll dahingehend überprüft werden, ob sich die theoretisch postulierten Kommunikationsprozesse durch Forschungsergebnisse aus dem Gebiet der zwischenmenschlichen Kommunikation belegen lassen und welche Hinweise es auf Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen den einzelnen Modellebenen gibt. Wie sich zeigen wird, ist die empirische Beweislage relativ komplex. Es gibt zwar eine Reihe von Forschungsergebnissen, die wechselseitige Einflüsse zwischen den Emotionen der Kommunikationspartner belegen. Von einer unmittelbaren Übertragung der ausgedrückten Emotionen kann jedoch kaum die Rede sein.

Vor dem Hintergrund der Feststellung, dass es keinen unmittelbaren Austausch von Emotionen gibt, stellt sich die Frage, worin sonst das Erfolgskriterium für emotionale Kommunikation besteht. Die Antwort, die wir vorschlagen werden, ist dass jede Modellebene über eigene Gesetzmäßigkeiten und Erfolgskriterien verfügt. Emotionale Kommunikation gestaltet sich auf allen drei Ebenen als ein komplexer Prozess, in dem verschiedene Teilerfolge ineinander greifen. Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene sind die stimmungsbeflussende Wirkung des Emotionsausdrucks und seine aufmerksamkeitslenkende Funktion. Ausschlaggebend für den Erfolg emotionaler Kommunikation auf der Schema-Ebene sind die Zuschreibung von Emotionen und sozialen Intentionen aufgrund des Emotionsausdrucks sowie die erfolgreiche Interaktion und Anschlusskommunikation der Kommunikationspartner. Erfolgskriterien für die Zeichen-Ebene emotionaler Kommunikation sind die konsensuelle Anwendung von Ausdrucks- und Interpretationsregeln durch die Kommunikationspartner, sowie das soziale Aushandeln solcher Regeln im Kommunikationsprozess. Alle der genannten Kriterien haben eins gemeinsam: Es handelt sich um Kommunikationseffekte, die die Entstehung geteilter Emotionen wahrscheinlicher machen, ohne sie jedoch in monokausaler Weise zu verursachen. Gemessen an der vielversprechenden Metapher vom »Gefühlsaustausch« bilden diese Kriterien also bestenfalls Teilerfolge. Wir sind jedoch der Ansicht, dass sie den spezifischen Beitrag von Kommunikation zur Entstehung geteilter Emotionen am besten beschreiben.

In Teil III unserer Arbeit werden die bisherigen Ergebnisse zu emotionaler Kommunikation im Kontext der allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie eingeordnet. Wie bereits erwähnt, lassen sich für jede Modellebene Zusammenhänge mit bestimm-

ten Ansätzen innerhalb der allgemeinen Kommunikationstheorie herstellen. Im Fall der Reiz-Reaktions-Ebene sind dies vor allem verhaltensbiologische Ansätze. Im Fall der Schema-Ebene sind es die handlungstheoretischen Kommunikationstheorien und im Fall der Zeichen-Ebene die Sprach- und Zeichentheorien. Diese Anknüpfungspunkte zur allgemeinen Kommunikationstheorie sollen vertiefend diskutiert werden. Im Mittelpunkt wird dabei die Frage stehen, was die genannten Kommunikationstheorien über die Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation aussagen, die in Teil II erarbeitet wurden.

Außerdem sollen für jede Modellebene Bezüge zur Medienwirkungsforschung aufgezeigt werden. Wir sind der Ansicht, dass sich die Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation im zwischenmenschlichen Bereich – in etwas abgewandelter Form – auf Medienkommunikation übertragen lassen. Im Zusammenhang mit der Reiz-Reaktions-Ebene werden wir auf Forschungsergebnisse zur stimmungsverändernden Wirkung von Medien eingehen. Im Zusammenhang mit der Schema-Ebene sollen Prozesse der Einfühlung und parasozialen Interaktion diskutiert werden und im Zusammenhang mit der Symbol-Ebene die Rolle von Emotionen bei der Einstellungsänderung durch Medien.

Um den Gesamtaufbau der Arbeit noch einmal zusammenzufassen: In Teil I werden wir vier Arbeitsdefinitionen für das Konzept der emotionalen Kommunikation entwickeln, die jeweils auf unterschiedlichen Emotionstheorien beruhen. Anschließend soll ein Rahmenmodell erarbeitet werden, das die Zusammenhänge zwischen diesen Definitionsansätzen klärt und es erlaubt, Bezüge zur allgemeinen Kommunikationstheorie herzustellen. In Teil II werden wir die bisherigen Ergebnisse vertiefen, indem wir die Aussagen der vier Arbeitsdefinitionen mit Forschungsergebnissen aus dem Bereich der interpersonellen Kommunikation vergleichen und die Frage nach Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation stellen. Teil III verortet das Modell im Kontext der allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie, indem wir Anknüpfungspunkte zur allgemeinen Kommunikationstheorie diskutieren und auf Forschungsergebnisse zu emotionalen Medienwirkungen eingehen.

Was ist nun der Hintergrund für diese umfangreiche Modellbildungsarbeit? Mit unserem Modell der emotionalen Kommunikation wollen wir einen Beitrag zur systematischen Beschreibung von Emotionen im Kommunikationsprozess leisten. Es gibt zwar eine ständig wachsende Forschungsliteratur, die sich mit Einzelaspekten emotionaler Kommunikation beschäftigt. Größere Überblicksdarstellungen und Modellbildungsversuche sind aber nach wie vor rar. Aus unserer Sicht ist es an der Zeit, die einzelnen Puzzlestücke zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Unsere Arbeit ist nicht der erste Versuch und sie wird auch nicht der letzte Versuch einer Modellbildung auf dem Gebiet der emotionalen

Kommunikation bleiben. Was sie von bisherigen uns bekannten Ansätzen unterscheidet, ist der konsequente Versuch, emotionale Kommunikation als »Gefühlsaustausch« – oder genauer gesagt, als einen Prozess der wechselseitigen Beeinflussung von Emotionen zwischen den Kommunikationspartnern – zu beschreiben.¹ Dieser emotionsorientierte Ansatz ist nicht als Gegenentwurf zu kognitiven Kommunikationstheorien zu verstehen, sondern vielmehr als ein Ergänzungsvorschlag, der die Ergebnisse der Emotionsforschung für medien- und kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen besser nutzbar machen soll.

Der Versuch, ein Modell mit möglichst breiter Anschlussfähigkeit für verschiedene Ansätze innerhalb der Emotionsforschung zu entwickeln, hat natürlich auch seinen Preis. Zum einen muss die Breite der Diskussion an vielen Punkten auf Kosten der Tiefe gehen. Viele Probleme und Forschungsergebnisse, die für ein tieferes Verständnis interessant wären, können nur am Rande erwähnt werden. Zum anderen werden wir uns mit der Theorien- und Methodenvielfalt auch den Diskussionsbedarf einhandeln, der zwischen den verschiedenen Emotionstheorien besteht. Ein Großteil der Argumentation wird deshalb eher von kritischen Diskussionen statt von gesicherten Erkenntnissen geprägt sein. Wir sind jedoch der Überzeugung, dass die Theorien- und Methodenvielfalt innerhalb der Emotionsforschung die tatsächliche Komplexität des Gegenstands widerspiegelt und daher nicht voreilig zugunsten einfacher Erklärungsmodelle aufgegeben werden sollte, die Emotionen auf einen ihrer vielfältigen Aspekte reduzieren.

Der Komplexität emotionaler Kommunikation in jeder Hinsicht gerecht zu werden, ist freilich ein aussichtsloses Unterfangen – auch wenn man wie wir mit vereinten Kräften an die Aufgabe herangeht. Wir hoffen jedoch, dass wir mit unserer Arbeit einige wichtige Zusammenhänge beleuchten und damit zum besseren Verständnis von Emotionen im Kommunikationsprozess beitragen können.

¹ Das Konzept, das unserem Ansatz in diesem Punkt am nächsten kommt, ist das der Gefühlsansteckung (emotional contagion) von Hatfield, Cacioppo & Rapson (1994). Dieses Konzept bezieht sich aber nur auf eine der drei Ebenen unseres Modells: auf die Ebene unwillkürlicher Reiz-Reaktions-Prozesse.

Teil I

Vier Definitionsansätze für emotionale Kommunikation

Anne Bartsch

1. Vorüberlegungen

Was sind Emotionen? Wie entstehen sie? Inwiefern lässt sich daraus eine Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation ableiten? Mit diesen Fragen werden wir uns im emotionstheoretischen Grundlagenteil unserer Arbeit beschäftigen.

Wie sich zeigen wird, gibt es mehrere gleichberechtigte Antworten. Denn die emotionstheoretische Literatur ist in vielen Punkten von Kontroversen und offenen Fragen statt von gesicherten Erkenntnissen geprägt. Wir werden versuchen, ein möglichst breites und repräsentatives Spektrum an emotionstheoretischen Ansätzen vorzustellen, die als Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation in Frage kommen. Folgende Theoriefamilien sollen dabei im Mittelpunkt stehen:

1. die neurologischen Emotionstheorien,
2. die Bewertungstheorien,
3. der Prototypenansatz
4. die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien.

Diese Auswahl erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Denn die Emotionsforschung ist ein umfangreiches und sehr aktives Forschungsgebiet, das bei weitem den Rahmen eines klassischen »Forschungsüberblicks« sprengen würde. Es geht uns in erster Linie darum, einen Eindruck von der Vielfalt der Forschungsmethoden und theoretischen Positionen zu vermitteln und Ansatzpunkte für die kommunikationstheoretische Modellbildung herauszuarbeiten. Wie unsere Auswahl zustande kommt, soll im Verlauf dieses Kapitels genauer erläutert werden. Sie ist Ergebnis einer ersten Auseinandersetzung mit den eingangs aufgeworfenen Fragen: Was sind Emotionen und wie entstehen sie?

1.1 Was sind Emotionen?

»Emotion« ist ein Begriff, unter dem sich jeder etwas vorstellen kann. Die meisten Menschen denken dabei an Angst, Wut, Freude, Trauer und Liebe und haben detaillierte Vorstellungen, was es bedeutet, diese Emotionen zu erleben (vgl. Shaver et al., 1987). Um so verwunderlicher ist es, dass in der Emotionsforschung immer wieder beklagt wird, wie schwer der Begriff der Emotion zu definieren ist – bzw. wie schwer es ist, die verschiedenen Definitionsansätze auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Eine anschauliche und oft zitierte Erklärung für die verwirrende Vielfalt der Emotionsdefinitionen stammt von Carlson & Hatfield (1992):

Im allgemeinen neigen Psychologen dazu, Emotionen in einer Weise zu definieren, die diejenigen Aspekte von Emotionen betont, die sie interessieren. In dieser Hinsicht sind sie wie die Blinden, die gebeten wurden, ihre Hände auf einen Elefanten zu legen und zu berichten, was »ein Elefant« ist. Je nach dem, welchen Teil sie zufällig berührten, bestanden sie darauf, dass ein Elefant »wirklich« die Form einer griechischen Säule, einer Wand oder einer Schlange hat. So konzentrieren sich kognitive Psychologen auf Gedanken und Bewertungen, wenn sie Emotionen definieren, während sich Physiologen auf physiologische Reaktionen konzentrieren, Verhaltensforscher auf emotionales Verhalten usw. (Carlson & Hatfield, 1992, S. 5, unsere Übersetzung)

Wenn Emotionsdefinitionen oft widersprüchlich und fragmentarisch erscheinen, liegt dies nicht allein an der Komplexität des Gegenstands, sondern auch daran, dass der Begriff der Emotion ein hypothetisches Konstrukt bezeichnet, das sich der direkten Beobachtung entzieht (vgl. Schmidt-Atzert, 1996, S. 27). Beobachtbar sind lediglich verschiedene Phänomene, von denen man annimmt, dass sie ein mehr oder weniger direkter Ausdruck von Emotionen sind. Diese Emotionskomponenten finden je nach Forschungsinteresse unterschiedliche Beachtung wenn es darum geht, Emotionen zu definieren.

Kleinginna & Kleinginna (1981) haben sich in ihrem – mittlerweile klassischen – Literaturüberblick der Aufgabe angenommen, die verschiedenen Emotionsdefinitionen zusammenzutragen und zu vergleichen. Ihre Analyse von 92 Emotionsdefinitionen ergab 10 inhaltliche Schwerpunkte, die einzeln oder in Kombinationen immer wieder auftauchen. Die folgende Übersicht gibt diese Kategorien nach der Häufigkeit ihres Auftretens wieder.

Affektiv	...ein Zustand, in dem das Individuum Gefühle erlebt
Physiologisch	...Verhalten, primär durch viszerale Reaktionen beeinflusst
Kognitiv	...schließen Bewertungen ein

Ausdruck	...Emotionen und ihr Ausdruck bilden eine Einheit
Multiple Aspekte	...komplexes Konzept mit neurophysiologischen, muskulären und phänomenologischen Aspekten
Motivational	...motivationale Zustände
Externe Reize	...werden allgemein durch externe Reize ausgelöst
Abgrenzend	...primär Gefühlszustand, während Motivation...
Adaptiv	...Signal, das den Organismus vorbereitet
Disruptiv	...führt zur Unterbrechung der üblichen Verhaltensmuster

(Zitiert in der Übersetzung von Schmidt-Atzert, 1996, S. 19)

Kleinginna & Kleinginna (1981, S. 355) schlagen eine Arbeitsdefinition vor, die diese Aspekte in Form der folgenden Emotionskomponenten zusammenfasst: 1.) subjektive Komponente, 2.) kognitive Komponente, 3.) physiologische Komponente und 4.) Verhaltens-Komponente. Solche Komponentenmodelle haben sich als Definitionsmodus für Emotionen weitgehend durchgesetzt. Einige Autoren führen die unter Verhalten subsumierte Ausdruckskomponente getrennt auf oder fassen verschiedene Komponenten zusammen. Die vier Emotionskomponenten von Kleinginna & Kleinginna (1981) haben sich jedoch als eine Art Minimalkonsens in der Emotionsforschung eingebürgert.

In Bezug auf weiterführende Fragestellungen – wie z. B. die Funktion von Emotionen, die (Un-)Entbehrlichkeit einzelner Komponenten oder die Zusammenhänge zwischen den Komponenten – gehen die Meinungen dagegen auseinander. Einen Eindruck von der Vielfalt emotionstheoretischer Probleme, über die bislang keine Einigung erzielt werden konnte, vermittelt der von Ekman & Davidson (1994) herausgegebene Sammelband *The Nature of Emotion*. In Zusammenarbeit mit anderen Emotionsforschern entwickelten die Autoren eine Liste von besonders umstrittenen Fragestellungen und baten prominente Vertreter der jeweiligen Debatten um eine kurze Darstellung ihrer Positionen. Die 63 kontroversen Beiträge, die auf diese Weise zustande kamen, beziehen sich auf folgende Fragen:

1. Gibt es Primäremotionen?
2. Wie unterscheiden sich Emotionen von Stimmungen, Temperament und anderen affektiven Konstrukten?
3. Was ist die Funktion von Emotionen?
4. Wie sind Belege für die Universalität von Emotionsauslösern zu erklären?
5. Was sind die minimalen kognitiven Voraussetzungen für Emotionen?
6. Haben Emotionen eine spezifische Physiologie?
7. Können wir unsere Emotionen kontrollieren?
8. Können Emotionen unbewusst sein?
9. In welcher Beziehung stehen Emotionen und Gedächtnis zueinander?

10. Wie unterscheiden sich Individuen im Hinblick auf emotionale Aktivität?
 11. Was entwickelt sich im Rahmen der emotionalen Entwicklung?
 12. Was beeinflusst das subjektive Erleben von Emotionen?
- (Ekman & Davidson 1994, S. IX-XII, unsere Übersetzung)

Angesichts der vielen ungeklärten Fragen erscheint es problematisch, sich auf eine Emotionsdefinition festzulegen, die über die reine Aufzählung von Emotionskomponenten hinausgeht. Wie aber soll man emotionale Kommunikation definieren, wenn sich die Emotionsforschung in keiner Weise einig ist, was Emotionen außer der Summe ihrer verschiedenen Komponenten sind? Es gibt noch eine andere Möglichkeit, die Frage nach dem Wesen von Emotionen zu stellen. Statt zu fragen, *was* Emotionen sind, kann man auch fragen, *wie* Emotionen entstehen. Diese Art der Fragestellung ist u. E. die produktivere. Was Cragan & Shields (1998) in Bezug auf Kommunikationsdefinitionen anmerken, gilt zweifelsohne auch für Emotionsdefinitionen: »Kommunikationsdefinitionen leiten sich von Kommunikationstheorien ab und nicht umgekehrt.« (S. 5, unsere Übersetzung). Wir werden deshalb die Frage, was Emotionen sind, zunächst auf sich beruhen lassen und uns der Frage zuwenden, wie Emotionen entstehen.

1.2 Wie entstehen Emotionen?

Wenn man nach Erklärungen dafür fragt, wie Emotionen entstehen, stößt man zunächst auf eine ähnlich verwirrende Vielfalt von Positionen. Es gibt evolutionspsychologische Ansätze (z. B. Plutchik, 1980; Tomkins, 1962; 1963, Izard, 1977; Ekman, 1993), die die Entstehung von Emotionen auf evolutionsgeschichtliche Prozesse zurückführen. Sozialkonstruktivistische Theorien (z. B. Averill, 1985; Harré, 1986; Lutz, 1988; Wierzbicka, 1995; Shweder, 1994) beschreiben Emotionen dagegen als kulturell geprägte Denk- und Verhaltensmuster. Entwicklungspsychologische Modelle (z. B. Lewis, 2001; Schore, 1994; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) beschäftigen sich mit der Herausbildung von Emotionen im Verlauf der Individualentwicklung. Schließlich gibt es eine Reihe von aktualgenetischen Theorien der Emotionsentstehung. Hier geht es um die konkreten Verarbeitungsprozesse, die zur Entstehung von Emotionen führen. Zu den aktualgenetischen Modellen gehören zum einen die neurologischen Emotionstheorien (z. B. LeDoux, 1996; Panksepp, 1998; Damasio, 1997; Rolls, 1995) und zum anderen verschiedene kognitive Emotionstheorien wie die Bewertungstheorien (z. B. Lazarus, 1991; Smith & Ellsworth, 1985; Ortony, Clore & Collins, 1988; Frijda, 1988; Scherer, 1984), der Prototypenansatz (Shaver et

al., 1987; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) und z. T. auch die sozialkonstruktivistischen Theorien.

Im Vergleich zu der Frage, was Emotionen sind, fällt es allerdings leichter, die verschiedenen Ansätze sinnvoll einzuordnen. Obwohl sie oft kontrovers diskutiert werden, schließen sich die genannten Erklärungen nicht unbedingt aus. Wenn man berücksichtigt, dass sie strukturbildende Dynamiken auf unterschiedlichen Organisationsebenen menschlichen Daseins beschreiben, scheinen sie sich vielmehr zu ergänzen. Die Funktion von Emotionen oder spezifischen Emotionskomponenten mag sich in einem Fall eher vor dem Hintergrund der Artgeschichte erschließen, im anderen Fall eher im Kontext der Kulturgeschichte oder einer individuellen Biographie. Entsprechend wird man dazu tendieren, die Ursachen für die Herausbildung der betreffenden Emotionen auf Prozesse zurückzuführen, die der Erhaltung der biologischen Gattung, einer Kultur bzw. der individuellen Selbstbehauptung dienen. Aktualgenetische Modelle wiederum beschreiben, wie solche biologischen, kulturellen und biographischen Prägungen im menschlichen Gehirn bzw. im Gedächtnis repräsentiert sind und wie sie sich im konkreten Fall bei der Emotionsentstehung auswirken. Hierbei stehen allerdings nicht die langfristigen strukturbildenden Dynamiken, sondern die unmittelbar wirksamen Informationsverarbeitungsprozesse im Vordergrund.

Wir werden im Rahmen unserer Arbeit mehrfach auf biologische, kulturelle und biographische Prägungen zurückkommen. Im Hinblick auf unser Anliegen, eine Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation zu entwickeln, ist jedoch die aktualgenetische Beschreibungsebene die entscheidende. Um zu beschreiben, wie Emotionen im Kommunikationsprozess entstehen und wie ihr Ausdruck die Emotionen Anderer beeinflusst, sind wir auf aktualgenetische »Echtzeit«-Modelle der Emotionsentstehung angewiesen, die wir im Anschluss an diese allgemeinen Vorüberlegungen diskutieren werden.

Bei der Darstellung der verschiedenen Ansätze werden wir folgendermaßen vorgehen: Am Anfang jedes Kapitels werden wir die wichtigsten Aussagen der einzelnen Emotionstheorien zusammenfassen. Auf dieser Grundlage soll jeweils eine Arbeitsdefinition für das Konzept der emotionalen Kommunikation entwickelt werden. Im Schlussteil jedes Kapitels werden wir die zentralen Begriffe der Arbeitsdefinitionen vertiefen, indem wir uns mit impliziten Hintergrundannahmen der Emotionstheorien beschäftigen. Wir werden auf emotionstheoretische Kontroversen eingehen, in denen diese Hintergrundannahmen problematisiert werden und gemäßigte Positionen und vermittelnde Ansätze vorstellen, die am Anfang des Kapitels aus Gründen der Übersichtlichkeit ausgespart wurden.

2. Neurologische Emotionstheorien

Die wohl erfolgreichste Theorie in der Geschichte der neurologischen Emotionsforschung ist die Theorie des limbischen Systems von McLean (1952), die ein halbes Jahrhundert lang mehr oder weniger unangefochten blieb und über Fachkreise hinaus zum Bestandteil der Allgemeinbildung wurde. Ob sie den Fortschritt der Erkenntnis eher gefördert oder behindert hat, ist mittlerweile jedoch umstritten. Da McLeans Theorie nach heutigen methodischen Standards eher spekulativen Charakter hat, werden wir nicht im Detail darauf eingehen.² Eine neurologische Emotionsforschung im eigentlichen Sinn entwickelte sich erst später, ca. Anfang der 1980er Jahre.³ Einmal in Gang gekommen, führte der Aufschwung der »affektiven Neurowissenschaft« (Panksepp, 1998) zu einer Vielzahl neuer Forschungsergebnisse, die von einigen Autoren zum Anlass genommen wurden, McLeans Theorie des limbischen Systems in Frage zu stellen (z. B. LeDoux, 1991), während andere daran festhielten und sie in modifizierter Form weiterentwickelten (z. B. Panksepp, 1998).

Die neurologische Forschung ist sich weitgehend einig (mit Ausnahme von Gray, 1990), dass die zentrale Struktur in McLeans Emotionssystem, der Hippocampus, weniger mit Emotionen als mit der Speicherung von Informationen im Langzeitgedächtnis zu tun hat. In diesem Zusammenhang verabschiedete man sich auch von dem Anspruch, alle Aspekte menschlicher Emotionalität gleichzeitig durch eine bestimmte Gehirnstruktur erklären zu können (LeDoux, 1995, S. 1049-1050). Die gezielte Erforschung einzelner Emotionen stellte sich als ein produktiver Ansatz heraus, auch wenn die jeweiligen Ergebnisse

² Zu weiterhin gültigen Inhalten vgl. Panksepp (1998, S. 41-58), zu historischen Vorläufern und wesentlichen Einwänden dagegen vgl. die kritische Darstellung von LeDoux (1996, S. 73-103).

³ Wichtige Vertreter der Disziplin wie LeDoux (1996) und Panksepp (1998) sehen als Grund für diese verzögerte Entwicklung vor allem das Aufkommen des Behaviorismus, der es kategorisch ablehnte, über die innerpsychischen Ursachen von Verhalten zu spekulieren. Emotionen rangierten an erster Stelle auf der Liste der behavioristischen Un-Wörter. Für Skinner (1953) waren sie »exzellente Beispiele für die fiktiven Ursachen, denen wir gewöhnlich Verhalten zuschreiben« (zit. nach Panksepp, 1998, S. 9). Diese anti-mentalistische Strömung wurde zwar von der kognitiven Psychologie abgelöst, die Emotionen wieder salonfähig machte. Aufgrund ihrer funktionalistischen Ausrichtung blieb die kognitionspsychologische Renaissance der Emotionsforschung zunächst jedoch ohne nennenswerte Auswirkungen auf die Neurowissenschaften.

nur unter Vorbehalt verallgemeinert werden können. Als kleinster gemeinsamer Nenner wurden von Panksepp (1998) folgende Definitionskriterien für Emotionssysteme im Gehirn vorgeschlagen:

1. Die zugrunde liegenden neuronalen Schaltkreise sind genetisch vorgeprägt und so beschaffen, dass sie in unkonditionierter Weise auf überlebenswichtige Umweltereignisse reagieren.
2. Diese neuronalen Schaltkreise organisieren verschiedene Verhaltensweisen, indem sie motorische Routinen und damit einhergehende autonome und hormonelle Veränderungen anregen bzw. hemmen, die sich in der Auseinandersetzung mit solchen überlebensrelevanten Umweltereignissen in der Evolutionsgeschichte der Art als erfolgreich erwiesen haben.
3. Emotionale Nervenschaltkreise verändern die Sensibilität der sensorischen Systeme, die für die Ausführung der angeregten Verhaltenssequenzen relevant sind.
4. Die Nervenaktivität emotionaler Systeme hält länger an als die emotionsauslösenden Umweltereignisse.
5. Emotionale Nervenschaltkreise können konditionierte Reaktionen auf emotional neutrale Umweltreize entwickeln.
6. Emotionale Nervenschaltkreise gehen Wechselwirkungen mit Gehirnmechanismen ein, die höhere Entscheidungs- und Bewusstseinsprozesse hervorbringen.

(Panksepp, 1998, S. 48-49, unsere Übersetzung)

Panksepp (1998, S. 48-49) nennt ein weiteres Kriterium, das sich aber bislang einer neurologischen Spezifizierung entzogen habe. Emotionale Systeme sollten in der Lage sein, subjektive Gefühlszustände mit einer affektiven Valenz zu erzeugen. Es fehlt keinesfalls an theoretischen Modellen, die das bewusste Gefühlserleben neurologisch erklären. Ihre empirische Überprüfung stellt sich jedoch vergleichsweise problematisch dar. Die subjektive Emotionskomponente gehört zu den größten Herausforderungen der neurologischen Emotionsforschung. Wir werden auf diese Thematik im Zusammenhang mit dem Leib-Seele-Problem noch genauer eingehen. Zunächst jedoch zu den besser gesicherten Erkenntnissen.

2.1 Grundannahmen neurologischer Emotionstheorien

Eine wesentliche Einsicht, an der sich seit McLean nichts geändert hat, besteht darin, dass die angeborenen Grundlagen menschlicher Emotionalität auf phylogenetisch alten, subkortikalen Gehirnstrukturen beruhen, die bei allen Säugetieren anatomisch und neurochemisch ähnlich aufgebaut sind (vgl. z. B. Panksepp, 1998). Auch wenn diese angeborenen Grund-

lagen mit Sicherheit nicht ausreichen, um die Komplexität menschlicher Emotionen zu erklären, sind sie doch erheblich komplexer als ursprünglich vermutet.

Darwin (1872/1998) äußerte erstmals den einflussreichen Gedanken, dass es eine begrenzte Anzahl von angeborenen Primäremotionen (basic emotions) gebe, die bei allen Menschen und auch bei stammesgeschichtlich verwandten Tierarten in ähnlicher Form auftreten. Damit begann eine umfangreiche evolutionspsychologische Forschungstradition (vgl. z.B. Meyer, Schützwohl & Reisenzeim, 1997), die vielfältige Belege für kulturübergreifende Übereinstimmungen des Emotionserlebens erbrachte. Dass man sich jedoch bis heute nicht darüber einig werden konnte, wie viele Primäremotionen es gibt, ist wahrscheinlich kein Zufall. Für die klassischen Primäremotionen Angst, Wut, Freude und Trauer, die in allen Listen von Primäremotionen auftauchen, scheint es in der Tat anatomisch und neurochemisch unterscheidbare Systeme im Gehirn zu geben. Diese Emotionssysteme beeinflussen und überschneiden sich aber auch und interagieren mit einer Vielzahl anderer Systeme, die u. a. Schlaf- und Wachzustände, Stoffwechselfunktionen und soziale Aspekte von Emotionalität wie Sexualität, Spieltrieb und soziale Bindungen steuern (vgl. Panksepp, 1998). Obwohl Darwins Idee durch die Erkenntnisse der neurologischen Emotionsforschung im Prinzip bestätigt wird, stellt das Konzept der Primäremotionen eine relativ grobe Vereinfachung dar. Im Folgenden sollen einige der Komplexitäten angedeutet werden, die es zu berücksichtigen gilt, wenn von Gehirnsystemen die Rede ist, die Angst, Wut, Freude und andere Emotionen hervorbringen.

Ein Problem, das den Begriff der Primäremotionen relativiert, besteht darin, dass Emotionssysteme unterschiedliche Verhaltensauswirkungen hervorbringen können, je nach dem wie stark sie angeregt werden. Das Angst-System, das im voll erregten Zustand erhebliche Kräfte für Flucht oder Verteidigung mobilisieren kann, wirkt sich im leicht erregten Zustand lähmend aus (Panksepp, 1998, S. 213). Im verhaltenshemmenden Modus hat das Angst-System u. a. die Funktion, Handlungsimpulse zu kontrollieren und selbstschädigendes Verhalten zu verhindern (Damasio, 1997; Bechara, et al., 1999). Eine chronisch erhöhte Sensibilität dieses Systems äußert sich als gehemmt bzw. schüchternes Temperament (Kagan, 1994a; 1994b). Emotionssysteme können also nichtlineare Dynamiken entfalten und Verhaltensauswirkungen hervorbringen, die auf den ersten Blick nicht viel miteinander gemeinsam haben.

Ein weiterer Punkt sind die Wechselwirkungen und Überschneidungsbereiche emotionaler Systeme. Negative Emotionen sind beispielsweise mit einer allgemeinen Stressreaktion gekoppelt (Panksepp, 1998, S. 118-119). Dadurch kommt es zu Rückkopplungsef-

Effekten zwischen verschiedenen negativen Emotionen. Angst steigert z. B. gleichzeitig die Bereitschaft für Ärger und depressive Stimmungen. Ein Mechanismus, der diesem Komplex von Stress und negativen Emotionen direkt entgegenwirkt, ist das Opioid-System, das Gefühle des Wohlbefindens und der sozialen Geborgenheit hervorbringt (Panksepp, 1998, S. 112). Die antagonistische Wirkung von Stresshormonen und Opioiden trägt offenbar dazu bei, dass sich positive und negative Emotionen gegenseitig abschwächen können. Durch solche Überschneidungen kommt es – insbesondere im subjektiven Erleben – zu Effekten, die sich besser durch kontinuierliche Dimensionen, z. B. positiv-negativ als durch diskrete Primäremotionen darstellen lassen (vgl. z. B. Green, Salovey & Truax, 1999).

Des Weiteren gilt es zu beachten, dass sich Primäremotionskonzepte u. U. auf das Wirken mehrerer Emotionssysteme beziehen können. Dies gilt insbesondere für positive Emotionen, die oft unter ein einziges Primäremotionskonzept (z. B. Freude) subsumiert werden. Nach Panksepp (1998) existieren außer dem bereits erwähnten Opioid-System mindestens drei weitere Gehirnsysteme, die andere Aspekte positiver Emotionalität hervorbringen.⁴ Das wichtigste dieser positiven Emotionssysteme wird als mesolimbisches Dopamin-System bezeichnet, da hier der Neurotransmitter Dopamin eine zentrale Rolle spielt. Im Unterschied zum Opioid-System, das die passiven Aspekte des Wohlbefindens und Genießens steuert, bringt das Dopamin-System aktiv auf die Umwelt bezogene Gefühle wie Freude und Interesse hervor (Panksepp, 1998, S. 144-163). Es motiviert den Organismus, sich energisch für die Befriedigung seiner Bedürfnisse einzusetzen. Wenn man Tieren die Möglichkeit gibt, Gehirnstrukturen zu stimulieren, die zu diesem System gehören, tun sie es mit erstaunlicher Ausdauer. Die unterschiedlichen Funktionen positiver Emotionssysteme scheinen sich jedoch nicht so eindeutig im subjektiven Erleben niederzuschlagen wie dies bei den negativen Gefühlen Angst, Wut und Trauer der Fall ist, so dass verschiedene positive Emotionen zu einer Primäremotion zusammengefasst werden.

Nachdem wir zunächst versucht haben, einen Gesamteindruck von der Vielfalt emotionaler Gehirnsysteme und deren Wechselwirkungen zu vermitteln, werden wir im folgenden Abschnitt stärker ins Detail gehen und die Funktionsweise eines ausgewählten Emotionssystems veranschaulichen. Fassen wir zunächst einige wichtige Punkte zusammen, die die allgemeine Organisation von Emotionssystemen im menschlichen Gehirn betreffen:

⁴ Wir werden nur auf das mesolimbische Dopaminsystem eingehen, das auch als *behavioral activation system* (BAS) (Gray, 1990) oder *behavioral facilitation system* (BFS) (Depue & Iacono, 1989) bezeichnet wird. Außerdem scheint es weitere Systeme zu geben, die spezielle Aspekte positiver Emotionalität hervorbringen, wie sexuelle Lust (Panksepp, 1998, S. 225-245), soziale Bindungen (ebd., S. 246-260) sowie den sozialen »Spaßfaktor«, der mit Spielen, Neckereien etc. verbunden ist (Panksepp, 1998, S. 280-299).

- Menschen und Tiere verfügen über ähnliche Emotionssysteme, die auf phylogenetisch alten, subkortikalen Gehirnstrukturen beruhen. Diese angeborenen Grundlagen erklären zwar nicht alle Aspekte menschlicher Emotionalität, sie sind jedoch Voraussetzung für alle subtileren Formen des Gefühlslebens.
- Es gibt mehrere anatomisch und neurochemisch unterscheidbare Emotionssysteme. Ihre Funktion entspricht – vereinfacht ausgedrückt – verschiedenen Primäremotionen. Am besten erforscht sind die Systeme, die Angst, Wut, Freude und Trauer hervorbringen.
- Trotz ihrer relativen Eigenständigkeit operieren diese Emotionssysteme nicht unabhängig voneinander. Sie weisen z.T. gemeinsame Komponenten auf und können anregenden bzw. hemmenden Einfluss auf andere Emotionssysteme ausüben.
- Die Funktion emotionaler Systeme im Gehirn beschränkt sich nicht darauf, »große Gefühle« hervorzubringen. Die subtileren Aspekte ihres Wirkens äußern sich z.B. in Form von Stimmungen, Temperament, Motivation usw.

2.1.1 Neurologische Modelle emotionaler Informationsverarbeitung

Wie funktionieren nun die Emotionssysteme des Gehirns – oder anders gesagt, auf welche Weise bringen sie Emotionen hervor? Die Gehirnprozesse, die zur Entstehung von Emotionen führen, werden im Rahmen neurologischer Emotionstheorien allgemein als Informationsverarbeitungsprozesse beschrieben. Das prominenteste Modell emotionaler Informationsverarbeitung stammt von LeDoux (1996; 2002). Es beruht auf Forschungsergebnissen über Angst, darf aber abgesehen von den anatomischen Details als repräsentativ für andere Emotionssysteme gelten, weil es der Definition von Panksepp in allen Punkten entspricht. Ähnliche Positionen wie LeDoux (1996) und Panksepp (1998) vertreten u. a. Damasio (1997), Rolls (1995) und Tucker (1998; 1995). Ein alternatives Modell stammt von Gray (1990; 1995).

Die wichtigste Struktur des von LeDoux beschriebenen Angst-Systems, der Mandelkern (amygdala), scheint auch an anderen Emotionssystemen beteiligt zu sein, insbesondere am Wut-System (Panksepp, 1998, S. 187-205). Nach Rolls (1995, S. 1097-1098)

reagiert der Mandelkern nicht nur auf unangenehme, sondern auch auf positive und neue Stimuli. Trotzdem warnt LeDoux ausdrücklich davor, die Rolle dieser Gehirnstruktur überzubewerten, da ihre Funktion in Bezug auf andere Emotionssysteme weniger gut erforscht ist. Die folgenden Ausführungen zu emotionaler Informationsverarbeitung im Angst-System sind also nicht als allgemeingültige Erklärung, sondern vielmehr als repräsentatives Beispiel für emotionale Verarbeitungsprozesse im Gehirn zu verstehen.

Von zentraler Bedeutung für LeDoux' Modell emotionaler Informationsverarbeitung ist seine Entdeckung, dass nicht nur angeborene, sondern auch erlernte Angst-Reize ohne Beteiligung des Neokortex verarbeitet werden können. Als kritische Gehirnregion stellte sich stattdessen der Mandelkern heraus, eine bilaterale (d. h. in beiden Gehirnhälften vorhandene) subkortikale Struktur. Der Mandelkern kann nicht nur die emotionale Relevanz von Stimuli analysieren und speichern, sondern auch eine Vielzahl emotionaler Reaktionen auslösen. Damit bildet er den Knotenpunkt in einem geschlossenen neuronalen Reiz-Reaktions-Schaltkreis, was nach LeDoux (1995, S. 1051-1053) Anlass dazu gibt, von einem eigenständigen Informationsverarbeitungssystem zu sprechen. Damit soll wohlge-merkt nicht das enge Wechselwirkungsverhältnis von Emotion und Kognition in Abrede gestellt werden (LeDoux, 1994). Vielmehr geht es um den grundsätzlich autonomen Status, den emotionale Informationsverarbeitung im Rahmen solcher Wechselwirkungsprozesse einnimmt.

Nach dieser einleitenden Charakterisierung emotionaler Informationsverarbeitung werden wir nun etwas ausführlicher auf die technischen Details des LeDoux'schen Modells eingehen. Dabei sollen auch ausgewählte Forschungsergebnisse und theoretische Positionen anderer Neurologen berücksichtigt werden, die im Zusammenhang mit den verschiedenen Modellkomponenten stehen.

1. *Emotionale Stimuli*

Emotionale Stimuli werden im lateralen Nukleus des Mandelkerns verarbeitet. Sie können den Mandelkern über verschiedene Nervenbahnen erreichen (LeDoux, 1996, S. 161-178). Zum einen über den Thalamus, in Form rudimentär verarbeiteter sensorischer »Rohdaten«, die vom Mandelkern nach emotional relevanten Reizeigenschaften ausgewertet werden. Dieser Weg ist schnell, ungenau und entzieht sich dem Bewusstsein. Zum anderen erhält der Mandelkern Informationen über sensorische Kortexareale, die komplexe Objektrepräsentationen erzeugen. Dieser zweite Informationsfluss ist etwas langsamer und kann u. U. die emotionale Bewer-

tung modifizieren. Als emotionale Stimuli können nicht nur Umweltreize, sondern auch Körperempfindungen, Erinnerungen, Gedanken und Phantasien fungieren.⁵

2. *Emotionale Reaktionen*

Emotionale Reaktionen werden über die Verbindungen des Mandelkerns zu verschiedenen Zentren im Hirnstamm ausgelöst (vgl. LeDoux, 1996, S. 141-161). Diese Strukturen steuern u. a. die Erregung des autonomen Nervensystems, die Ausschüttung von Stresshormonen und das allgemeine Erregungsniveau des Kortex. Auch Ausdrucksverhalten und emotionsspezifische Verhaltensimpulse werden über Strukturen im Hirnstamm angeregt, die für die grobmotorische Koordination angeborener Verhaltensmuster zuständig sind (vgl. Panksepp, 1998, S. 77).⁶

3. *Der Motivationsaspekt von Emotionen*

Der Motivationsaspekt von Emotionen beruht auf der funktionalen Verknüpfung des Mandelkerns mit zwei verschiedenen Motivationssystemen (zu den anatomischen Details, die z. T. kontrovers diskutiert werden vgl. LeDoux, 2002, S. 235-259; Rolls, 1995; Gray, 1990; 1995; Luu, Tucker & Derryberry, 1998; Sutton & Davidson, 1997). Das eine Motivationssystem wird als verhaltensaktivierendes System bezeichnet. Es aktiviert motorische Verarbeitungssysteme im Hirnstamm und im Kortex und sorgt dafür, dass Verhaltensweisen wiederholt und eingeprägt werden, die positive Emotionen herbeiführen bzw. negative Emotionen vermeiden. Das andere Motivationssystem wird als verhaltenshemmendes System bezeichnet. Es hemmt motorische Aktivitäten und intensiviert die sensorische Reizverarbeitung wenn die Situation neu und unerwartet ist bzw. negative Konsequenzen erwartet werden. Verhaltensimpulse, die in der Vergangenheit zu negativen Emotionen ge-

⁵ Aus neurologischer Sicht (LeDoux, 1996, S. 272-282; Damasio, 1997, S. 140-155) besteht zwischen Bewusstseinsinhalten mit unterschiedlichem Realitätsbezug wie Wahrnehmung, Erinnerung und Phantasie kein substanzieller Unterschied, weil sie größtenteils auf den gleichen Informationsverarbeitungssystemen beruhen.

⁶ Die Idee, dass alle Organismen ein Repertoire von angeborenen Verhaltensmustern aufweisen, die u. a. im Zusammenhang mit Emotionen angeregt werden können, wurde im Rahmen behavioristischer Theorien strikt abgelehnt. Verhalten wurde aus behavioristischer Sicht ausschließlich als Ergebnis von Lernprozessen betrachtet. Solche extremen Positionen sind nach Panksepp (1998, S. 10-12) heute nicht mehr haltbar, da die Verhaltensforschung gezeigt hat, dass Lernprozesse keinen uneingeschränkten Einfluss auf Verhalten haben. Während bestimmte arttypische Verhaltensweisen spontan auftreten bzw. mit minimalem Lernaufwand angeeignet werden können, werden andere Verhaltensformen nur gegen erheblichen Widerstand gelernt und schnell wieder zugunsten arttypischer Verhaltensweisen aufgegeben. Angeborene und erlernte Aspekte stellen nach LeDoux (2002, S. 65-96) keine gegensätzlichen Erklärungen für Verhalten dar. Sie sind vielmehr in einem Ergänzungsverhältnis zu sehen, da angeborene Verhaltensmuster selten starr und reflexartig sind, sondern in der Regel einen gewissen Grad an Flexibilität und Offenheit für Lernprozesse aufweisen.

führt haben, werden durch dieses Motivationssystem unterdrückt. Obwohl sie mit entgegengesetzten Verhaltenskonsequenzen verbunden sind, können beide Motivationssysteme gleichzeitig angeregt werden – was sich in Form einer ambivalenten Motivationslage äußert (Cacioppo, Gardner & Berntson, 1999).

4. *Der Einfluss von Emotionen auf Kognition*

Der Einfluss von Emotionen auf Kognition⁷ wird durch Verbindungen des Mandelkerns zu einer Vielzahl kortikaler Strukturen und seinen Einfluss auf das allgemeine Erregungsniveau des Kortex vermittelt. Die Aktivität des Mandelkerns führt u. a. zur Ausrichtung und Fixierung von Aufmerksamkeit auf emotionsauslösende Stimuli sowie zu einer vertieften sensorischen Verarbeitung und bevorzugten Speicherung emotional relevanter Informationen im Langzeitgedächtnis (LeDoux, 1996, S. 284-291; Luu, Tucker & Derryberry, 1998; Tucker & Luu, 1998). Auch der Einfluss von Emotionen auf die Entscheidungsfindung kann nach Damasio (1997, S. 285-297; Bechara, Damasio, Damasio & Lee, 1999) durch Verbindungen des Mandelkerns zu kortikalen Strukturen (speziell zum präfrontalen Kortex) erklärt werden.

5. *Emotionale Gedächtnisinhalte*

Das Gedächtnis für die emotionale Relevanz von Stimuli beruht auf synaptischen Verbindungen zwischen verschiedenen Regionen innerhalb des Mandelkerns. Die emotionale Relevanz von Stimuli wird gespeichert, indem Stimulusrepräsentationen im lateralen Nukleus des Mandelkerns mit emotionalen Reaktionen verknüpft werden, die vom zentralen Nukleus des Mandelkerns gesteuert werden. Dieses emotionale Gedächtnissystem ist implizit, d. h. seine Inhalte können nicht bewusst erinnert werden. Die emotionale Relevanz von Stimuli ist dauerhaft im Mandelkern gespeichert. Durch den hemmenden Einfluss des präfrontalen Kortex auf den Mandelkern kann sie jedoch korrigiert und an veränderte Umweltbedingungen angepasst werden (Rolls, 1995, S. 1099-1100). Bewusste Erinnerungen an emotionale Erlebnisse beruhen auf Verarbeitungsprozessen im Hippocampus. Die emotionale Komponente dieser Erinnerungen beruht auf Verbindungen zwischen Hippocampus

⁷ Kognition ist nach LeDoux (1996, S. 29-34) als größtenteils unbewusster Informationsverarbeitungsprozess zu sehen, dessen Endprodukte als Wahrnehmungen, Gedanken, Erinnerungen, Intentionen, Verhalten, etc. ins Bewusstsein dringen können (aber nicht müssen). LeDoux (1994) und Panksepp (1994) schlagen vor, den Begriff der Kognition für Informationsverarbeitungsprozesse zu reservieren, die auf die Beteiligung von Neokortex und Hippocampus angewiesen sind. Wir werden darauf weiter unten im Zusammenhang mit der Emotions-Kognitions-Debatte zurückkommen.

und Mandelkern, die dafür sorgen, dass während des Erinnerns emotionale Reaktionen ausgelöst werden. Der emotionale Erregungszustand, der die Erinnerung begleitet, wird als Erinnerung an Emotionen in der Vergangenheit erlebt (LeDoux, 1996, S. 179-224).

6. *Emotionale Lernprozesse*

Emotionale Lernprozesse verlaufen unbewusst und assoziativ. Sie können sowohl Stimulus- als auch Reaktionslernen beinhalten. Beim Stimuluslernen werden ursprünglich neutrale Stimuli mit emotional relevanten Stimuli assoziiert und auf diesem Wege mit emotionalen Reaktionen verknüpft.⁸ Die neuen Stimuli werden nicht nur im Mandelkern, sondern auch im sensorischen Kortex gespeichert. Nach Weinberger (1995) geschieht dies, indem die rezeptiven Felder von Nervenzellen so verändert werden, dass sie stärker als zuvor auf charakteristische Reizeigenschaften des Stimulus reagieren. Diese Veränderungen beruhen auf synaptischer Langzeitverstärkung und werden über Neuromodulatoren vom Mandelkern gesteuert. Sie sind oft schon nach dem ersten Kontakt mit dem neuen Stimulus nachweisbar und bleiben dauerhaft erhalten. Reaktionslernen⁹ basiert auf den bereits erwähnten Motivationssystemen. Das verhaltensaktivierende System sorgt dafür, dass Verhaltensweisen wiederholt und eingepägt werden, die positive Emotionen herbeiführen oder negative Emotionen vermeiden. Die Verknüpfung zwischen emotionalen Stimuli und den durch sie motivierten Verhaltensweisen wird im Nucleus accumbens gespeichert (LeDoux, 2002, S.250). Auch die Unterdrückung von Verhaltensimpulsen, die zu negativen Emotionen geführt haben, stellt eine Form des emotionalen Reaktionslernens dar. Nach Bechara et al. (1999) basiert dieser Lernprozess auf Verbindungen zwischen dem Mandelkern und dem präfrontalen Kortex.

7. *Kognitive Kontrollmechanismen*

An der kognitiven Kontrolle emotionaler Informationsverarbeitung ist vor allem der präfrontale Kortex beteiligt. Durch den hemmenden Einfluss dieser Struktur auf den Mandelkern können emotionale Reaktionen unterdrückt werden (LeDoux,

⁸ Solche unbewussten assoziativen Lernprozesse wurden zuerst von Pavlov (1927; vgl. LeDoux 1996, S. 141-148) untersucht, der hierfür den Begriff der Konditionierung geprägt hat.

⁹ Im Unterschied zur Pavlov'schen oder »klassischen« Konditionierung wird das implizite Reaktionslernen als instrumentelle Konditionierung bezeichnet. Diese Form der Konditionierung wurde erstmals von Mowrer (1939; vgl. LeDoux, 1996, S. 230-238) beschrieben. Das Reaktionslernen durch Belohnung und Strafe galt im Rahmen behavioristischer Theorien als alleinige Erklärung für menschliches und tierisches Verhalten (vgl. Fußnote 6).

1996, S. 248-252; Rolls, 1995, S. 1099-1100). Wie bereits erwähnt, spielt der präfrontale Kortex eine wichtige Rolle bei der Anpassung emotionaler Gedächtnisinhalte an veränderte Umweltbedingungen. Er scheint außerdem an der emotionalen Selbstregulation beteiligt zu sein (Schore, 1994; Tomarken & Davidson, 1994, Solms & Turnbull, 2004). Weitere kognitive Strukturen mit Einfluss auf emotionale Informationsverarbeitung sind der Hippocampus und der rhinale Kortex, die Erinnerungen an emotionale Erfahrungen und Kontextinformationen speichern und den Mandelkern sensibilisieren, wenn diese wiedererkannt werden (LeDoux, 1996, S. 165-168). Durch seinen hemmenden Einfluss auf die Ausschüttung von Adrenalin (LeDoux, 1996, S. 239-246) und seine Tendenz zur Habitualisierung (Tucker, Luu & Pribram, 1995, S. 226-227) sorgt der Hippocampus gleichzeitig für eine Feinabstimmung der vom Mandelkern ausgelösten Erregungsprozesse.

8. *Das bewusste Erleben von Emotionen*

Das bewusste Erleben von Emotionen scheint sich im wesentlichen auf Repräsentationen im somatosensiblen Assoziationskortex der rechten Hemisphäre zu stützen, die körperliche Symptome emotionaler Erregung zu einer einheitlichen emotionalen Selbstwahrnehmung integrieren (Damasio, 1997, S. 194-226). Zusätzlich spielen wahrscheinlich auch direkte Einflüsse emotionaler Erregung auf den Kortex eine Rolle wie z.B. Veränderungen des allgemeinen kortikalen Erregungsniveaus oder die Fixierung von Aufmerksamkeit auf emotional relevante Bewusstseinsinhalte (LeDoux, 1996, S. 225-303). Es sind auch andere neurologische Erklärungen für die subjektive Emotionskomponente vorgeschlagen worden. Panksepp (1998, S. 300-323) geht z.B. davon aus, dass das bewusste Emotionserleben auf primitiven Repräsentationen des körperlichen Selbst im Hirnstamm beruht. Die Beweislage auf dem Gebiet des subjektiven Emotionserlebens ist im Gegensatz zu den bisher erwähnten Aspekten eher dürftig. So viel steht dennoch fest: Das bewusste Gefühlserleben – wie auch immer es zustande kommt – ist weder eine notwendige Voraussetzung noch eine besonders zuverlässige Quelle für alle bisher erwähnten emotionalen Verarbeitungsprozesse (LeDoux, 1996, S. 42-72; vgl. Weinberger, 1990).

So weit zu LeDoux' Modell emotionaler Informationsverarbeitung. Die folgenden Ergänzungen beziehen sich auf zwei weitere Aspekte, die für unser Thema besonders interessant sind, Emotionsausdruck und Verarbeitung des Emotionsausdrucks Anderer. Außerdem

werden wir kurz darauf eingehen, wie man sich aus neurologischer Sicht die Entstehung der kulturell geprägten Sekundäremotionen vorstellt.

9. *Emotionsausdruck*

Emotionsausdruck wird u. a. vom Mandelkern (Brothers, 1997, S. 47; LeDoux, 1994, S. 219) und vom vorderen Gyrus cinguli gesteuert (Damasio, 1997, S. 194-197; Rinn, 1991, S. 10-15). Beide Strukturen gehören zu einem Ausdruckssystem, das spontane Ausdrucksimpulse verarbeitet, d. h. solche, die direkt an emotionale Erregung gekoppelt sind. Im Gegensatz zu willkürlichen Ausdrucksbewegungen, die vom motorischen Kortex über pyramidale Nervenbahnen gesteuert werden, gelangen die vom Mandelkern und vom Gyrus cinguli erzeugten Ausdrucksimpulse über extrapyramidale Nervenbahnen zu den beteiligten Muskelgruppen.

10. *Verarbeitung von Emotionsausdruck*

Subkortikale Emotionssysteme spielen auch bei der Verarbeitung des Emotionsausdrucks Anderer eine Rolle. Der Mandelkern verfügt über Nervenzellen, die selektiv auf bestimmte Formen von Emotionsausdruck reagieren, z. B. auf Schreie (LeDoux, 1995, S. 1054) oder Gesichtsausdrücke (Rolls, 1995, S. 1098-1099; Morris et al., 1996; Morris, deBonis & Dolan, 2002; Morris, Öhman & Dolan, 1999; Thomas et al., 2001). Einfache Reizeigenschaften wie Lautstärke und Frequenz sowie ausgewählte visuelle Merkmale wie z. B. die aufgerissenen Augen des Angstausrucks können in subkortikalen Strukturen verarbeitet werden (LeDoux, 1995; Morris, deBonis & Dolan, 2002; Morris, Öhman & Dolan, 1999), während bei komplexen Ausdrucksformen kortikale Verarbeitungsprozesse beteiligt sind. So wird z. B. die Erkennung von Gesichtsausdrücken von einer hierfür spezialisierten Region im temporalen Kortex unterstützt (Rolls, 1995, S. 1099; Brothers, 1997).

11. *Sekundäremotionen*

Die kulturell geprägten Sekundäremotionen entstehen nach Damasio (1997, S. 187-193; vgl. Schore, 1994) durch eingespielte Prozesse der emotionalen Selbstregulation. Dabei kommt es zu einer Abstimmung zwischen den erwähnten emotionsregulierenden Strukturen und den somatosensiblen Repräsentationen emotionaler Zustände. Die für Sekundäremotionen typischen Erregungsmuster sind wahrscheinlich

als dispositionelle Repräsentationen¹⁰ im präfrontalen Kortex gespeichert und können deshalb wie Primäremotionen in ganzheitlicher Form angeregt werden. Ähnlich wie im Fall des bewussten Gefühlerlebens gibt es hierfür verschiedene Indizien, aber keine gesicherten Nachweise.

Wie dieser kurze Überblick verdeutlicht, haben neurologische Emotionstheorien in den letzten Jahrzehnten einen beachtlichen Komplexitätsgrad erreicht. Sie können detaillierte Erklärungen für das gesamte Spektrum der von Kleinginna & Kleinginna (1981) genannten Emotionskomponenten anbieten. Natürlich wird im Rahmen der kognitiven Emotionstheorien, auf die wir in den folgenden Kapiteln eingehen werden, vieles anders gesehen. Wir werden auf solche problematischen Punkte noch mehrfach zu sprechen kommen. Zunächst jedoch soll diskutiert werden, inwiefern sich aus neurologischen Emotionstheorien eine Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation ableiten lässt. Zum Abschluss dieses Abschnitts, hier noch einmal eine Kurzzusammenfassung der wichtigsten Aussagen neurologischer Informationsverarbeitungsmodelle:

- Emotionen werden durch eigenständige Informationsverarbeitungssysteme im Gehirn hervorgebracht. Diese Emotionssysteme können die emotionale Relevanz von Reizen analysieren und verschiedene emotionale Reaktionen auslösen.
- Emotionssysteme sind lernfähig. Sie können lernen, auf neue Auslöser zu reagieren oder auf bestimmte Auslöser nicht mehr zu reagieren. Sie können neue Reaktionen lernen, die positive Emotionen herbeiführen bzw. negative Emotionen vermeiden. Außerdem können sie Reaktionen unterdrücken, die in der Vergangenheit zu negativen Emotionen geführt haben.
- Emotionssysteme weisen enge wechselseitige Verknüpfungen mit anderen Funktionssystemen im Gehirn auf. Dazu gehören insbesondere die sensorischen Verarbeitungssysteme, das explizite Gedächtnissystem, das verhaltensaktivierende und das verhaltenshemmende Motivationssystem sowie emotionsregulierende Strukturen im frontalen Kortex.

¹⁰ Der Begriff der dispositionellen Repräsentation (vgl. Damasio, 1997, S. 150-152) bezieht sich auf die Speicherung von Wissen in neuronalen Schaltkreisen und ist in etwa mit dem Schemabegriff aus der kognitiven Psychologie gleichzusetzen, der für einheitlich abrufbare Wissensbestände bzw. Reaktionsmuster verwendet wird.

- Informationsverarbeitungsprozesse in subkortikalen Emotionssystemen, die zur Entstehung von Emotionen führen, sind nicht bewusst zugänglich. Das bewusste Erleben von Emotionen beruht auf Verarbeitungsprozessen im Kortex. Hierbei spielen vor allem das somatosensible Feedback emotionaler Reaktionen und die Fokussierung von Aufmerksamkeit auf die emotionsauslösende Situation eine Rolle.

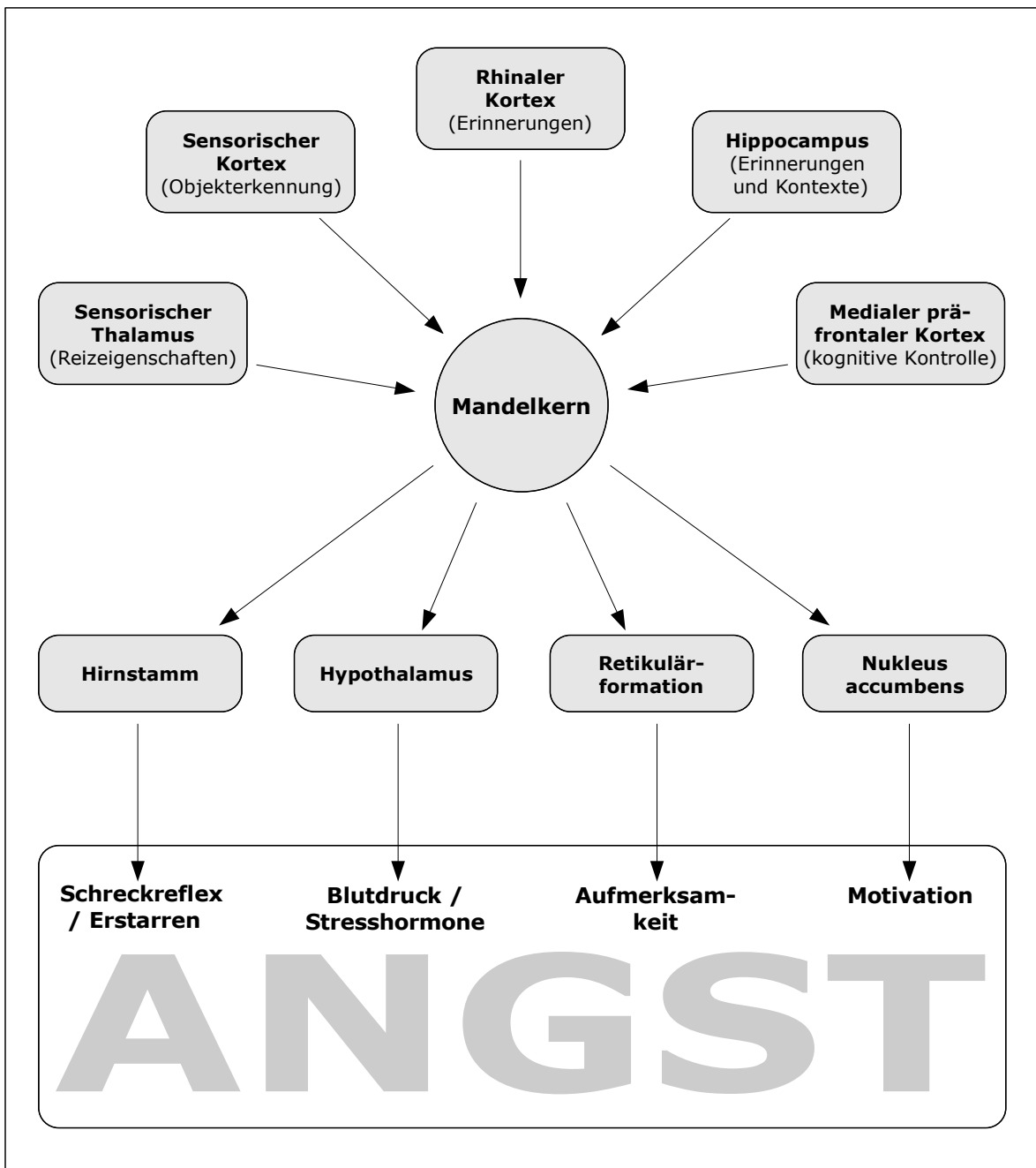


Abbildung 1: Vereinfachte Darstellung des Modells von LeDoux (1996; 2002). Die Darstellung zeigt wichtige afferente (einlaufende) und efferente (auslaufende) Nervenverbindungen des Mandelkerns und deren Funktionen bei der Emotionsentstehung (unsere Darstellung, basierend auf verschiedenen Grafiken in LeDoux, 1996; 2002).

2.2 Emotionale Kommunikation – ein neurologisch orientierter Definitionsansatz

Nachdem wir die wichtigsten Aussagen neurologischer Emotionstheorien vorgestellt haben, werden wir nun auf das zentrale Anliegen dieses Kapitels zurückkommen: Inwiefern lässt sich auf der Grundlage neurologischer Modelle ein Definitionsansatz für das Konzept der emotionalen Kommunikation entwickeln? Ein interessanter Ausgangspunkt für die kommunikationstheoretische Modellbildung ist die Beobachtung, dass subkortikale Emotionssysteme sowohl an der Steuerung des Ausdrucksverhaltens als auch an der Verarbeitung des Emotionsausdrucks Anderer beteiligt sind.

Bedeutet das, dass es nicht nur angeborene Ausdrucksformen für Emotionen, sondern auch angeborene Verstehensfähigkeiten gibt? Die Hypothese der kommunikativen Gene (*communicative gene hypothesis*) von Buck & Ginsburg (1991) legt eine solche Sichtweise nahe. Diese Hypothese besagt, dass es für jede angeborene Ausdrucksfähigkeit angeborene Verstehensfähigkeiten¹¹ geben muss, weil Ausdrucks- und Verstehensfähigkeiten nicht für sich allein, sondern nur durch ihre wechselseitige Bezogenheit eine evolutionär sinnvolle Anpassungsleistung darstellen.

Wir behaupten, dass bei kommunikativen Genen die Einheit der Selektion nicht das Individuum oder das Gen ist. Die Einheit der Selektion ist die *kommunikative Beziehung*, die sich durch eine gleichzeitige Selektion von Ausdrucksformen und entsprechenden Empfänglichkeiten bei den Individuen herausbildet. [...] Die einzelnen Ausdrucksformen und Empfänglichkeiten sind *Elemente* des Kommunikationsprozesses, die sich in traditioneller Weise als phylogenetische Anpassungsleistungen herausbilden können, sie *fungieren* aber nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck erfolgreicher Kommunikation. (Buck & Ginsburg, 1997, S. 20; unsere Übersetzung, Hervorhebungen im Original)

Die Hypothese der kommunikativen Gene sagt allerdings nichts darüber aus, wie man sich angeborene »Verstehensfähigkeiten« für Emotionsausdruck konkret vorzustellen hat. Wenn man mit Buck & Ginsburg (1991) davon ausgeht, dass die angeborenen Verstehensfähigkeiten ähnlich differenziert sein müssen wie das angeborene Ausdrucksspektrum für Emotionen, ergibt sich jedoch folgendes Bild: Aus Sicht der kulturvergleichenden Ausdrucksforschung lässt die angeborene Mimik auf jeden Fall eine Unterscheidung zwischen Angst, Ärger, Trauer, Ekel und Überraschung zu (vgl. Ekman 1994, S. 18; Ekman & O'Sullivan, 1991, S. 174-182). Außerdem gibt es Hinweise auf spezifische Ausdrucksformen für Ver-

¹¹ Buck und Ginsburg (1991) sprechen nicht von Verstehensfähigkeiten, sondern von Empfänglichkeiten (*preattunements*) für bestimmte Ausdrucksformen. Die Vagheit dieses Begriffs soll eine Brücke zwischen verschiedenen angeborenen Kommunikationsformen schlagen – vom Austausch chemischer Signale bei Einzellern bis hin zum menschlichen Emotionsausdruck.

achtung, Scham und Interesse, die jedoch kontrovers diskutiert werden. Im Bereich der positiven Emotionen ist der mimische Ausdruck dagegen sehr undifferenziert. Für das gesamte Spektrum positiver Emotionen gibt es nur eine angeborene Ausdrucksform: das sogenannte »Duchenne-Lächeln«.¹² Nach Ekman & O'Sullivan (1991, S. 172-174) ist diese angeborene Form des Lächelns der einzige Gesichtsausdruck, der mit dem subjektiven Erleben von positiven Emotionen wie Freude, Heiterkeit, Zufriedenheit, Erleichterung und Zuneigung korreliert. Nach Kappas, Hess & Scherer (1991) hat der stimmliche Emotionsausdruck einen ähnlichen Differenzierungsgrad wie die Mimik. Am Ausdruck der Stimme lassen sich unabhängig von Sprache und Kultur des Sprechers Angst, Ärger, Trauer, Ekel und Freude unterscheiden.

Wenn man sich an die gesicherten Erkenntnisse hält, sind die angeborenen Ausdrucksfähigkeiten auf jeden Fall differenziert genug, um Angst, Ärger, Trauer, Ekel, Überraschung und positive Emotionen in unterschiedlicher Weise zu kommunizieren. Möglicherweise ist das angeborene Ausdrucksspektrum in mancher Hinsicht differenzierter. Der Forschungsstand zu anderen Emotionen und Ausdrucksmodalitäten ist aber nicht eindeutig genug. Vor allem im Hinblick auf den Ausdruck positiver Emotionen besteht noch Klärungsbedarf.¹³ Was den Bereich der negativen Emotionen betrifft, gilt es dagegen als erwiesen, dass die angeborenen Ausdrucksformen differenzierte Informationen über emotionale Zustände vermitteln.

Emotionale Informationsverarbeitungssysteme scheinen demnach so beschaffen zu sein, dass Emotionen in relativ differenzierter Weise ausgedrückt werden. Gleichzeitig verfügen Menschen über angeborene Verstehensfähigkeiten für Emotionsausdruck, die beim Kommunikationspartner emotionale Verarbeitungsprozesse aktivieren. Auf der Grundlage neurologischer Emotionstheorien kann somit folgende Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation formuliert werden:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Gehirnsysteme.

¹² Das Duchenne-Lächeln wurde nach Guillaume-Benjamin Duchenne benannt, der diese Ausdrucksform bereits 1862 beschrieb. Charakteristisch für diese angeborene Form des Lächelns ist die Kontraktion des Augenringmuskels – eine Ausdrucksbewegung, die nicht willkürlich kontrolliert werden kann und deshalb beim Höflichkeitslächeln fehlt.

¹³ Was die Mimik angeht, scheint erwiesen, dass es nur eine angeborene Ausdrucksform für positive Emotionen gibt. Ekman (1994) hält es für wahrscheinlich, dass positive Emotionen anhand anderer Ausdrucksmodalitäten wie Stimme oder Körperausdruck zu unterscheiden sind. Dies wurde aber noch nicht systematisch untersucht.

Um mit diesem neurologisch orientierten Definitionsansatz arbeiten zu können, muss freilich geklärt werden, welchen Stellenwert angeborene Ausdrucks- und Verstehensfähigkeiten bei Menschen haben und inwiefern es gerechtfertigt ist, in diesem Zusammenhang von Kommunikation zu sprechen. Diese Fragen sollen im zweiten Teil der Arbeit diskutiert werden.

Ein weiterer Punkt, der im Zusammenhang mit dieser Arbeitsdefinition geklärt werden muss, ist der Begriff der emotionalen Informationsverarbeitung. Ist dieser Begriff überhaupt geeignet, um Emotionen in ihrer Eigenschaft als mentale Phänomene zu beschreiben? Obwohl die Vertreter neurologischer Emotionstheorien davon überzeugt sind, die wichtigsten Aspekte von Emotionen auf der Grundlage von Gehirnprozessen erklären zu können, wurde ihnen immer wieder vorgeworfen, dass ihre Forschungsergebnisse fast ausschließlich auf Tierversuchen beruhen. Selbst wenn die Gehirne von Menschen und Tieren anatomisch ähnlich sind und ähnliche Verhaltensweisen hervorbringen, bedeutet das nicht automatisch, dass Tiere etwas erleben, das mit menschlichen Emotionen vergleichbar ist. Hinter diesem kritischen Einwand verbirgt sich das sogenannte Leib-Seele-Problem: die alte philosophische Streitfrage, ob mentale Phänomene allein auf der Grundlage körperlicher Vorgänge erklärbar sind oder ob ihnen eine eigenständige Daseinsform zukommt, die sich nicht auf Materielles reduzieren lässt.

2.3 Das Leib-Seele-Problem

Hat der Mensch eine Seele, die in irgendeiner Form über seine körperliche Existenz hinausgeht? Oder sind Körper und Seele eins? An dieser Frage scheiden sich schon seit Jahrhunderten die Geister. Positionen, die Körper und Geist als grundsätzlich verschiedene Daseinsformen auffassen, werden als dualistisch bezeichnet. Zu den prominenten Vertretern dualistischer Theorien gehören u. a. Descartes (1972), Leibniz (1966) und – in jüngerer Zeit – Popper & Eccles (1977). Positionen, die Körper und Geist als Einheit betrachten, werden als monistisch bezeichnet. Klassische Beispiele für monistische Leib-Seele-Theorien sind die Doppelaspekttheorie von Spinoza (1984) und »L’homme machine« von la Mettrie (1990). Zu den zeitgenössischen Versionen des Monismus gehören der logische Behaviorismus (z. B. Ryle, 1949) und der eliminative Materialismus (z. B. Rorty, 1965) – beides sprachphilosophische Ansätze, die zu zeigen versuchen, dass wir uns in Wirklichkeit auf Materielles beziehen, wenn wir von geistigen Phänomenen sprechen.

Trotz der philosophischen Probleme, die man sich einhandelt, wenn man Körper und Geist als verschiedene Daseinsformen betrachtet – wie sollen unter diesen Umständen geistige Ursachen materielle Wirkungen hervorrufen und umgekehrt? – hat der Dualismus bis heute wenig von seiner intuitiven Glaubwürdigkeit verloren. Subjektive Bewusstseinszustände wie Gedanken, Gefühle, Erinnerungen und Phantasien erscheinen oft wie eine eigene Welt, in der die Gesetze der materiellen Welt nicht gelten. Durch die beeindruckenden Fortschritte in der Gehirnforschung hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten das geistige Klima zugunsten monistischer Positionen verändert. Das Leib-Seele-Problem gilt aber weiterhin als ungelöst. Obwohl immer mehr Einzelaspekte der subjektiven Erfahrung neurologisch erklärt werden können, ist nach wie vor ungeklärt, wie diese einzelnen Aspekte zu einem einheitlichen Bewusstseinsinhalt integriert werden (vgl. Hobson, 1999, S. 67-75). Ein weiteres offenes Problem ist die Frage, wie Bewusstseinszustände auf körperliche Prozesse zurückwirken und so etwas wie freie Willensentscheidungen hervorbringen können (vgl. Walter, 1998). Es mangelt keineswegs an neurologischen Bewusstseinstheorien (z. B. Kosslyn & Koenig, 1992; Hobson, 1999; Damasio, 1999). Die meisten dieser Theorien werden jedoch von den Autoren selbst als vorläufig und spekulativ bezeichnet. Etwas Zweckoptimismus ist also im Spiel, wenn die Mehrheit der Neurologen Gehirn und Geist als untrennbare Einheit betrachtet. Allerdings gibt es auch eine Reihe namhafter Neurologen, die dualistische Positionen verteidigen.¹⁴

Skeptisch gegenüber neurologischen Erklärungen ist auch der funktionalistische Ansatz, der vor allem im Kontext der kognitiven Psychologie vertreten wird (zu den philosophischen Grundlagen dieser Position vgl. Fodor, 1965 und Putnam, 1975). Der Funktionalismus stellt in gewissem Sinne eine Zwischenposition zwischen Monismus und Dualismus dar. Dieser Ansatz geht zwar davon aus, dass psychische Prozesse auf Gehirnprozesse zurückzuführen sind, das Verhältnis von psychischen Prozessen und Gehirnprozessen wird jedoch ähnlich wie das Verhältnis zwischen Software und Hardware eines Computers aufgefasst. Um zu verstehen, wie sich ein Computer verhält – d. h. mit welchem Output er auf welchen Input reagiert – braucht man nur die Software zu kennen, mit der dieser Computer arbeitet. Durch welche Hardware-Prozesse die einzelnen Verarbeitungsschritte realisiert werden, ist dabei vollkommen irrelevant. Als ausschlaggebend für die Erforschung psychischer Phänomene gilt daher im Rahmen funktionalistischer Ansätze allein die logische Struktur der Informationsverarbeitungsprozesse, die unabhängig von der Materialität konkreter Gehirnprozesse untersucht werden kann.

¹⁴ Hierzu gehören u. a. Pennfield, Sperry und Eccles (vgl. Panksepp 1998, S. 336-341).

Diese Herangehensweise ist wiederum aus den Reihen der neurologischen Emotionsforschung kritisiert worden (vgl. LeDoux, 1996; Panksepp, 1998), weil die Erforschung der biologischen »Hardware« von Emotionen zu einer Reihe von Schlussfolgerungen geführt hat, die nicht mit kognitiven Emotionstheorien vereinbar sind. Obwohl die Bemühungen um eine integrative Sichtweise seit den späten 1990er Jahren kontinuierlich zugenommen haben (vgl. LeDoux, 1996; Panksepp, 1998; van Reekum & Scherer, 1997; Smith & Kirby, 2000; Frijda & Zeelenberg, 2001; Scherer, 2001; Kappas, 2001; Pecchinada, 2001), gelten viele Probleme nach wie vor als ungelöst. In Bezug auf das Leib-Seele-Problem befindet sich die Emotionsforschung somit in einer schwierigen Situation. Während sich die neurologische Emotionsforschung der Frage nach der Entstehung von Emotionen aus der Perspektive der biologischen »Hardware« angenähert hat, sind kognitive Emotionstheorien von der mentalen »Software« ausgegangen. Statt sich gegenseitig zu ergänzen und zu bestätigen, gehen die Auffassungen beider Forschungsansätze z. T. jedoch so stark auseinander, dass man sich fragen muss, ob sie sich überhaupt auf den gleichen Gegenstand beziehen.

Vor diesem Hintergrund erweist sich der Begriff der emotionalen Informationsverarbeitung als nicht ganz unproblematisch. Dies gilt vor allem für den engen, auf subkortikale Emotionssysteme beschränkten Begriff von LeDoux (1996; 1994) und Panksepp (1998; 1994), auf den wir uns bisher in erster Linie bezogen haben. Dieser enge Begriff emotionaler Informationsverarbeitung ist jedoch nicht der einzige. Es gibt mindestens drei inhaltliche Varianten, die wir im Folgenden unter dem Gesichtspunkt des Leib-Seele-Problems diskutieren werden. Alle drei Begriffe stimmen darin überein, dass sie emotionale Informationsverarbeitung in Abgrenzung von kognitiver Informationsverarbeitung beschreiben. Sie gehen dabei aber jeweils von unterschiedlich strengen Kriterien für emotional relevante Gehirnstrukturen aus.

Der von Panksepp (1998, 1994) vorgeschlagene Begriff emotionaler Informationsverarbeitung befindet sich am minimalistischen Ende des Spektrums. Er ist auf subkortikale Emotionssysteme beschränkt, während alle Verarbeitungsprozesse, die auf kortikalen Strukturen oder dem Hippocampus basieren, als Kognition bezeichnet werden.¹⁵ Dieser Begriff, von dem auch das Modell von LeDoux (1996) ausgeht, ist speziell auf die angeborenen Grundlagen emotionaler Informationsverarbeitung zugeschnitten, die bei Menschen und Tieren weitgehend übereinstimmen. Hier geht es im Wesentlichen um die Verarbeitung

¹⁵ Die Einschränkung auf subkortikale Emotionssysteme kann als Abgrenzungsversuch gegenüber kognitiven Positionen in der Emotions-Kognitions-Debatte verstanden werden (vgl. hierzu LeDoux, 1994; Panksepp, 1994). Wir werden hierauf im nächsten Kapitel noch ausführlicher eingehen.

angeborener Emotionsauslöser und deren assoziative Verknüpfung mit erlernten Hinweisreizen bzw. instrumentellen Verhaltensweisen. Maßgeblich für die Einschränkung auf subkortikale Strukturen ist die Beobachtung, dass Schädigungen des Kortex bei Tieren wenig Einfluss auf emotionale Verhaltensweisen haben (Panksepp, 1994). Emotionales Verhalten wird durch den Ausfall kortikaler Strukturen in der Regel sogar verstärkt.

Was menschliche Emotionen betrifft, ist dieser enge Begriff emotionaler Informationsverarbeitung jedoch insofern problematisch, als dass Verarbeitungsprozesse in subkortikalen Emotionssystemen nicht bewusst zugänglich sind.¹⁶ Bewusste Verarbeitungsprozesse, die die Grundlage des subjektiven Emotionserlebens bilden, werden damit aus dem Begriff der emotionalen Informationsverarbeitung ausgeklammert. LeDoux (1996, S. 302) geht davon aus, dass Emotionen in der Evolution als »Gehirnzustände und körperliche Reaktionen« entstanden sind und dass die bewusst erlebten Gefühle nur der »Zuckerguss auf dem Emotions-Kuchen« (ebd.) sind. Sie werden als bloße Repräsentationen körperlicher Emotionszustände aufgefasst, die keinen eigenständigen Beitrag zur Emotionsentstehung leisten. Indem Emotionen zu reinen Körperphänomenen erklärt werden, umgeht der enge Begriff emotionaler Informationsverarbeitung von LeDoux (1996) das Leib-Seele-Problem. Gleichzeitig bleibt er damit aber auch eine befriedigende Erklärung für Emotionen in ihrer Eigenschaft als mentale Phänomene schuldig.

Viele Neurologen bevorzugen deshalb einen weiter gefassten Begriff emotionaler Informationsverarbeitung, der emotionsregulierende Verarbeitungsprozesse im Kortex einschließt (z.B. Damasio, 1997; Rolls, 1995; Kolb & Wishaw 1993). Ausschlaggebend für diese erweiterte Auffassung emotionaler Informationsverarbeitung ist der relativ starke Einfluss des Kortex auf menschliche Emotionen. Hierfür spricht u. a., dass sich der präfrontale Kortex, der oft als Erweiterung subkortikaler Emotionssysteme aufgefasst wird, in der Evolutionsgeschichte des menschlichen Gehirns kontinuierlich vergrößert hat (vgl. Brothers, 1997, S. 98). Zu den emotionsregulierenden Verarbeitungsprozessen im Kortex gehört nach Damasio (1997, S. 98-108) auch die Repräsentation von Gefühlszuständen im somatosensiblen Assoziationskortex der rechten Hemisphäre. Auf diesen somatosensiblen Repräsentationen beruht vermutlich das bewusste Erleben von Emotionen und ihre bewusste Regulierung. Wie bereits erläutert, ermöglichen kortikale Regulationsmechanismen ein flexibles Reagieren emotionaler Informationsverarbeitung auf wechselnde Umweltsituationen, das über die angeborenen bzw. konditionierten Reiz-Reaktions-Muster

¹⁶ Panksepp (1998, S. 300-323) umgeht dieses Problem, indem er annimmt, dass das bewusste Emotionserleben auf primitiven Repräsentationen des körperlichen Selbst im Hirnstamm beruht. Hierbei handelt es sich jedoch um eine spekulative Annahme, auf die wir nicht genauer eingehen werden, da sie unseres Wissens wenig verbreitet ist.

subkortikaler Emotionssysteme hinausgeht (vgl. Rolls, 1995; LeDoux, 1996). Diese Flexibilität spielt vor allem bei der Feinabstimmung von Emotionen im sozialen Kontext eine wichtige Rolle (vgl. Damasio, 1997).

Um die Komplexitäten des menschlichen Gefühlslebens zu beschreiben, scheint also der erweiterte Begriff emotionaler Informationsverarbeitung von Damasio (1997) besser geeignet. Darüber hinaus ermöglicht dieser Begriff eine vermittelnde Perspektive auf das Leib-Seele-Problem. Bewusst zugängliche Verarbeitungsprozesse im Kortex sind hier als emotionsregulierende Mechanismen unmittelbar in den Prozess der Emotionsentstehung eingebunden. Emotionen sind demzufolge keine reinen Körperphänomene, die sich dem Einfluss des bewusst denkenden und fühlenden Individuums entziehen. Auf der anderen Seite sind Emotionen aber auch keine reinen Bewusstseinsphänomene. Bewusste Verarbeitungsprozesse im Kortex können zwar verstärkenden bzw. hemmenden Einfluss auf die Aktivität subkortikaler Emotionssysteme ausüben. Sie können jedoch nicht deren Funktion übernehmen und ohne die Beteiligung subkortikaler Emotionssysteme Emotionen hervorbringen.

Der dritte Begriff emotionaler Informationsverarbeitung, auf den wir eingehen werden, ist in der Kommunikationstheorie besonders populär (z. B. Buck, 1984; Kroeber-Riel, 1993). Er beruht auf Erkenntnissen über die unterschiedliche Spezialisierung der beiden Gehirnhälften. Im Rahmen von Lateralisierungsthesen wird die rechte Hemisphäre mit einem ganzheitlich-emotionalen Verarbeitungsstil in Verbindung gebracht, die linke Hemisphäre dagegen mit einem sprachlich-analytischen Verarbeitungsstil. Ein solcher Begriff emotionaler Informationsverarbeitung, der sich auf die gesamte rechte Hemisphäre bezieht, geht weit über die bisher vorgestellten Begriffe hinaus und ist nur bedingt mit ihnen vereinbar, da sich diese Begriffe zum Großteil auf bilaterale Gehirnstrukturen beziehen, d. h. auf den rechten *und* linken Mandelkern, den rechten *und* linken präfrontalen Kortex usw.

Es gibt eine Reihe von Belegen für die besondere Rolle der rechten Gehirnhälfte bei der emotionalen Informationsverarbeitung (Kolb & Wishaw 1993, S. 363-379; Schore 1994; Feyreisen 1991; Damasio, 1997, S. 98-108; Sergent, 1995). Dennoch halten es viele Autoren für verfehlt, hieraus auf einen emotionalen Verarbeitungsstil der gesamten rechten Hemisphäre zu schließen. So geben Kolb & Wishaw (1993, S. 182-185) zu bedenken, dass die funktionalen Unterschiede zwischen analogen Kortexarealen der beiden Hemisphären relativ gering sind und nur bestimmte hochkomplexe Funktionen betreffen. Kolb & Wis-

haben es daher für angemessener, von relativer Dominanz der Hemisphären auf bestimmten Gebieten zu sprechen.¹⁷

Lateralisierungsthesen stellen sich angesichts dieser Einwände als tendenziell berechtigte, aber relativ grobe Vereinfachung dar. Wir favorisieren deshalb den zweiten Begriff emotionaler Informationsverarbeitung, der emotionsregulierende Verarbeitungsprozesse im Kortex einschließt, aber nicht so weit geht, emotionale und bildhafte Informationsverarbeitung gleichzusetzen. Diese Unterscheidung mag in vielen Fällen dem gesunden Menschenverstand widersprechen, da bildhafte und emotionale Aspekte im Bewusstsein oft zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen. Dass kognitive und emotionale Aspekte als einheitlicher Bewusstseinsinhalt erlebt werden, ist jedoch keine spezifische Eigenschaft bildhafter Informationsverarbeitung. Ähnliches gilt für das emotionale Leiden, das mit Schmerzen oder körperlichen Bedürfnissen wie Hunger, Durst und Müdigkeit einhergeht (vgl. Damasio, 1997, S. 346-351; Panksepp, 1998, S. 164-186). Auch höhere Funktionen wie Motivation und Entscheidungsfindung weisen emotionale Komponenten auf, die untrennbar mit den kognitiven Inhalten verbunden sind (LeDoux, 2002, S. 235-259; Sokolowski, 1993; Csikszentmihalyi, 1996; Damasio, 1997).

Das subjektive Erleben eines einheitlichen Bewusstseinsinhalts ist jedenfalls nach neurologischen Erkenntnissen kein verlässliches Indiz dafür, dass die einzelnen Aspekte dieser Erfahrung von den selben Gehirnstrukturen hervorgebracht werden. Es hat sich vielmehr herausgestellt, dass komplexe Bewusstseinsinhalte auf einer Vielzahl spezialisierter Verarbeitungsprozesse basieren, die in verschiedenen Gehirnregionen stattfinden (vgl. Restak, 1994; Hobson, 1999; Damasio, 1997). Insofern ist die Unterscheidung zwischen emotionaler und kognitiver Informationsverarbeitung aus neurologischer Sicht gut damit vereinbar, dass emotionale und kognitive Verarbeitungsprozesse als Aspekte eines einheitlichen Bewusstseinsinhalts erlebt werden. Die Frage, wie diese Verarbeitungsprozesse im Bewusstsein integriert werden, ist wie gesagt noch ungeklärt – auch wenn es eine Reihe von Theorien gibt, die sich mit diesem sog. »Bindungsproblem« (binding problem) befassen (vgl. den Literaturüberblick von Hobson, 1999, S. 67-75). Auf alle Fälle bleibt jedoch festzuhalten, dass einheitliche Bewusstseinsinhalte nicht zwangsläufig auf einheitliche Gehirnprozesse schließen lassen, da das menschliche Gehirn offenbar in der Lage ist, parallele Aktivitäten verschiedener Gehirnregionen ad hoc zu einem ganzheitlichen Bewusstseinsinhalt zu integrieren.

¹⁷ Bei rechtshändigen Personen spielt die linke Hemisphäre eine größere Rolle bei der Sprache und bei der Kontrolle komplexer Willkürbewegungen. Dagegen dominiert die rechte Hemisphäre bei der Kontrolle bestimmter visuell-räumlicher Fähigkeiten.

Zusammenfassend betrachtet, scheint der zweite Begriff emotionaler Informationsverarbeitung am besten geeignet, um die oben vorgestellte Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation zu konkretisieren. Dieser Begriff, der emotionsregulierende Verarbeitungsprozesse im Kortex einschließt, stellt eine Erweiterung des ersten, auf subkortikale Emotionssysteme beschränkten Begriffs dar. Diese Erweiterung ist u. E. notwendig, um der Komplexität und Flexibilität menschlicher Emotionen gerecht zu werden. Andererseits geht dieser Begriff aber nicht so weit, emotionale und bildhafte Informationsverarbeitung gleichzusetzen. Damit bleibt es möglich, zwischen sensorischer Verarbeitung und emotionaler Bewertung zu differenzieren – eine Unterscheidung, die insbesondere aus der Sicht der Bewertungstheorien von zentraler Bedeutung für das Verständnis emotionaler Verarbeitungsprozesse ist.

Ein um emotionsregulierende Verarbeitungsprozesse im Kortex erweiterter Begriff emotionaler Informationsverarbeitung scheint darüber hinaus geeignet, um zwischen den konträren Auffassungen von Emotionen als reine Körperphänomene bzw. als reine Bewusstseinsphänomene zu vermitteln. Aufgrund der Beteiligung subkortikaler Emotionssysteme verfügen Emotionen auf der einen Seite über typische Eigenschaften körperlicher Phänomene: Sie sind an die Aktivität bestimmter Gehirnstrukturen und Neurotransmitter gebunden und können unabhängig vom Bewusstsein entstehen. Durch den Einfluss kortikaler Regulationsmechanismen weisen Emotionen auf der anderen Seite aber auch typische Eigenschaften mentaler Phänomene auf: Ein Teil der emotionalen Verarbeitungsprozesse kann bewusst erlebt und willentlich beeinflusst werden.

2.3.1 Ist emotionale Kommunikation ein körperliches oder ein mentales Phänomen?

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich nun aus der Diskussion des Leib-Seele-Problems in Bezug auf die oben vorgestellte Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation als wechselseitige Aktivierung emotionaler Informationsverarbeitungssysteme? Die wichtigste Konsequenz aus dem erweiterten Begriff emotionaler Informationsverarbeitung von Damasio (1997) besteht u. E. darin, dass Emotionen keine starren, reflexhaften Reiz-Reaktions-Muster bilden. Durch den Einfluss kortikaler Regulationsmechanismen können emotionale Reaktionen an wechselnde Umweltsituationen angepasst werden. Emotionssysteme können sogar lernen, auf den gleichen Stimulus je nach Situationskontext unterschiedlich zu reagieren (Rolls, 1995). Auch wenn es angeborene Ausdrucksformen und angeborene Reaktionen auf Emotionsausdruck gibt, bedeutet das also nicht, dass die Form des Emoti-

onsausdrucks und seine Wirkung auf den Kommunikationspartner in unabänderlicher Weise durch die biologische Hardware des menschlichen Nervensystems vorgegeben sind.

Ein Beispiel für die Kontextabhängigkeit des Emotionsausdrucks sind die Untersuchungen von Buck (1984) zum Einfluss des verhaltenshemmenden Motivationssystems auf die Expressivität. Wie bereits erwähnt, sorgt das verhaltenshemmende Motivationssystem dafür, dass Verhaltensweisen unterdrückt werden, die in der Vergangenheit zu negativen Konsequenzen geführt haben. Die Deutlichkeit des Emotionsausdrucks hängt daher nicht allein von der emotionalen Erregung ab, sondern auch davon, ob der Situationskontext positive oder negative Assoziationen mit früheren Kommunikationssituationen hervorruft.

Auch die Reaktionen des Kommunikationspartners auf Emotionsausdruck sind vom Kontext abhängig. Ein Beispiel hierfür sind empathische und kontra-empathische Formen der »Gefühlsansteckung« (emotional contagion / counter contagion), die von Lanzetta und Mitarbeitern (Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980; Lanzetta & Englis, 1989) untersucht wurden. Damit Emotionsausdruck eine »ansteckende« Wirkung auf den Kommunikationspartner entfaltet, muss eine positive, kooperative Grundeinstellung vorhanden sein. Wenn sich die Kommunikationspartner in einer Konkurrenzsituation befinden, ist dagegen eine Gefühlsansteckung mit umgekehrtem Vorzeichen zu beobachten. Statt den Gesichtsausdruck des Kommunikationspartners unwillkürlich nachzuahmen – wie es die Versuchspersonen unter kooperativen Bedingungen tun – löst unter Konkurrenzbedingungen der positive Ausdruck des Partners eine negative Reaktion aus, und der negative Ausdruck des Partners eine positive Reaktion.

Emotionsausdruck ist damit auf jeden Fall mehr als nur ein ansteckendes Körperphänomen. Wie Emotionen ausgedrückt werden und wie Andere auf diesen Ausdruck reagieren, sagt immer auch etwas darüber aus, wie die Kommunikationspartner die Situation und ihre Beziehung zueinander bewerten. Dass es situationsabhängige Unterschiede in Bezug auf die Form und die Wirkung von Emotionsausdruck gibt, bedeutet nicht automatisch, dass diese Unterschiede bewusst wahrgenommen und absichtsvoll eingesetzt werden. Für ein bewusst gesteuertes Kommunikationsverhalten sind Selbstreflexions- und Selbstkontrollfähigkeiten erforderlich, deren biologische Grundlagen noch nicht ausreichend erforscht sind. Die Tatsache, dass die biologische »Hardware« von Emotionen überhaupt einen gewissen Grad an Flexibilität erlaubt, bildet jedoch die Grundvoraussetzung dafür, dass sich Menschen diesen Flexibilitätsspielraum bewusst machen und für intentionales Kommunikationsverhalten nutzen können.

Wenn man den erweiterten Begriff der emotionalen Informationsverarbeitung von Damasio (1997) zugrunde legt, ist emotionale Kommunikation also Körperphänomen und mentales Phänomen zugleich. Körperphänomen, weil Menschen über angeborene Ausdrucks- und Verstehensfähigkeiten für Emotionen verfügen, die in der biologischen Struktur des Gehirns verankert sind. Und mentales Phänomen, weil diese biologischen Prozesse ein relativ hohes Maß an Flexibilität aufweisen und dadurch Angriffspunkte für mentale Steuerungsmechanismen bieten. In den folgenden Kapiteln werden wir uns nun den kognitiven Emotionstheorien zuwenden, die sich primär mit dem Einfluss mentaler Prozesse auf die Emotionsentstehung beschäftigt haben.

3. Bewertungstheorien

Wenn von kognitiven Emotionstheorien die Rede ist, sind meist die Bewertungstheorien gemeint. Zu den kognitiven Emotionstheorien zählen aber auch die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien und der Prototypenansatz (prototype approach).¹⁸ Die theoretischen Positionen dieser Ansätze überschneiden sich in verschiedener Hinsicht. Was die Entstehung von Emotionen betrifft, gehen die Grundannahmen jedoch auseinander.

1. *Bewertungstheorien* (z. B. Lazarus, 1991; Scherer, 1984; Smith & Ellsworth, 1985; Ortony, Clore & Collins, 1988; Frijda, 1986) nehmen an, dass Emotionen als Reaktion auf bestimmte kognitive Bewertungen entstehen – d. h. nicht die Situation an sich löst Emotionen aus, sondern vielmehr ihre kognitive Bewertung in Bezug auf persönliche Ziele, Bedürfnisse, Wertvorstellungen, etc.
2. Der *Prototypenansatz* (z. B. Shaver et al., 1987; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) geht davon aus, dass Emotionen durch die Aktivierung emotionaler Skripts entstehen. Bei diesen emotionalen Skripts handelt es sich um assoziative Wissensstrukturen, die typische emotionsauslösende Situationen mit typischen emotionalen Reaktionen und Selbstkontrollstrategien verknüpfen – d. h. Emotionen entstehen durch assoziative Mustervergleichsprozesse, die Ablaufschemata für prototypische emotionale Episoden aktivieren.

¹⁸ Zu den kognitiven Emotionstheorien gehört auch die Zwei-Faktoren-Theorie (two-factor-theory of emotion) von Schachter & Singer (1962). Diese Theorie besagt, dass Emotionen durch die kognitive Interpretation und Benennung eines unspezifischen physiologischen Erregungszustands entstehen. Obwohl diese Theorie lange Zeit sehr einflussreich war, werden wir nicht näher darauf eingehen, da die experimentellen Ergebnisse, auf die sie sich stützt, von anderen Forschern nicht bzw. nur unter ganz bestimmten Rahmenbedingungen repliziert werden konnten (vgl. hierzu Cotton, 1981; Reisenzeim, 1983 und Leventhal & Tomarken, 1986; zitiert in Schorr, 2001).

3. Im Rahmen *sozialkonstruktivistischer Emotionstheorien* (z. B. Averill, 1985; Harré, 1986; Mandler, 1990; Shweder, 1994) werden Emotionen als kulturell geprägte Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster aufgefasst, die wichtige Funktionen im Zusammenleben der sozialen Gemeinschaft erfüllen und deshalb durch ein System von Normen und Regeln kontrolliert werden. Emotionen entstehen, indem sich die Person entsprechend dieser Normen und Regeln verhält. Da nur die soziale Gemeinschaft und nicht das einzelne Individuum über die korrekte Anwendung der kulturspezifischen Emotionsregeln entscheiden kann, müssen Emotionen aber auch mit dem sozialen Umfeld abgestimmt und ausgehandelt werden. Die Entstehung von Emotionen stellt deshalb aus sozialkonstruktivistischer Sicht immer ein Ergebnis kollektiver Konstruktionsprozesse dar.

Diese theoretischen Positionen werden z. T. kontrovers diskutiert. Wie wir im zweiten Teil der Arbeit diskutieren werden, halten wir es allerdings für produktiver, sie als unterschiedliche Beschreibungsebenen aufzufassen – d. h. als gleichberechtigte theoretische Perspektiven, die verschiedene Aspekte eines Phänomenbereichs beschreiben. Bei der Darstellung der einzelnen Emotionstheorien werden wir deshalb zunächst die Pro- und Kontra-Argumente ausklammern und uns auf zentrale Aussagen zur Emotionsentstehung konzentrieren. Auch wenn die Kernthesen der vorgestellten Theorien in dieser isolierten Form mitunter überzogen wirken, werden mögliche Wege einer Wechselwirkung zwischen den Emotionen von Kommunikationspartnern hierdurch um so besser nachvollziehbar. Auf emotionstheoretische Kontroversen und vermittelnde Ansätze, die als Grundlage für eine integrative Modellbildung interessant sind, soll jeweils am Ende der Kapitel eingegangen werden. Beginnen wir mit der prominentesten Theoriefamilie innerhalb der kognitiven Emotionstheorien: mit den Bewertungstheorien.

3.1 Grundannahmen der Bewertungstheorien

Gemeinsamer Ausgangspunkt der Bewertungstheorien ist die Beobachtung, dass sich Emotionen im Hinblick auf die kognitive Bewertung der emotionsauslösenden Situation unterscheiden (vgl. Smith & Ellsworth, 1985; Scherer, 1984; Roseman, 1984; Ortony, Clore & Collins, 1988; Lazarus, 1991; Frijda, 1986). So sind positive Emotionen durch eine positive Bewertung der Situation in Bezug auf persönliche Ziele, Vorlieben und moralische Werte gekennzeichnet, während negative Emotionen mit einer negativen Bewertung der Situa-

tion verbunden sind. Ob ein negatives Ereignis Traurigkeit, Schuldgefühle oder Ärger auslöst, hängt wiederum davon ab, ob die Verantwortung hierfür den äußeren Umständen, der eigenen Person oder Anderen zugeschrieben wird. Bei Emotionen wie Angst und Hoffnung steht die Bewertung der Situation als unberechenbar bzw. unkontrollierbar im Vordergrund usw.

Auf der Grundlage solcher abstrakter Bewertungskriterien können eine Vielzahl von Emotionen beschrieben und systematisiert werden. Die kognitive Bewertung der Situation wird deshalb im Rahmen von Bewertungstheorien als der entscheidende Faktor bei der Emotionsentstehung betrachtet. Das heißt, nicht die Situation an sich löst Emotionen aus, sondern vielmehr ihre subjektive Einschätzung in Bezug auf bestimmte emotional relevante Bewertungskriterien. Die verschiedenen Autoren sind sich im Großen und Ganzen einig, welche Bewertungskriterien bei der Entstehung von Emotionen eine Rolle spielen. Zu diesen Kriterien zählen:

1. *Neuheit*

Die meisten Bewertungstheorien gehen davon aus, dass ein Ereignis neu und unerwartet sein muss oder zumindest unerwartet ins Bewusstsein dringen muss, um Emotionen auszulösen. Dieses Kriterium wird von vielen Autoren als der elementarste Bewertungsschritt aufgefasst. Nach Ellsworth (1994a; vgl. Mandler, 1990; Scherer, 1984) löst die Wahrnehmung von Umweltveränderungen einen »emotionalen Bereitschaftszustand« (state of readiness for emotion) aus, der bereits mit physiologischer Erregung einhergeht und sich durch weiterführende kognitive Bewertungsprozesse zu einer Emotion entwickeln kann.

2. *Valenz*

Auch die Bewertung von etwas als positiv oder negativ stellt für viele Autoren ein allgemeingültiges Merkmal von Emotionen dar. Emotionen haben demnach immer eine Valenz, d. h. sie sind entweder positiv oder negativ. Die Valenz wird vor allem mit dem Motivationsaspekt von Emotionen in Zusammenhang gebracht, d. h. mit dem Impuls, positiv bewertete Dinge (Personen, Objekte, Situationen etc.) aufzusuchen und negativ bewertete zu vermeiden (vgl. Arnold, 1960; Scherer, 1984; Clore, 1994a, Roseman, 2001).

3. *Ziel-/Bedürfnisrelevanz*

Die Relevanz von Ereignissen für persönliche Ziele und Bedürfnisse wird von vielen Autoren als das zentrale Bewertungskriterium betrachtet.¹⁹ Im Unterschied zu den bisher genannten Kriterien Neuheit und Valenz, die als notwendige, aber nicht als hinreichende Bedingungen für die Entstehung von Emotionen gelten,²⁰ wird die Zielrelevanz als notwendige *und* hinreichende Bedingung aufgefasst: »Wo es keine Zielrelevanz gibt, kann es keine Emotion geben; wo es eine gibt, wird die eine oder andere Emotion auftreten, in Abhängigkeit vom Ergebnis der Transaktion.« (Lazarus, 1991, S. 150; vgl. Scherer, 1994; Scheele, 1990). Der Bezug zu persönlichen Zielen und Bedürfnissen gilt deshalb als das ausschlaggebende Unterscheidungsmerkmal zwischen »heißen«, d. h. emotional relevanten, und »kalten« Kognitionen (vgl. Abelson, 1963; Lazarus, 1991; 2001; Scheele, 1990; Ulich, 1982).

4. *Gewissheit/Ungewissheit*

Ein weiteres Bewertungskriterium ist die Gewissheit bzw. Ungewissheit über das Eintreten und die Folgen von Ereignissen. Nach Ellsworth (1994a) kann man sich sicher oder unsicher sein, ob ein Ereignis tatsächlich stattfinden wird, wie es sich auswirkt oder ob man adäquat damit umgehen kann. Bezieht sich die Ungewissheit auf positive Ereignisse, führt sie zu Neugier, Interesse und Hoffnung. Bezieht sie sich auf negative Ereignisse, bringt sie Angst und Besorgnis hervor. Nach Ortony, Clore & Collins (1988; vgl. Frijda 1986, S. 209) kann auch der Wegfall von Ungewissheiten Emotionen auslösen, z. B. Enttäuschung oder Erleichterung.

5. *Urheberschaft*

Auch die Frage, ob ein Ereignis durch die Person selbst, durch Andere oder durch die äußeren Umstände verursacht wurde, zählt zu den Bewertungskriterien, die bei der Emotionsentstehung eine Rolle spielen. Nach Smith & Ellsworth (1985; vgl. Scherer, 1984; Roseman, 2001) ist die Urheberschaft ausschlaggebend für die Ent-

¹⁹ Scherer (1994; vgl. Frijda & Zeelenberg, 2001) gibt allerdings zu bedenken, dass es keinesfalls unproblematisch ist, Ziele, Werte und Bedürfnisse zu definieren, ohne ihre emotionale Relevanz vorauszusetzen. »Um Zirkelschlüsse zu vermeiden, ist es natürlich notwendig, Selbstbetroffenheit oder Relevanz für Ziel-, Bedürfnis- und Wertestrukturen unabhängig von den beobachteten emotionalen Reaktionen zu definieren. Ich glaube, dies ist eine der wichtigsten Herausforderungen an die Emotionspsychologie der 90er Jahre« (Scherer, 1994, S. 231, unsere Übersetzung)

²⁰ Die meisten Vertreter kognitiver Emotionstheorien lehnen es ab, von Emotionen zu sprechen, wenn Stimuli ausschließlich nach Neuheit oder Valenz bewertet werden und die Bewertung keine tiefer gehende kognitive Verarbeitung erfordert (vgl. Clore, 1994; Frijda, 1994; Scherer, 1994). Oft zitierte Beispiele hierfür sind der Schreck über ein plötzliches lautes Geräusch oder angenehme bzw. unangenehme Gefühle, die durch Geruch, Geschmack und Körperempfindungen ausgelöst werden.

stehung unterschiedlicher negativer Emotionen wie Ärger, Scham und Trauer. Ärger entsteht, wenn die Verantwortung für negative Ereignisse anderen Personen zugeschrieben wird. Scham und Schuldgefühle entstehen, wenn sich die Person selbst verantwortlich fühlt. Werden negative Ereignisse auf die äußeren Umstände zurückgeführt, lösen sie Traurigkeit aus. Nach Ortony, Clore & Collins (1988) ist die Urheberschaft auch bei positiven Emotionen wie Stolz und Dankbarkeit von Bedeutung. Stolz entsteht, wenn positive Ereignisse auf das eigene Handeln zurückgeführt werden, während positive Ereignisse, die dem Handeln anderer zugeschrieben werden, Dankbarkeit auslösen.

6. *Kontrolle*

Welche Emotionen entstehen, hängt auch davon ab, ob die Person überzeugt ist, die emotionsauslösende Situation beeinflussen zu können. Dieses Bewertungskriterium setzt Probleme, die die Verwirklichung von Zielen in Frage stellen, ins Verhältnis zu den Möglichkeiten der Person, diese Probleme zu bewältigen (vgl. Ellsworth, 1994a; Blascovich & Mendes, 2000; Pecchineda, 2001). Wenn sich die Person den Anforderungen der Situation gewachsen fühlt, empfindet sie ein Gefühl der Herausforderung. Je weniger sie glaubt, die Situation unter Kontrolle zu haben, stellen sich dagegen Frustration, Angst oder Resignation ein. Nach Lazarus & Folkman (1984) gehört die Kontrollüberzeugung zusammen mit den bereits erwähnten Kriterien Gewissheit/Ungewissheit und Urheberschaft zu den sekundären Bewertungen (secondary appraisals). Im Unterschied zur primären Bewertung (primary appraisal), die sich auf die motivationale Bedeutung der Situation bezieht, geht es bei der sekundären Bewertung um Möglichkeiten der Situationsbewältigung.

7. *Norm-/Selbstbildverträglichkeit*

Ein weiteres Bewertungskriterium, das von einigen Autoren genannt wird, ist die Übereinstimmung von Ereignissen und Verhaltensweisen mit sozialen Normen, mit dem Selbstbild der Person oder mit den Erwartungen wichtiger Bezugspersonen (z.B. Scherer, 1984; Roseman, 1984; Ortony, Clore & Collins, 1988). Wenn sich solche Bewertungen auf die eigene Person beziehen, geben sie Anlass zu Stolz bzw. Scham. Beziehen sie sich auf andere Personen, führen sie zu Anerkennung, Bewunderung bzw. Verachtung.

Nicht alle dieser Kriterien werden von allen Autoren als unabhängige Bewertungsdimensionen betrachtet. Viele Modelle gehen beispielsweise davon aus, dass die Valenz kein eigenständiges Bewertungskriterium darstellt, sondern eine Eigenschaft von Emotionen, die sich aus der Bewertung der Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung von Ereignissen mit Zielen, Bedürfnissen und moralischen Werten ergibt (vgl. Lazarus, 1991; Ortony, Clore & Collins, 1988). Ein weiteres Beispiel ist die normative Bewertung. In der aktuellen Version des Modells von Roseman (2001) gilt die normative Bewertung nicht mehr als eigenständiges Bewertungskriterium, sondern als ein Faktor, der die Kontrollüberzeugung der Person beeinflusst. Denn je nach dem, ob sich die Person moralisch im Recht fühlt, wird sie davon ausgehen, dass sie bei der Verwirklichung ihrer Ziele durch das soziale Umfeld unterstützt bzw. behindert wird. Reisenzeim (2001) vertritt sogar die These, dass es nur zwei unabhängige Bewertungsdimensionen gibt: Erwartungskonformität (belief congruence) und Wunschkonformität (desire congruence). Alle anderen Bewertungskriterien werden als vor- bzw. nachgeordnete Zwischenschritte bei der Verarbeitung dieser zentralen Bewertungsdimensionen aufgefasst. Trotz unterschiedlicher Ansichten im Detail gibt es jedoch einen relativ breiten Konsens darüber, welche Bewertungskriterien für die Entstehung welcher Emotionen ausschlaggebend sind.

Bei der Frage, *wie* diese kognitiven Bewertungen zur Entstehung von Emotionen führen, gehen die Meinungen zum Teil auseinander. Die meisten Autoren (z. B. Lazarus, 1991; Scherer, 1984; Smith, 1989; Roseman, 2001) gehen davon aus, dass die kognitive Bewertung angeborene Reaktionsmuster aktiviert, die sowohl physiologische Reaktionen als auch emotionsspezifische Ausdrucks- und Handlungsimpulse einschließen. Das bedeutet allerdings nicht, dass solche angeborenen Handlungsimpulse automatisch und reflexartig in die Tat umgesetzt werden.

Scherer (1994b) beispielsweise ist der Auffassung, dass Emotionen eine evolutionäre Errungenschaft gegenüber Reflexen darstellen, die dazu dient, Stimulus und Reaktion zu entkoppeln. Zwischen Stimulus und Reaktion tritt eine Latenzzeit, die es ermöglicht, die Bewertung der Situation und der eigenen Handlungsmöglichkeiten genauer zu überprüfen. Je stärker die emotionale Erregung, desto kürzer ist diese Latenzzeit – d. h. die emotionale Reaktion ist schnell und wird im Wesentlichen durch angeborene Bewertungs- und Verhaltensmuster gesteuert. Je schwächer die emotionale Erregung, desto mehr Zeit hat die Person, ihre Situationseinschätzung und ihre Handlungsimpulse zu überdenken – d. h. die emotionale Reaktion wird in stärkerem Maße durch bewusste Bewertungs- und Entscheidungsprozesse beeinflusst.

Lazarus (1994a) weist in diesem Zusammenhang auf den Einfluss kultureller Faktoren hin, die den Automatismus angeborener Reaktionsmuster relativieren. Zum einen können kulturspezifische Überzeugungen die kognitive Bewertung der Situation verändern. Zum anderen werden die angeborenen Verhaltensmuster durch kulturelle Normen überformt. Die angeborene Wenn-dann-Relation zwischen bestimmten Ereignissen, kognitiven Bewertungen und emotionalen Reaktionen kann somit zugunsten kulturell definierter Wenn-dann-Relationen außer Kraft gesetzt werden.

Andere Autoren (z. B. Schwarz & Clore, 1988) stellen die Existenz einer angeborenen Verhaltenskomponente von vornherein in Frage. Nach der »Affekt-als-Information« Hypothese (affect-as-information hypothesis) von Schwarz & Clore haben Emotionen in erster Linie Informationsfunktion. Sie integrieren unbewusste kognitive Bewertungen zu einer ganzheitlichen Einschätzung der Situation, die von der Person selbst als subjektives Gefühl wahrgenommen wird und für Andere am nonverbalen Emotionsausdruck ablesbar ist. Das subjektive Gefühl wiederum dient als Informationsquelle für bewusste Bewertungs- und Entscheidungsprozesse. Die Verhaltenskomponente von Emotionen wird als indirekte Folge dieser gefühlsorientierten Bewertungs- und Entscheidungsprozesse aufgefasst. Das heißt, die Verhaltensausswirkungen von Emotionen kommen dadurch zustande, dass bestimmte Handlungsalternativen angesichts der gefühlsmäßigen Situationsbewertung als angemessen empfunden werden und andere nicht.

Eine dritte Position vertritt Frijda (1994; Frijda & Zeelenberg, 2001). Nach Frijda sind kognitive Bewertungen nicht der unmittelbare Auslöser für emotionale Reaktionen. Der gesetzmäßige Zusammenhang zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen wird vielmehr dadurch erklärt, dass sich bestimmte Emotionen und bestimmte kognitive Bewertungen gegenseitig verstärken bzw. hemmen (vgl. Lewis, 2001). Obwohl die Entstehung von Emotionen durch ein bestimmtes Bewertungsmuster begünstigt wird, stellt das Vorliegen dieses Bewertungsmusters weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für emotionale Reaktionen dar. Auf der einen Seite können Emotionen unabhängig von kognitiven Bewertungen angeregt werden – z. B. durch angeborene Stimuli oder durch die spontane Eigenaktivität von Emotionssystemen. Auf der anderen Seite muss ein bestimmtes Bewertungsmuster nicht zwangsläufig zur Entstehung von Emotionen führen, da eine gewisse Eigenaktivität der betreffenden Emotionssysteme erforderlich ist, damit sich der Feedbackprozess zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen entfalten kann.

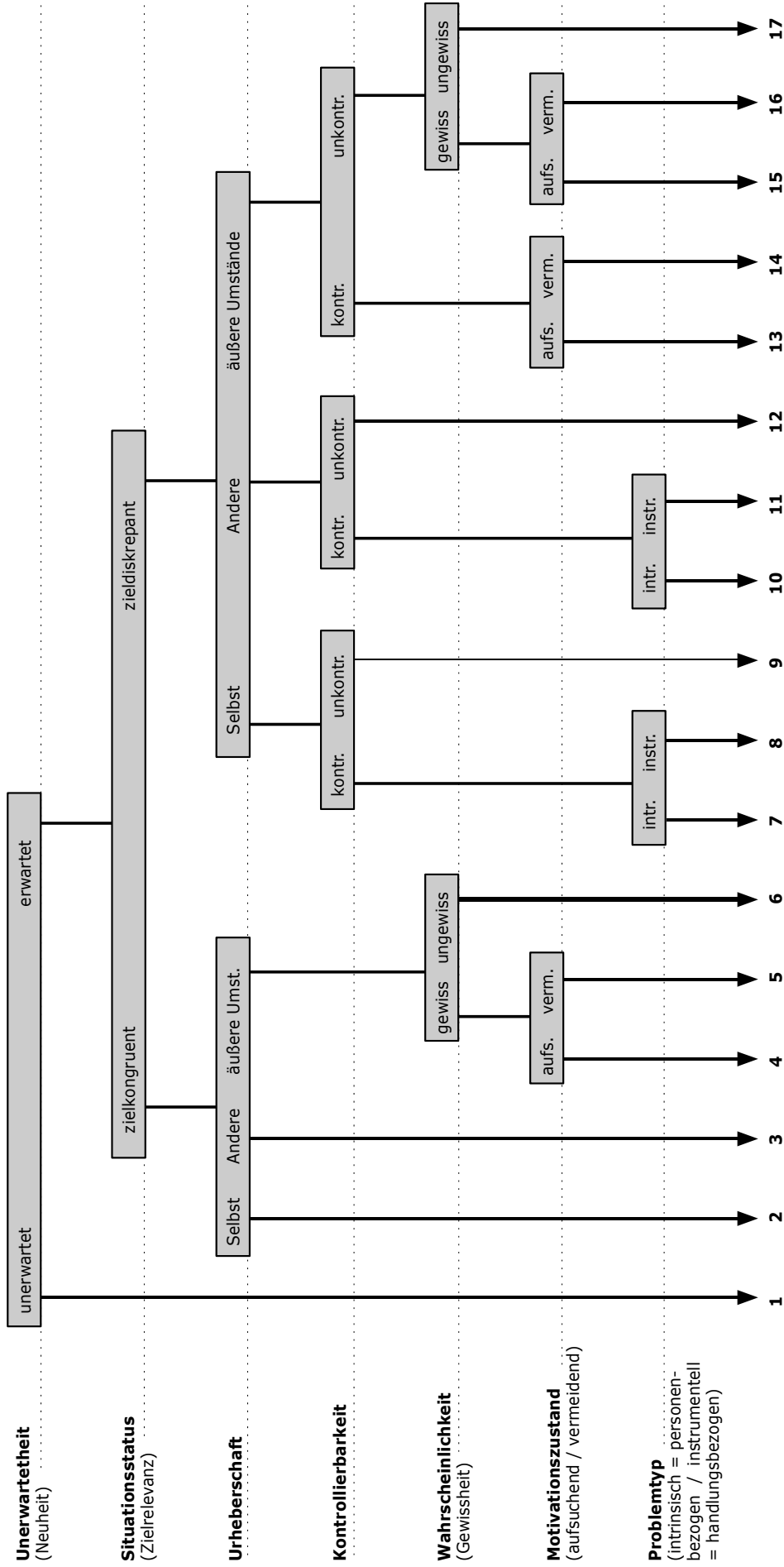
Frijda stellt damit den monokausalen Zusammenhang zwischen kognitiven Bewertungen und emotionalen Reaktionen in Frage, von dem die klassischen Bewertungstheori-

en ausgehen. Ob kognitive Bewertungen die unmittelbare Ursache für die Entstehung von Emotionen sind oder vielmehr eine Art Regulationsmechanismus, der das Auftreten bestimmter Emotionen wahrscheinlicher und das Auftreten anderer Emotionen unwahrscheinlicher macht, lässt sich anhand der empirischen Befunde nicht ohne weiteres entscheiden. Denn die Genauigkeit, mit der Emotionen auf der Grundlage kognitiver Bewertungen vorhergesagt werden können, beträgt in der Regel nicht mehr als 40% (vgl. Mesquita & Ellsworth, 2001; Frijda & Zeelenberg, 2001). Wenn man einen monokausalen Zusammenhang zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen voraussetzt, müsste sie theoretisch 100% betragen. Die Position von Frijda ist aber nicht die einzige Möglichkeit, die fehlenden 60% Genauigkeit zu erklären. Es könnten auch Fehler in den theoretisch postulierten Bewertungsdimensionen oder systematische Messfehler, wie z. B. Unterschiede in der subjektiven bzw. kulturspezifischen Bedeutung von Emotionswörtern, dafür verantwortlich sein (vgl. Mesquita & Ellsworth, 2001; Scherer, 2001).

Auf die Frage, ob kognitive Bewertungen die unmittelbare Ursache für die Entstehung von Emotionen sind, werden wir im Zusammenhang mit der Emotions-Kognitions-Debatte noch genauer eingehen. Zunächst jedoch soll diskutiert werden, inwiefern sich aus den Bewertungstheorien ein Definitionsansatz für das Konzept der emotionalen Kommunikation ableiten lässt. Um die wichtigsten Aussagen der Bewertungstheorien noch einmal zusammenzufassen:

- Gemeinsame Grundannahme der Bewertungstheorien ist, dass Emotionen durch kognitive Bewertungen hervorgerufen werden – d. h., nicht die Situation an sich löst Emotionen aus, sondern vielmehr ihre kognitive Bewertung in Bezug auf persönliche Ziele und Bedürfnisse. Zu den Bewertungskriterien, die bei der Emotionsentstehung eine Rolle spielen, gehören: Neuheit, Valenz, Zielrelevanz, Gewissheit, Urheberschaft, Kontrolle und normative Bewertung.
- Nicht alle dieser Kriterien haben den gleichen Stellenwert bei der Emotionsentstehung. Das zentrale Bewertungskriterium, das als notwendige *und* hinreichende Bedingung für Emotionen gilt, ist die Relevanz von Ereignissen für persönliche Ziele und Bedürfnisse. Neuheit und Valenz gelten zwar als notwendige, aber nicht als hinreichende Bedingungen. Die Kriterien Gewissheit, Urheberschaft, Kontrolle und normative Bewertung bilden Bestandteil der sekundären Bewertung (secondary appraisal), die zwischen verschiedenen Emotionen differenziert.

- Bei der Frage, *wie* kognitive Bewertungen zur Entstehung von Emotionen beitragen, gehen die Auffassungen zum Teil auseinander. Viele Bewertungstheorien nehmen an, dass ein angeborener Zusammenhang zwischen kognitiven Bewertungen und emotionalen Reaktionen besteht. Es gibt aber auch Autoren, die den Einfluss kognitiver Bewertungen auf angeborenes Verhalten in Frage stellen (z. B. Schwarz & Clore, 1988) oder von flexiblen Feedbackprozessen zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen ausgehen (z. B. Frijda & Zeelenberg, 2001).



1 = Überraschung; 2 = Stolz; 3 = Liebe; 4 = Freude; 5 = Erleichterung; 6 = Hoffnung; 7 = Scham; 8 = Schuld; 9 = Bedauern; 10 = Verachtung; 11 = Ärger; 12 = Abneigung; 13 = Frustration; 14 = Ekel; 15 = Trauer; 16 = Stress; 17 = Angst

Abbildung 2: Das Bewertungsmodell von Roseman (2001), dargestellt als Entscheidungsbaum (unsere Darstellung, basierend auf Roseman, 2001, S. 70/71). Es sei darauf hingewiesen, dass das Modell von Roseman nicht in sämtlichen Details mit den verallgemeinerten Aussagen zu Bewertungstheorien im Text übereinstimmt. Es soll in erster Linie als Beispiel zur grafischen Veranschaulichung von Bewertungstheorien dienen.

3.2 Emotionale Kommunikation – ein bewertungsorientierter Definitionsansatz

Was lässt sich nun vor dem Hintergrund der Bewertungstheorien über emotionale Kommunikation aussagen? Ein möglicher Ansatzpunkt ist die Affekt-als-Information Hypothese. Nach Schwarz & Clore (1988) entstehen Emotionen, indem verschiedene kognitive Bewertungsprozesse zu einer ganzheitlichen Situationsbewertung integriert werden. Diese ganzheitliche Bewertung äußert sich nicht nur als subjektives Gefühl, sondern gleichzeitig nach außen sichtbar als nonverbaler Emotionsausdruck. Der Emotionsausdruck vermittelt demnach Informationen, die für Andere nachvollziehbar machen, wie die Person die Situation bewertet.

Ein weiterer Anknüpfungspunkt ist die These von Scherer (1984; 2000), nach der Emotionsausdruck ein unmittelbarer Ausdruck kognitiver Bewertungen ist. Der nonverbale Emotionsausdruck wird hier als eine Kombination von Ausdrucksbewegungen betrachtet, die jeweils verschiedene kognitive Bewertungen widerspiegeln (vgl. auch Smith, 1989; Wehrle, Kaiser, Schmidt & Scherer, 2000; Kaiser & Wehrle, 2001). Der Gesichtsausdruck für Ärger z. B. setzt sich nach Scherer (1994a) aus folgenden Ausdrucksbewegungen zusammen:

1. geöffnete Augen als Signal für Neuheit
2. heruntergezogenen Mundwinkel als Signal für negative Valenz
3. zusammengezogene Augenbrauen als Signal für Diskrepanz
4. zusammengepresste Lippen als Signal für Kontrolle.

Unabhängig davon, ob kognitive Bewertungen implizit oder in Form spezifischer Ausdrucksbewegungen in den Emotionsausdruck einfließen – in beiden Fällen gibt das Ausdrucksverhalten Aufschluss darüber, wie die Person ihre Umwelt bewertet. Emotionsausdruck wird dadurch zu einer Informationsquelle, die von Kommunikationspartnern für eigene Bewertungs- und Entscheidungsprozesse genutzt werden kann (vgl. Parkinson, 2001; Manstead & Fischer, 2001).

Wie bereits erwähnt, geht Scherer (1994b; 2001) davon aus, dass Emotionen durch eine Latenzzeit zwischen Stimulus und Reaktion gekennzeichnet sind, die es ermöglicht, die Bewertung der Situation und der eigenen Handlungsmöglichkeiten zu überprüfen. Diese Latenzzeit dient nach Scherer u. a. dazu, den Emotionsausdruck anderer Personen zu beobachten und Rückschlüsse auf deren Situationsbewertung und Handlungsabsichten zu ziehen. Die kognitiven Bewertungen Anderer können aus verschiedenen Gründen für die ei-

gene Situationsbewertung relevant sein. So können z. B. Unsicherheiten und Ambivalenzen aufgelöst werden, indem sich die Person an den Bewertungen Anderer orientiert. Auch wenn es um die Bewertung der eigenen Handlungsmöglichkeiten geht, spielen die kognitiven Bewertungen und mutmaßlichen Handlungsabsichten Anderer eine wichtige Rolle.

Bewertungstheorien nehmen also an, dass der nonverbale Emotionsausdruck in erster Linie dem Informationsaustausch über kognitive Bewertungen dient. Da dieser Informationsaustausch für die Bewertung der Situation und der eigenen Handlungsmöglichkeiten relevant ist, wirkt er sich unmittelbar auf den Prozess der Emotionsentstehung aus. Auf der Grundlage dieser Hypothese kann folgende Arbeitsdefinition für den Begriff der emotionalen Kommunikation formuliert werden:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des Informationsaustauschs über kognitive Bewertungen.

Um diesen bewertungsorientierten Definitionsansatz einordnen zu können, muss zum einen geklärt werden, in welchem Verhältnis er zu dem neurologischen Definitionsansatz steht, der im vorigen Kapitel entwickelt wurde. Zum anderen stellt sich die Frage, inwiefern es gerechtfertigt ist, den Austausch kognitiver Bewertungen als Kommunikation zu bezeichnen. Diese Fragen sollen im zweiten Teil der Arbeit diskutiert werden.

Ein weiterer Punkt, der im Zusammenhang mit diesem Definitionsansatz geklärt werden muss, ist die Rolle kognitiver Bewertungen bei der Emotionsentstehung. Die bewertungsorientierte Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation wurde bewusst so formuliert, dass sie genügend Interpretationsspielraum für alle der oben vorgestellten Positionen bietet. Die genaue Funktion kognitiver Bewertungen ist jedoch von entscheidender Bedeutung, um die impliziten Hintergrundannahmen dieses Definitionsansatzes transparent zu machen. Ob kognitive Bewertungen die unmittelbare Ursache für die Entstehung von Emotionen sind oder nicht, ist Gegenstand der Emotions-Kognitions-Debatte, auf die wir im folgenden Abschnitt eingehen werden.

3.3 Die Emotions-Kognitions-Debatte

Die Emotions-Kognitions-Debatte wurde von Zajonc (1980) ausgelöst. In seinem Aufsatz »Feeling and Thinking: Preferences Need no Inferences.« stellte Zajonc die Grundannahme der Bewertungstheorien in Frage, dass Emotionen durch kognitive Bewertungen her-

vorgerufen werden. In einer Reihe von Experimenten konnte er nachweisen, dass Präferenzurteile durch Verfahren manipuliert werden können, die den Versuchspersonen nicht bewusst sind. Zajonc schlussfolgerte daraus, dass die emotionale Bewertung (preference) der kognitiven Bewertung (inference) vorausgeht und dass Emotionen insofern primären Status gegenüber kognitiven Bewertungen haben.

Obwohl Zajoncs Ergebnisse von anderen Forschern bestätigt werden konnten (vgl. hierzu den Literaturüberblick von LeDoux, 1996, S. 53-55), ist seine Interpretation zu Recht kritisiert worden. Seine Experimente beweisen nicht, dass Emotionen keine kognitiven Bewertungen voraussetzen. Sie beweisen vielmehr, dass Emotionen keine *bewussten* Bewertungen erfordern. Nachdem von den Vertretern kognitiver Emotionstheorien eingeräumt wurde, dass die emotionsauslösenden Bewertungen auch unbewusst stattfinden können,²¹ veränderte sich der Charakter der Emotions-Kognitions-Debatte. In der Form, in der sie bis heute weitergeführt wird, ist sie in erster Linie eine Debatte darüber, was als Kognition bezeichnet werden sollte und was nicht. Davidson & Ekman (1994) fassen den Stand der Diskussion folgendermaßen zusammen:

Die ältere Debatte zwischen Lazarus und Zajonc [...], ob Emotionen in Abwesenheit von Kognition ausgelöst werden können, hat inzwischen beachtliche Fortschritte gemacht. Die meisten Autoren sind sich darüber einig, dass die Antwort auf diese Frage in erster Linie davon abhängt, wie man Kognition definiert. Die meisten Emotionsforscher würden bestätigen, dass Emotionen ohne die Vermittlung bewusster Kognitionen ausgelöst werden können. Wenn ein weiter Begriff von Kognition vorausgesetzt wird, würde die Mehrheit außerdem zustimmen, dass die meisten Emotionen eine gewisse kognitive Verarbeitung erfordern. (S. 234, unsere Übersetzung)

Während die Vertreter kognitiver Emotionstheorien dazu tendieren, Kognition mit Informationsverarbeitung gleichzusetzen, ist insbesondere aus neurologischer Sicht für eine Unterscheidung zwischen kognitiver und emotionaler Informationsverarbeitung plädiert worden (vgl. LeDoux, 1994; 1996; Panksepp, 1994). Obwohl dies auf den ersten Blick nach einem rein begrifflichen Problem aussieht, steckt u. E. mehr dahinter.

Wie aus dem Zitat hervorgeht, kann die Emotions-Kognitions-Debatte zumindest oberflächlich gelöst werden, indem man sich auf einen weiten Kognitionsbegriff einigt, der alle Formen von Informationsverarbeitung im Gehirn einschließt. Fraglich ist aller-

²¹ Es gibt allerdings auch Gegenpositionen hierzu. Scheele (1990) bezeichnet es als inkonsequent, von unbewussten Kognitionen zu sprechen. Ohne das Kriterium der Bewusstheit sei der Begriff der Kognition nicht von anderen Formen der Informationsverarbeitung wie z. B. Reflexen oder physiologischen Prozessen abgrenzbar.

dings, ob Neurologen und kognitive Psychologen das Gleiche meinen, wenn sie von Informationsverarbeitung sprechen. Im Rahmen funktionalistischer Ansätze wird Informationsverarbeitung als ein formaler Prozess aufgefasst, der durch logische Gesetzmäßigkeiten bestimmt ist. Neurologisch betrachtet, ist Informationsverarbeitung dagegen ein biologischer Prozess, der den physiologischen Gesetzmäßigkeiten von Nervensystemen unterliegt. Im Prinzip spricht nichts dagegen, die biologische und die funktionelle Analyseebene miteinander zu vergleichen. Wie Scherer (1993) argumentiert, kann eine solche Auseinandersetzung für die Entwicklung der Emotionsforschung nur fruchtbar sein. Allerdings hat es wenig Sinn, Aussagen über kausale Zusammenhänge zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen unkommentiert von einer Analyseebene auf die andere zu übertragen.

Biologisch betrachtet, bedeutet Kausalität, dass Verarbeitungsprozesse in bestimmten Gehirnsystemen anregenden bzw. hemmenden Einfluss auf Verarbeitungsprozesse in anderen Gehirnsystemen ausüben. Als Ursache für die Entstehung von Emotionen kommen deshalb aus neurologischer Sicht nur solche Verarbeitungsprozesse in Frage, die auf Gehirnstrukturen mit anregenden Verbindungen zu subkortikalen Emotionssystemen beruhen. Zu diesen Gehirnstrukturen gehören u. a. der sensorische Thalamus, der sensorische Kortex und der Hippocampus, die jeweils mit der Erkennung von Stimuluseigenschaften, Objekten und Situationskontexten in Verbindung gebracht werden.²² Der präfrontale Kortex dagegen, der als neurologische Grundlage kognitiver Bewertungs- und Entscheidungsprozesse gilt, hat in erster Linie hemmenden Einfluss auf subkortikale Emotionssysteme. Kognitive Bewertungen werden demzufolge nicht als Auslöser, sondern als Regulationsmechanismen für Emotionen aufgefasst (vgl. LeDoux, 1996, S. 248-252; Rolls, 1995, S. 1099-1100).

Funktionell betrachtet, hat Kausalität vor allem mit den logischen Voraussetzungen für die Entstehung von Emotionen zu tun. Die logische Struktur kognitiver Bewertungsprozesse wird von den meisten Modellen als Entscheidungsbaum beschrieben (vgl. Lazarus, 1991; Ortony, Clore & Collins, 1988; Ellsworth, 1994a). Dieser Entscheidungsbaum beginnt mit grundlegenden Fragen: Wird es überhaupt zur Entstehung einer Emotion kommen? Wenn ja, wird es sich um eine positive oder eine negative Emotion handeln? usw. Jede dieser Entscheidungen beruht auf einem der oben vorgestellten Bewertungskriterien. Durch eine begrenzte Anzahl von Entscheidungen kann die Auswahl der in Frage kommenden Emotionen so weit eingeschränkt werden, dass nur noch eine Emotion übrig bleibt. Die Kombination aller kognitiven Bewertungen, die erforderlich sind, um eine be-

²² Vergleiche hierzu den Abschnitt über Modelle der emotionalen Informationsverarbeitung im Kapitel zu neurologischen Emotionstheorien.

stimmte Emotion von allen anderen Emotionen sowie von nichtemotionalen Zuständen zu unterscheiden, kann somit als logische Voraussetzung für die Entstehung dieser Emotion aufgefasst werden. Das heißt, damit eine bestimmte Emotion entstehen kann, muss ein bestimmtes Bewertungsmuster vorliegen, da sonst eine andere Emotion oder gar keine Emotion entstehen würde.

Wenn der Bewertungsprozess als Entscheidungsbaum beschrieben wird, bezieht sich dies jedoch nur auf die logische Struktur der Informationsverarbeitung und sagt nichts darüber aus, wie der Verarbeitungsprozess konkret vonstatten geht. Sofern die formalen Rahmenbedingungen erfüllt werden, ist es funktionell gesehen irrelevant, auf welche Weise ein bestimmter Verarbeitungsprozess realisiert wird. Das folgende Zitat von Lazarus (1991) verdeutlicht diese funktionelle Betrachtungsweise:

Auf jeden Fall müssen wir uns den Bewertungsprozess, obwohl ich ihn als Entscheidungsbaum beschrieben [...] habe, nicht als einen sequenziellen oder schrittweisen Prozess vorstellen, bei dem die Komponenten in einer festgelegten Reihenfolge überprüft werden. Sehr schnell, vielleicht sogar simultan beziehen wir uns auf eine Vielzahl gespeicherter Informationen über die Umwelt, Personenvariablen und ihre relationale Bedeutung. Wie dies geschieht, bleibt in gewisser Weise ein Geheimnis, aber wir müssen in der Tat automatisch etwas ähnliches tun wie ich es beschrieben habe, denn sonst wäre der Emotionsprozess nicht adaptiv und unser Gefühlsleben wäre sehr viel chaotischer als es ist. (Lazarus 1991, S. 151-152, unsere Übersetzung)

Lassen sich diese unterschiedlichen Begriffe von Informationsverarbeitung überhaupt miteinander vereinbaren? Während von den Vertretern der neurologischen Emotionsforschung von Anfang an auf die Notwendigkeit einer integrativen Modellbildung hingewiesen wurde (vgl. LeDoux, 1996; Panksepp, 1998), gab es auf Seiten der kognitiven Emotionsforschung zunächst Vorbehalte. Zu den Pioniertaten einer konstruktiven Auseinandersetzung von Seiten der kognitiven Emotionstheorien gehört der Aufsatz »Neuroscience Projections to Current Debates in Emotion Psychology« von Scherer (1993), der die Möglichkeiten diskutiert, kognitive Emotionstheorien neurologisch zu validieren. In diesem Zusammenhang plädiert Scherer für einen Funktionalismus, der biologisch fundierte Rahmenbedingungen für theoretische und forschungspragmatische Entscheidungen berücksichtigt:

Der Ansatz, der hier vorgeschlagen wird, mag denjenigen Psychologen suspekt sein, die um die Gefahren des Reduktionismus besorgt sind. Allerdings kann man argumentieren, dass, obwohl die Erforschung der neurologischen Grundlagen psychologischer Prozesse nicht unbedingt zur Lösung funktioneller Fragen führt, ein detaillierteres Wissen über *biologische*

Rahmenbedingungen helfen kann, sowohl im Hinblick auf Strukturen als auch auf Mechanismen, zwischen verschiedenen theoretischen Alternativen auszuwählen und psychologische Forschung auf Gebiete und Themen zu lenken, die von zentraler Bedeutung für unser Verständnis des Phänomens Emotionalität sind. (Scherer, 1993, S. 2, unsere Übersetzung, Hervorhebung im Original)

Die Notwendigkeit, neurologische und kognitive Emotionstheorien miteinander zu verbinden, ist in den letzten Jahren für viele Vertreter kognitiver Emotionstheorien selbstverständlich geworden (vgl. van Reekum & Scherer, 1997; Smith & Kirby, 2000; Frijda & Zeelenberg, 2001; Scherer, 2001; Kappas, 2001; Pecchinada, 2001) – auch wenn die vorgeschlagenen Modelle von den Autoren selbst als vorläufig und fragmentarisch bezeichnet werden. Im Wesentlichen zeichnen sich hierbei zwei verschiedene Herangehensweisen ab.

Eine Möglichkeit, zwischen neurologischen und kognitiven Emotionstheorien zu vermitteln, ist die bereits erwähnte Hypothese von Frijda (1994; Frijda & Zeelenberg, 2001), die besagt, dass kognitive Bewertungen nicht die unmittelbare Ursache für die Entstehung von Emotionen sind, sondern vielmehr ein Selektionsmechanismus, der das Auftreten bestimmter Emotionen wahrscheinlicher und das Auftreten anderer Emotionen unwahrscheinlicher macht. Frijda bezieht sich hierbei explizit auf neurologischen Modelle, die davon ausgehen, dass subkortikale Emotionssysteme durch Verarbeitungsprozesse im Kortex reguliert werden (vgl. LeDoux, 1996; Panksepp, 1998; Rolls, 1995; Damasio, 1997).

Diese Sichtweise steht nicht zwangsläufig im Widerspruch zu der funktionellen Aussage, dass bestimmte kognitive Bewertungen eine logische Voraussetzung für die Entstehung von Emotionen sind. Auch hier muss die Situation in einer bestimmten Weise bewertet werden, damit sich der verstärkende Feedbackprozess zwischen emotionaler und kognitiver Verarbeitung entfalten kann. Emotionen, die nicht mit der kognitiven Situationsbewertung übereinstimmen, werden dagegen durch hemmende Feedbackprozesse unterdrückt. Je nach dem wie stark die tatsächliche Rückkopplung zwischen kognitiven und emotionalen Verarbeitungsprozessen ist, läuft dies in letzter Konsequenz auf das Gleiche hinaus wie die funktionelle Behauptung, dass bestimmte kognitive Bewertungen eine logische Voraussetzung für die Entstehung von Emotionen sind. Denn je stärker die kognitiv-emotionale Rückkopplung ist, desto mehr strebt die Wahrscheinlichkeit, dass abweichende Emotionen entstehen, gegen null. Da der empirisch ermittelte Zusammenhang zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen von einer 100%igen Übereinstimmung weit entfernt ist, scheint es allerdings angemessener, die kognitive Bewertung als einen wichtigen

Einflussfaktor statt als notwendige Voraussetzung für die Entstehung von Emotionen zu bezeichnen.

Im Vergleich zu der selbstbewussten These von Lazarus (1994b, S. 208), dass die kognitive Bewertung »sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingung für Emotionen« ist, stellt dies eine relativ schwache Behauptung dar, mit der sich nicht alle Vertreter kognitiver Bewertungstheorien zufrieden geben würden. Viele Autoren (z. B. Lazarus, 1991, S. 188-190; Scherer, 2001; Smith & Kirby, 2000; 2001) verfolgen deshalb einen anderen Ansatz, um neurologische und kognitive Modelle zu integrieren. Dieser zweite Ansatz geht davon aus, dass die Verarbeitungsprozesse in subkortikalen Emotionssystemen auf den gleichen Bewertungskriterien beruhen wie die bewusst zugänglichen Bewertungsprozesse im Kortex. Emotionen setzen demnach immer eine kognitive Bewertung voraus, auch wenn bewusste und unbewusste Situationsbewertung nicht in jedem Fall übereinstimmen müssen. Dies entspricht der Affekt-als-Information Hypothese von Schwarz & Clore (1988), nach der die Bewertungsprozesse, die unmittelbar zur Entstehung von Emotionen führen, unbewusst stattfinden und erst in Form des subjektiven Gefühls ins Bewusstsein dringen.

Wenngleich neurologische Modelle davon ausgehen, dass Emotionen auf subkortikaler Ebene ganzheitlich verarbeitet werden – und nicht in Form einzelner Bewertungskomponenten – schließt der neurologische Forschungsstand eine solche Hypothese nicht unbedingt aus. Ihre empirische Überprüfung gestaltet sich jedoch relativ problematisch, da die introspektiven Methoden, mit denen Bewertungsansätze traditionellerweise arbeiten, nicht auf unbewusste Verarbeitungsprozesse anwendbar sind. Ein alternativer Forschungsansatz besteht nach Scherer (1999, S. 649-650) darin, Zusammenhänge zwischen verschiedenen Bewertungsdimensionen und objektiv messbaren Aspekten von Emotionen wie z. B. physiologischen Reaktionen oder Ausdrucksverhalten zu untersuchen. Auch dieser Ansatz lässt höchstens indirekte Schlussfolgerungen über unbewusste Bewertungsprozesse zu. Der Forschungsstand hierzu ist außerdem noch sehr fragmentarisch (vgl. Scherer, 1999; Johnstone, van Reekung & Scherer, 2001; Smith, 1998; 2001; Pecchineda, 2001; Wehrle, Kaiser, Schmidt & Scherer, 2000; Kaiser & Wehrle, 2001). Ob Bewertungstheorien eine angemessene Beschreibung subkortikaler Verarbeitungsprozesse darstellen, muss deshalb offen bleiben.

Welcher der genannten Integrationsansätze sich langfristig durchsetzen wird, ist gegenwärtig noch nicht abzusehen. In einem Punkt sind sich die Teilnehmer der Emotions-Kognitions-Debatte aber auf jeden Fall einig: Die Behauptung von Lazarus, dass die ko-

gnitive Bewertung sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingung für Emotionen ist, gilt nicht für die bewusst zugänglichen Bewertungen, auf deren Grundlage die Bewertungstheorien ursprünglich entwickelt wurden. Wenn es um den Einfluss dieser bewussten Bewertungen auf die Emotionsentstehung geht, scheint die Regulierungs-Hypothese von Frijda die einzige Erklärung zu sein, die mit neurologischen Modellen kompatibel ist. Wir werden sie deshalb als Arbeitshypothese für die kommunikationstheoretische Modellbildung verwenden. Denn wie gesagt, beziehen sich die Bewertungstheorien von ihrer empirischen Grundlage her auf bewusste Verarbeitungsprozesse. Ihre Anwendbarkeit auf Verarbeitungsprozesse in subkortikalen Emotionssystemen ist dagegen noch ungeklärt.

Darüber hinaus gibt es aus unserer Sicht einen weiteren Grund, mit dem Modell von Frijda zu arbeiten. Was für viele Vertreter kognitiver Bewertungstheorien ein unnötiges Zugeständnis an die Emotions-Kognitions-Debatte ist, ist für die integrative Modellbildung ein eindeutiger Vorteil: Frijdas Auffassung von kognitiven Bewertungen als Regulationsmechanismen macht Bewertungstheorien mit der Beobachtung vereinbar, dass Emotionen u. U. auch ohne kognitive Bewertung entstehen können. Viele Autoren argumentieren, dass es sich in solchen Fällen um Randphänomene handelt, die nicht als Emotionen bezeichnet werden sollten, sondern als Affekte, Stimmungen, physiologische Erregungszustände, u. ä. (vgl. Scherer, 1994; Clore, 1994b; Scheele, 1996). Diese Begriffsunterscheidung löst die Erklärungsprobleme von Bewertungstheorien allerdings nur oberflächlich. Denn unabhängig davon, wie gerechtfertigt sie ist, macht sie die Entstehung von »Quasi-Emotionen ohne kognitive Vermittlung« (Clore, 1994b, S. 182) nicht weniger erklärungsbedürftig. Wir halten es daher mit Ellsworth (1994b), die dafür plädiert, Phänomene, die die Allgemeingültigkeit von Bewertungstheorien in Frage stellen, nicht einfach »wegzudefinieren«, sondern als ernst zu nehmende Herausforderung für die Emotionsforschung zu betrachten.

Kognitive Bewertungen als Regulationsmechanismen aufzufassen, ist eine Möglichkeit, den Allgemeingültigkeitsanspruch von Bewertungstheorien einzuschränken, ohne sie grundsätzlich in Frage zu stellen. Wenn man davon ausgeht, dass die Verarbeitungsprozesse in subkortikalen Emotionssystemen im Normalfall durch kognitive Kontrollmechanismen reguliert werden, scheint es in der Tat angemessen, beide Verarbeitungsebenen als Aspekte eines einheitlichen Informationsverarbeitungssystems zu betrachten, das nach den logischen Gesetzmäßigkeiten von Bewertungstheorien funktioniert. Wenn man dabei berücksichtigt, dass es sich um prinzipiell eigenständige Verarbeitungssysteme handelt,

schließt dies aber keinesfalls aus, dass Emotionen in Ausnahmefällen ohne die Beteiligung kognitiver Bewertungen entstehen können.

3.3.1 Ist emotionale Kommunikation rational oder irrational?

Welche Konsequenzen haben diese Überlegungen nun im Hinblick auf den oben vorgestellten Definitionsansatz für emotionale Kommunikation als Informationsaustausch über kognitive Bewertungen? Zunächst einmal ändert es nichts wesentliches am Charakter der bewertungsorientierten Arbeitsdefinition, ob man kognitive Bewertungen als unmittelbare Auslöser oder als Regulationsmechanismen für Emotionen betrachtet. Denn die Auffassung von kognitiven Bewertungen als Regulationsmechanismen stellt eine funktional äquivalente Erklärung für den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen kognitiven Bewertungen und Emotionen dar, der im Rahmen von Bewertungstheorien herausgearbeitet wurde. Allerdings wird dieser Zusammenhang im Unterschied zu klassischen Bewertungsmodellen nicht als monokausaler Ursache-Wirkungs-Zusammenhang, sondern als dynamischer Feedbackprozess beschrieben.

Statt einer 100%igen Übereinstimmung zwischen kognitiven Bewertungen und Emotionen wird somit eine variable Wahrscheinlichkeitsrelation postuliert. Das bedeutet zum einen, dass der Emotionsausdruck nicht 100%ig mit den kognitiven Bewertungen der Person übereinstimmen muss, und zum anderen, dass der Informationsaustausch über kognitive Bewertungen keinen 100%igen Einfluss auf die Emotionen der Kommunikationspartner hat. Eine solche Betrachtungsweise relativiert den Allgemeingültigkeitsanspruch der Bewertungstheorien und eröffnet damit die Möglichkeit, kognitive Bewertungen als einen von mehreren Wirkungsmechanismen zu betrachten, die bei der Vermittlung emotionaler Kommunikation eine Rolle spielen.

Ein Beispiel für bewertungsunabhängige Formen emotionaler Kommunikation ist die emotionale Wirkung von Musik (vgl. Panksepp, 1995; Juslin & Sloboda, 2001; Ellsworth, 1994b). Warum Versuchsteilnehmer ihre Reaktionen auf Musik als traurig, ängstlich, triumphierend, fröhlich oder ärgerlich beschreiben, kann nach Ellsworth (1994b, S. 195-196) nicht durch kognitive Bewertungen erklärt werden. Solche emotionalen Reaktionen würden eine Bewertung nach komplexen Kriterien wie Zielrelevanz, Bewältigungsmöglichkeiten, Selbstbildkongruenz u. ä. voraussetzen, die auf Instrumentalmusik nicht anwendbar sind. Ellsworth (1994b) nimmt an, dass die Stimmungsbeeinflussung durch Musik auf sinnlich konkreten Assoziationen zwischen musikalischen Klangeigenschaften und

typischen Klangeigenschaften des vokalen Emotionsausdrucks beruht. Auf diese Weise umgeht Musik den kognitiven Bewertungsprozess, der aus der Sicht der Bewertungstheorien zwischen Auslösereiz und emotionaler Reaktion vermittelt.

Wenn man Frijdas (1994) Auffassung von kognitiven Bewertungen als Regulationsmechanismen zugrunde legt, dann ist emotionale Kommunikation rational und irrational zugleich. Rational, weil die Feedbackmechanismen zwischen kognitiver Situationsbewertung und subkortikalen Erregungsprozessen im Normalfall dafür sorgen, dass beide als Aspekte eines ganzheitlichen Informationsverarbeitungssystems zusammenwirken, das nach einer bestimmten Logik funktioniert. Insofern ist davon auszugehen, dass Emotionsausdruck verwertbare – wenn auch keine 100%ig genauen – Informationen über die kognitive Situationsbewertung der Person vermittelt, die wiederum vom Kommunikationspartner für eigene Bewertungsprozesse genutzt werden können. Bei all dem bleibt aber immer ein Rest von Irrationalität, da die Kommunikationspartner Stimmungen und Erregungszustände in die Kommunikation hineintragen, die die Entstehung von Emotionen beeinflussen, obwohl sie nichts mit der aktuellen Situationsbewertung zu tun haben.

Wie am Anfang dieses Kapitels bereits erwähnt wurde, sind die Bewertungstheorien nicht das einzige Modell, das sich mit kognitiven Prozessen bei Emotionsentstehung beschäftigt. Im folgenden Kapitel soll ein weiteres kognitives Modell vorgestellt werden: der Prototypenansatz.

4. Der Prototypenansatz

4.1 Grundannahmen des Prototypenansatzes

Der Prototypenansatz (Shaver et al., 1987; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) ist in erster Linie eine Theorie des Emotionswissens. Was ist gemeint, wenn Menschen von Angst, Wut, Freude, Trauer oder Liebe sprechen? Auf welche Art von Wissen beziehen sie sich? Die Antwort auf diese Fragen hat gleichzeitig mit der Entstehung von Emotionen zu tun, da sich das Wissen über Emotionen aus der Sicht des Prototypenansatzes unmittelbar auf den Prozess der Emotionsentstehung auswirkt.

Nach Shaver et al. (1987; vgl. Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) wird der Kernbereich des Emotionswissens durch emotionale Skripts gebildet. Dabei handelt es sich um assoziative Wissensstrukturen, die verallgemeinerte Erfahrungen über den Ablauf emotionaler Erlebnisse beinhalten. Sie werden als emotionale Skripts bezeichnet, weil man sich darunter so etwas ähnliches wie »Drehbücher« für Emotionen vorstellen kann. Der Skript-Begriff, den Shaver et al. (1987) von Abelson (1976) übernommen haben, veranschaulicht, dass diese emotionalen Wissensstrukturen gleichzeitig zwei verschiedene Funktionen erfüllen. Auf der einen Seite haben sie die Funktion von Wahrnehmungsschemata, die dazu dienen, Erfahrungen einzuordnen und das Verhalten anderer zu verstehen. Auf der anderen Seite dienen sie aber auch als Handlungsschemata, d. h. als »Regieanweisungen« für eigenes Verhalten.²³

²³ Der Skript-Begriff stimmt in vielen Punkten mit dem Begriff des kognitiven Schemas überein, der u. a. von Piaget (1976) geprägt wurde. Dieser Begriff bezieht sich auf einen komplexen Zusammenhang zwischen Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Gedächtnisfunktionen von Wissen. Schemata werden als Wissensstrukturen aufgefasst, die auf der einen Seite durch Erfahrung geprägt werden, auf der anderen Seite aber auch Erfahrung strukturieren, indem sie als Orientierungsrahmen für Wahrnehmung und Verhalten fungieren.

Der Begriff »Skript«, wie er auch von anderen Forschern verwendet wird, bezieht sich sowohl auf die allgemeine Repräsentation eines Ereignisses als auch auf den Plan, der genutzt wird, um dieses Ereignis stattfinden zu lassen. Mit anderen Worten, kann ein Restaurant-Skript *sowohl* genutzt werden, um (1) eine Szene in einem Film zu verstehen, in der zwei Figuren ein Restaurant betreten, sich hinsetzen, ein Gericht essen und dann die Rechnung bezahlen; *als auch*, um (2) Handlungen auszuführen, wie ein Restaurant zu betreten, der Kellnerin an einen Tisch zu folgen usw. Desgleichen kann ein Ärger-Skript nicht nur beim Verstehen oder bei der Wahrnehmung eines Ärger-Ereignisses eine Rolle spielen, sondern auch dabei, ärgerlich zu werden, Ärger auszudrücken und Ärger zu kontrollieren. (Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 92, unsere Übersetzung, Hervorhebungen im Original)

Aufgrund der Doppelfunktion emotionaler Skripts als Wahrnehmungs- und Handlungsschemata lässt sich das Wissen über Emotionen nicht von den Emotionen als solchen trennen. Dieses Wissen wird in emotional relevanten Situationen aktiviert und wirkt sich unmittelbar auf den Prozess der Emotionsentstehung aus – d. h. die Wahrnehmung und das Verhalten der Person werden nach dem Vorbild emotionaler Skripts überformt. Nach Untersuchungen von Shaver et al. (1987) beinhalten emotionale Skripts folgende Aspekte:

1. *emotionsauslösende Situationen* (Ereignisse, kognitive Bewertungen und Befindlichkeiten, die die Entstehung von Emotionen begünstigen)
2. *emotionale Reaktionen* (Ausdrucksformen, Handlungsimpulse, physiologische Reaktionen, subjektive Empfindungen und typische Gedanken, die mit der Emotion verbunden sind)
3. *Selbstkontrolltechniken*²⁴ (Denk- und Verhaltensweisen, die dazu dienen, die emotionale Erregung zu regulieren bzw. Ausdrucks- und Handlungsimpulse zu unterdrücken)

Nach Fischer, Shaver & Carnochan (1990, S. 101-105) bilden sich die ersten emotionalen Skripts bereits im Säuglingsalter heraus. Die Autoren nehmen an, dass die frühkindlichen Skripts vor allem auf angeborenen Wahrnehmungs- und Verhaltensmustern beruhen. Einzelne Aspekte dieser Verhaltensmuster sind bereits von Geburt an zu beobachten und werden mit ca. vier Monaten zu koordinierten emotionalen Reaktionen integriert. Bis zum Al-

²⁴ Selbstkontrolltechniken wurden von den Versuchspersonen in der Studie von Shaver et al. (1987) vor allem im Zusammenhang mit negativen Emotionen erwähnt. Fischer, Shaver & Carnochan (1990) gehen jedoch davon aus, dass es auch Selbstkontrolltechniken für positive Emotionen gibt.

ter von zwei Jahren entwickeln Kinder emotionale Skripts für einfache Emotionen wie Ärger, Angst, Trauer, Freude und Liebe²⁵, die den Skripts Erwachsener bereits in vielen Punkten ähnlich sind. Das frühkindliche Skript für Ärger beispielsweise kann nach Fischer, Shaver & Carnochan (1990) folgendermaßen beschrieben werden:

Auslöser: Behinderung zielgerichteter Aktivitäten, Unbehagen

Etwas oder jemand stört oder behindert die Bewegungsfreiheit oder die Erreichung von Zielen des Kindes oder verursacht dem Kind Unbehagen.

Reaktionen: Energischer Protest, Widerstand

Das Kind wird energisch und sein Verhalten ist darauf ausgerichtet, gegen die Störung oder den Schmerz zu protestieren oder Widerstand zu leisten.

Das Kind sieht ärgerlich aus und klingt ärgerlich (z.B. rotes Gesicht, zusammengezogene Augenbrauen, laute und schrille Stimme) und kann sich winden, abwenden, Widerstand gegen die Behinderung leisten oder schlagen.

Das Kind ist auf die Ärger auslösende Situation fixiert und lässt sich nicht einfach beruhigen oder ablenken, solange die Behinderung oder der Schmerz fort dauert.

Selbstkontrolltechniken: Unterdrückung

Ab dem Ende des ersten Lebensjahres kann das Kind versuchen, seinen Ärger zu unterdrücken.

(Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 104, unsere Übersetzung)

Diese frühkindlichen Skripts bilden die Grundlage des differenzierten Emotionswissens, das Menschen im Verlauf ihres Lebens entwickeln. Wenn Kinder mit ca. zwei Jahren beginnen, Emotionswörter zu verwenden und Emotionen im symbolischen Spiel darzustellen, ist die Anzahl der emotionalen Skripts, auf die sie sich beziehen, noch recht überschaubar. Bei den meisten Kindern handelt es sich um die Skripts für Ärger, Angst, Trauer, Freude und Liebe. Nach Bretherton & Beeghly (1982; vgl. Wellman et al., 1995) sind die ersten Emotionswörter, die amerikanische Kinder verwenden: love (lieben), like (mögen), mad (wütend), scared (ängstlich), happy (glücklich) und sad (traurig). Beim Spiel mit Puppen oder anderen Figuren können zweijährige Kinder typische Verhaltensweisen darstellen, die zu diesen Skripts gehören, z.B. lachen, küssen, schlagen, weinen, flüchten usw. (vgl. Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 106; Fischer & Pipp, 1984).

²⁵ Shaver et al. (1987) verwenden das Wort Liebe (love) als Sammelbegriff für Bindungsempfindungen. Wie die Autoren selbst anmerken, wäre der Begriff Zuneigung (affection) inhaltlich zutreffender. Die Entscheidung für Liebe hat vor allem damit zu tun, dass es sich im Unterschied zu Zuneigung um ein einfaches und häufig gebrauchtes Wort handelt, das auch von Kindern verstanden und verwendet wird.

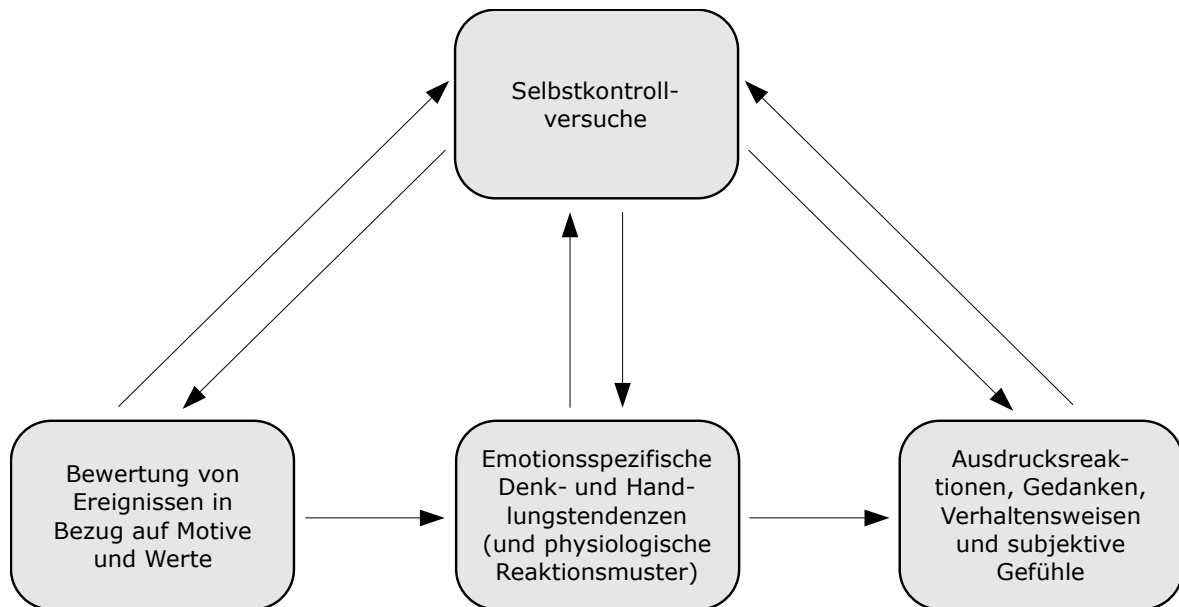


Abbildung 3: Ein dynamisches Modell emotionaler Prozesse, das die implizite Struktur emotionaler Skripts – so, wie sie von den Versuchspersonen beschrieben wurden – wiedergibt (übersetzte und leicht bearbeitete Version der Abb. 9 in Shaver et al., 1987, S. 1080).

Im Verlauf der Individualentwicklung werden diese einfachen Skripts um altersgemäße Aspekte wie Selbstkontrolltechniken, verbale Ausdrucksformen und abstrakte Situationsbewertungen ergänzt. Außerdem differenzieren sich nach und nach verschiedene Skripts für komplexe und kulturspezifische Emotionen aus. Die Ärger-Skripts Erwachsener beinhalten folgende Aspekte:²⁶

Auslöser: Ungerechtfertigte Unterbrechung, Regelverletzung oder Schädigung

Etwas oder jemand widerspricht den Wünschen oder Erwartungen der Person, stört oder behindert die Bewegungsfreiheit oder die Erreichung von Zielen der Person, verletzt oder beleidigt die Person, ignoriert oder erniedrigt den Status der Person.

Diese Störung oder Schädigung wird als ungerechtfertigt wahrgenommen, als etwas, das nicht passieren sollte und nicht zugelassen werden sollte.

Reaktionen: Energischer Protest, Angriff, Rache

Die Person wird energisch, ihre Gedanken und ihr Verhalten sind darauf ausgerichtet zu protestieren, zu kämpfen oder sich zu rächen, um auf diese Weise ihre Bewegungsfreiheit, die ihr zustehende Anerkennung usw. wiederherzustellen.

²⁶ Das Zitat stellt eine relativ abstrakte Zusammenfassung der von den einzelnen Versuchspersonen beschriebenen Ärger-Skripts dar, die in der Studie von Shaver et al. (1987) untersucht wurden. Es verdeutlicht die grobe Struktur emotionaler Skripts, ist jedoch nicht unbedingt repräsentativ für die Differenziertheit und Bildhaftigkeit der einzelnen Komponenten. Vergleiche dazu das ausführliche Zitat zu den skripttypischen Ausdrucksformen für Ärger im nächsten Abschnitt.

Die Person sieht ärgerlich aus und klingt ärgerlich (z. B. rotes Gesicht, zusammengezogene Augenbrauen, laute Stimme) und bewegt sich nachdrücklich, einschüchternd oder übertrieben.

Die Person ist gedanklich mit der Ärger auslösenden Situation beschäftigt und insistiert wiederholt, dass er oder sie im Recht ist, eine bessere Behandlung verdient usw.

Selbstkontrolltechniken: Unterdrückung und Umdeutung

Die Person kann versuchen, den Ärger zu unterdrücken oder zu verbergen oder die Situation so umzudeuten oder zu verändern, dass sie keinen Anlass zum Ärger mehr gibt.

(Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 93, unsere Übersetzung)

Nach Shaver et al. (1987; vgl. Agnoli et al., 1989; Sokolowski, 1993, S. 72-95) verfügen Erwachsene über ein relativ umfangreiches Repertoire emotionaler Skripts. Die ersten Skripts für Ärger, Angst, Trauer, Freude und Liebe spielen dabei jedoch weiterhin eine besondere Rolle. Diese Emotionen wurden nach Fehr & Russel (1984) als erste genannt, wenn Versuchsteilnehmer gebeten wurden, alle Emotionen aufzuzählen, die ihnen spontan einfallen. Wenn Emotionswörter nach Ähnlichkeit sortiert werden sollen, ergeben sich neben der Einteilung in positive und negative Emotionen fünf große »Emotionsfamilien«, die jeweils durch die Ähnlichkeit mit einer dieser Emotionen charakterisiert sind (Shaver et al., 1987; Agnoli et al., 1989). Diese Sonderstellung unter den Emotionskonzepten und die frühe Herausbildung in der Individualentwicklung lassen nach Fischer, Shaver & Carnochan (1990) darauf schließen, dass die emotionalen Skripts für Ärger, Angst, Trauer, Freude und Liebe eine grundlegende Ebene des Emotionswissens bilden, auf der andere emotionsbezogene Wissensstrukturen aufbauen.

Diese Annahme beruht vor allem auf Untersuchungen zum Emotionswortschatz. Nicht alle Emotionswörter beziehen sich auf ein eigenständiges Skript. Sie lassen sich jedoch aufgrund von Ähnlichkeitsbeurteilungen zu Gruppen zusammenfassen, die ein gemeinsames Konzept bezeichnen. Die Untersuchungen von Shaver et al. (1987; vgl. Agnoli et al., 1989) deuten darauf hin, dass diese Emotionskonzepte nach den gleichen Prinzipien organisiert sind, die von Rosch (1978) für Farb- und Objektkonzepte nachgewiesen wurden: Es gibt eine *Basisebene* von relativ allgemeinen und zugleich konkreten Konzepten (z. B. Stuhl). Die Bedeutung dieser Konzepte ist in Form sinnlich konkreter Vorstellungen repräsentiert, die Rosch als Prototypen bezeichnet – daher die Bezeichnung Prototypenansatz. Außerdem gibt es eine *untergeordnete Ebene* von speziellen Konzepten (z. B. Küchenstuhl), die jeweils einem Basiskonzept zugeordnet sind. Diese untergeordneten Konzepte beziehen sich ebenfalls auf sinnlich konkrete Prototypen. Ob sie als typische Vertre-

ter eines bestimmten Basiskonzepts aufgefasst werden, hängt davon ab, wie groß die Ähnlichkeit dieser Prototypen dem Prototyp des Basiskonzepts ist. Schließlich gibt es eine *übergeordnete Ebene* von abstrakten Konzepten, die keine sinnlich konkrete Entsprechung haben (z. B. Möbel). Die Bedeutung dieser abstrakten Konzepte ist durch eine Reihe typischer Beispiele definiert, die keine eindeutigen Definitionskriterien erfüllen, sondern vielmehr über eine Art Familienähnlichkeit miteinander assoziiert sind.²⁷ Dabei kann es sich sowohl um Basiskonzepte als auch um untergeordnete Konzepte handeln.

Im Fall der Emotionskonzepte wird die Basisebene durch die Konzepte Ärger, Angst, Trauer, Freude und Liebe gebildet. Nach Agnoli et al. (1989; vgl. Shaver, Wu & Schwartz, 1992) bilden diese fünf Basiskonzepte ein relativ stabiles kulturübergreifendes Organisationsmuster des Emotionswissens. Kulturspezifische Besonderheiten sind dadurch aber keinesfalls ausgeschlossen. So wurde z. B. in China ein zusätzliches Basiskonzept für Scham ermittelt. Die Bedeutung der Basiskonzepte ist in Form emotionaler Skripts repräsentiert, die als sinnlich konkrete Prototypen fungieren. Das übergeordnete Konzept der Emotion bezieht sich auf eine Reihe von konkreten Beispielen, zu denen vor allem die Basiskonzepte, aber auch untergeordnete Emotionskonzepte wie Eifersucht, Mitleid, Scham usw. gehören. Dabei gibt es fließende Übergänge zwischen dem Konzept der Emotion und anderen Konzepten wie Körperempfindungen, Charaktereigenschaften usw. Die untergeordnete Ebene wird durch spezielle Emotionskonzepte gebildet, deren Bedeutung ebenfalls in Form emotionaler Skripts repräsentiert ist. In der Studie von Shaver et al. (1987) wurden 25 untergeordnete Emotionskonzepte ermittelt:

Zuneigung, Begehren, Sehnsucht (für die Kategorie Liebe), Fröhlichkeit, Begeisterung, Zufriedenheit, Stolz, Optimismus, Hingabe, Erleichterung (für die Kategorie Freude), Gereiztheit, Verbitterung, Wut, Ekel, Neid, Gequältheit (für die Kategorie Ärger), Leid, Traurigkeit, Enttäuschung, Scham, Einsamkeit, Mitleid (für die Kategorie Trauer), Angst und Nervosität (für die Kategorie Angst). (Shaver et al., 1987, S. 1068, unsere Übersetzung)

Diese Aufzählung muss jedoch insofern relativiert werden, als dass die untergeordneten Emotionskonzepte offenbar nicht bei allen Personen identisch sind. Während die Basiskonzepte im Großen und Ganzen übereinstimmen, können die Anzahl und der Inhalt der untergeordneten Emotionskonzepte erhebliche individuelle und kulturelle Unterschiede aufweisen (vgl. Agnoli et al., 1989). Nach Untersuchungen von Sokolowski (1993, S. 72-95)

²⁷ Solche Konzepte mit fließenden Grenzen werden als unscharfe Mengen (fuzzy sets) bezeichnet. Nach Rosch (1978) bilden auch die Basiskonzepte und die untergeordneten Konzepte unscharfe Mengen. Da die Zuordnung von Objekten aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit den Prototypen erfolgt, gibt es auch hier fließende Übergänge zwischen typischen und weniger typischen Vertretern eines Konzepts.

werden von einzelnen Versuchsteilnehmern bei der Beschreibung alltäglicher Emotionserlebnisse zwischen 5 und 22 Emotionsprototypen verwendet. Für manche Personen scheinen also die fünf Basis-Skripts ausreichend, während andere auf ein relativ differenziertes Spektrum untergeordneter Skripts zurückgreifen.

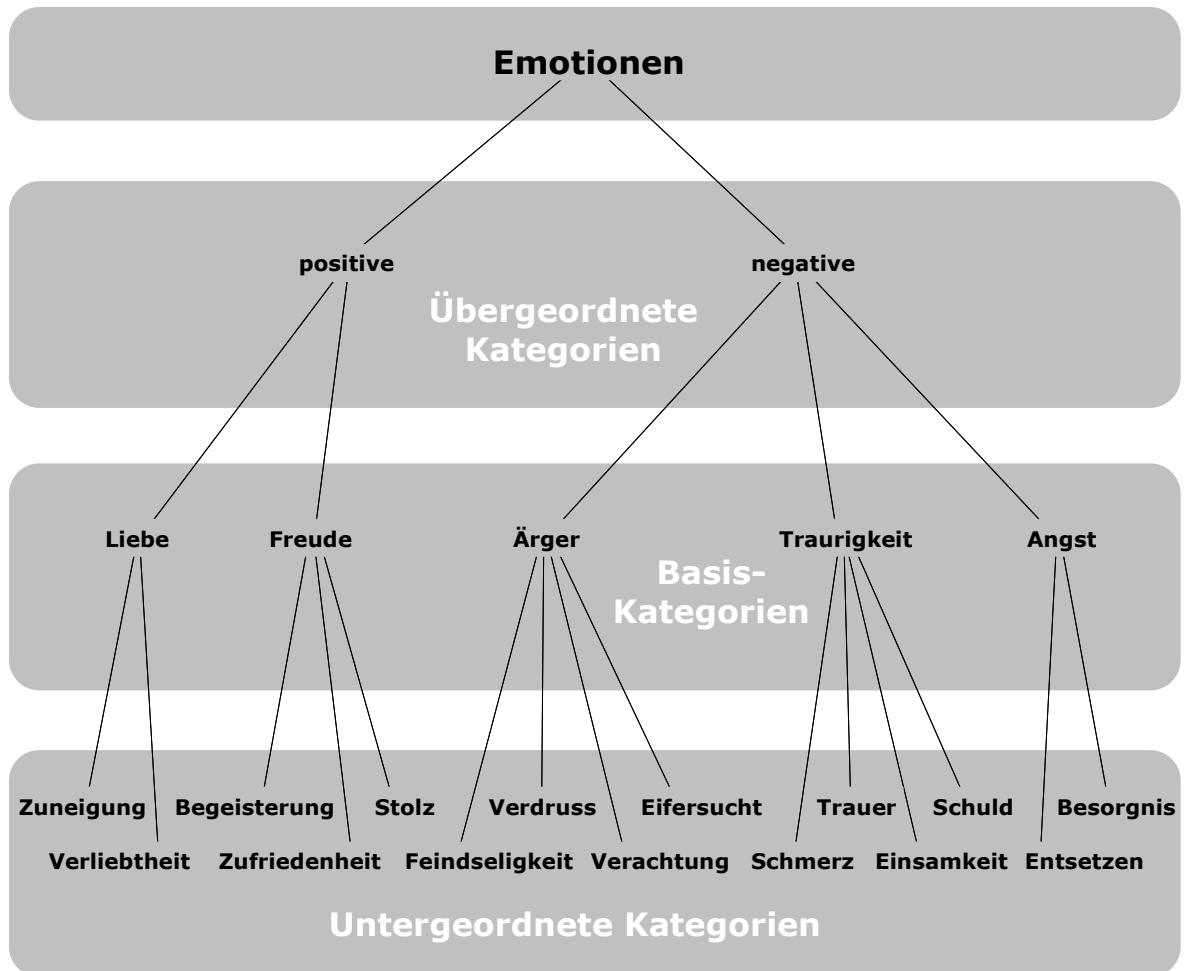


Abbildung 4: Vereinfachte Darstellung der hierarchischen Organisation von Emotionskonzepten nach Shaver et al. (1987) (übersetzte und leicht überarbeitete Version der Abb. 2 in Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 90). Das Konzept der Emotion schließt die übergeordneten Kategorien der positiven und negativen Emotionen ein. Diese wiederum schließen zwei bzw. drei Basiskategorien ein: Liebe und Freude für positive Emotionen sowie Ärger, Traurigkeit und Angst für negative Emotionen. Die Basiskategorien schließen jeweils verschiedene untergeordnete Kategorien ein. Während die Basiskategorien und übergeordneten Kategorien ein kulturübergreifendes Muster des Emotionswissens bilden, weisen die untergeordneten Kategorien erhebliche individuelle und kulturspezifische Unterschiede auf. Die Emotionen, die als untergeordnete Kategorien genannt werden, sind also nur als Beispiele zu verstehen.

Wenngleich die Anzahl und der Inhalt der untergeordneten Skripts individuell verschieden sind, lassen sich nach Shaver et al. (1987) bestimmte Eigenschaften verallgemeinern. Alle untergeordneten Emotionskonzepte, die von den Autoren ermittelt wurden, beziehen sich in irgendeiner Form auf die Basiskonzepte. Entweder handelt es sich um gesteigerte und abgeschwächte Varianten: z.B. stellt Begeisterung eine besonders intensive Form von

Freude dar und Gereiztheit eine abgeschwächte Form von Ärger. Oder es handelt sich um Varianten, die an bestimmte Kontexte gebunden sind: Stolz z. B. ist eine Form von Freude, die voraussetzt, dass man das erfreuliche Ereignis selbst verursacht hat, und Einsamkeit ist eine Form von Traurigkeit, die entsteht, wenn man die Anwesenheit und Zuwendung Anderer vermisst. Oft stellen diese kontextspezifischen Varianten Bezüge zu anderen Basis-Skripts her. Eifersucht z. B. ist primär eine Variante des Ärger-Skripts. Die eifersüchtige Person ist wütend, dass sie die Liebe und Aufmerksamkeit einer anderen Person nicht für sich allein haben kann. Eifersucht setzt aber gleichzeitig voraus, dass man die andere Person liebt und dass man Angst hat, ihre Liebe zu verlieren.

Zu den untergeordneten Emotionskonzepten gehören auch Emotionen wie Ekel und Scham, die aus evolutionspsychologischer Sicht einen eigenständigen biologischen Ursprung haben. Shaver et al. (1987, S. 1069) nehmen an, dass diese Emotionen in die Basis-Skripts integriert und wie kontextspezifische Varianten behandelt werden. So gibt es z. B. Hinweise darauf, dass das Basis-Skript für Ärger gleichzeitig Aspekte von Ekel enthält. Zum einen werden Auslöser und Ausdrucksformen für Ärger und Ekel häufig verwechselt.²⁸ Zum anderen gibt es eine Vielzahl von metaphorischen Redewendungen, in denen Ärger mit Ekel gleichgesetzt wird, z. B. »das kotzt mich an«, »das stinkt mir« u. ä. Die Einteilung in Basiskonzepte und untergeordnete Konzepte stimmt also nicht in jedem Fall mit der Einteilung in angeborene Primäremotionen und zusammengesetzte bzw. abgeleitete Sekundäremotionen überein, von der evolutionspsychologische Emotionstheorien ausgehen (vgl. Darwin, 1872/1998; Plutchik, 1980; Izard, 1977). Im Fall von Ärger und Ekel z. B. verhält es sich eher umgekehrt. Während sich das untergeordnete Konzept für Ekel auf eine »reine« Primäremotion bezieht, fasst das Basiskonzept für Ärger mehrere Primäremotionen, nämlich Ärger und Ekel, zusammen.

Sprachliche Emotionskonzepte stellen demnach weder ein getreues Abbild der biologischen Grundlagen von Emotionen dar, noch handelt es sich um rein kulturell definierte Kategorien. Biologische und kulturelle Aspekte scheinen vielmehr eine untrennbare Einheit zu bilden. Diese Eigenschaft sprachlicher Emotionskonzepte kann durch die Eigenschaften emotionaler Skripts erklärt werden, auf die sich diese Konzepte beziehen. Bei emotionalen Skripts handelt es sich wie gesagt um assoziative Wissensstrukturen, die verallgemeinerte Erfahrungen über den Ablauf emotionaler Erlebnisse beinhalten. Diese Erfahrungswerte können sowohl biologische als auch kulturelle Gesetzmäßigkeiten widerspiegeln. Denn assoziative Wissensstrukturen geben vor allem das gleichzeitige Auftreten

²⁸ Nach Shaver et al. (1987, S. 1069) gilt dies nicht nur für westliche Kulturen. Anscheinend werden Erfahrungen von Ärger und Ekel in vielen Kulturen zu einem gemeinsamen Basis-Skript zusammengefasst.

bzw. Aufeinanderfolgen von Ereignissen und nicht die tiefer liegenden Ursachen für solche Zusammenhänge wieder.

Bevor wir uns der Frage zuwenden, inwiefern der Prototypenansatz als Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation geeignet ist, sollen die zentralen Aussagen dieses Ansatzes zur Emotionsentstehung noch einmal kurz zusammengefasst werden:

- Die Entstehung von Emotionen wird durch emotionale Skripts beeinflusst. Es handelt sich um assoziative Wissensstrukturen, die typische emotionsauslösende Situationen, emotionale Reaktionen und Selbstkontrolltechniken beinhalten. Dieses Wissen wird in emotional relevanten Situationen aktiviert und wirkt sich unmittelbar auf den Prozess der Emotionsentstehung aus.
- Es gibt eine begrenzte Anzahl von Basis-Skripts, die sich bereits in der frühen Kindheit herausbilden und bei Erwachsenen eine grundlegende Ebene des Emotionswissens bilden. Zu diesen Basis-Skripts gehören Ärger, Angst, Trauer, Freude und Liebe. Sie sind sowohl bei verschiedenen Personen als auch im Kulturvergleich relativ ähnlich.
- Neben den Basis-Skripts gibt es eine Reihe untergeordneter Skripts, deren Anzahl und Inhalt individuell und kulturell verschieden sind. Es kann sich um gesteigerte, abgeschwächte oder kontextspezifische Varianten der Basis-Skripts handeln. Die kontextspezifischen Varianten stellen oft Verbindungen zu anderen Basis-Skripts her.
- Die Einteilung in Basis-Skripts und untergeordnete Skripts weist gewisse Parallelen zur evolutionspsychologischen Unterscheidung zwischen angeborenen Primäremotionen und kulturell geprägten Sekundäremotionen auf. Diese Parallelen sind jedoch mit Vorsicht zu interpretieren, da sich auch untergeordnete Skripts auf Primäremotionen beziehen können und alle Skripts kulturell überformt sind.

4.2 Emotionale Kommunikation – ein prototypenorientierter Definitionsansatz

Der Prototypenansatz bildet insofern eine interessante Definitionsgrundlage für das Konzept der emotionalen Kommunikation, als er davon ausgeht, dass emotionale Skripts gleichzeitig als Wahrnehmungs- und Handlungsschemata dienen. Das bedeutet, dass Menschen die gleichen Wissensstrukturen nutzen, um Emotionen auszudrücken und den Emotionsausdruck Anderer zu verstehen.

Emotionale Skripts erfüllen dabei zwei verschiedene Funktionen. Sie beinhalten zum einen das Wissen über den formalen Aspekt von Emotionsausdruck – d. h. das Wissen, das erforderlich ist, um typische Ausdrucksformen einer Emotion zu verwenden und bei Anderen zu erkennen. Zum anderen beschreiben die Skripts in ihrer Gesamtheit den Bedeutungsaspekt von Emotionsausdruck – die ausgedrückte Emotion. Diese beiden Funktionen emotionaler Skripts führen zu einer erweiterten Auffassung von Emotionsausdruck, die nicht nur angeborene Ausdrucksformen, sondern auch erlernte Ausdrucksformen, Selbstkontrolltechniken und den Bezug zum Kontext einschließt.

Zunächst zum formalen Aspekt des Emotionsausdrucks: Die emotionalen Skripts, die von Shaver et al. (1987) ermittelt wurden, beinhalten neben den angeborenen Ausdrucksformen eine Reihe erlernter Verhaltensweisen, die ebenfalls als typischer Emotionsausdruck gelten. Da es sich bei emotionalen Skripts um assoziative Wissensstrukturen handelt, können erlernte Ausdrucksformen nahtlos integriert werden. Sie müssen nur regelmäßig im Zusammenhang mit anderen Aspekten emotionaler Skripts beobachtet und selbst verwendet werden.²⁹ Das Skript für Ärger beispielsweise beinhaltet folgende Ausdrucksformen:

1. Obszönitäten, Fluchen
2. Den Verursacher des Ärgers verbal angreifen
3. Laute Stimme, schreien, brüllen, rufen
4. Sich beschweren, schimpfen, alles schlecht machen
5. Geballte Hände oder Fäuste
6. Aggressive, drohende Bewegungen oder Gesten
7. Etwas anderes als den Verursacher des Ärgers angreifen (z. B. auf etwas einschlagen, Dinge werfen)
8. Den Verursacher des Ärgers körperlich angreifen

²⁹ Auf diese Weise entstehen assoziative Verknüpfungen, die sich z. T. so verfestigen können, dass erlernte Ausdrucksformen ohne bewusste Absicht aktiviert werden. Auch Ausdruckskontrolle kann durch ständige Gewohnheit zu einer »zweiten Natur« werden, die die Person nicht nach Belieben abschütteln kann. Ob ein Verhalten mit oder ohne bewusste Absicht ausgeführt wird, ist nicht das entscheidende Kriterium dafür, dass es von der Person selbst oder von anderen als typischer Emotionsausdruck wahrgenommen wird. Ausschlaggebend ist vielmehr das regelmäßige Auftreten dieses Verhaltens im Kontext emotionaler Skripts.

9. Widersprüchliches, unkontrolliertes, hoch emotionales Verhalten
 10. Schwerer Gang, Stampfen
 11. Anspannung oder Steifheit des Körpers, angespannte oder steife Bewegungen
 12. Nonverbaler Ausdruck von Missbilligung gegenüber dem Verursacher des Ärgers (z. B. Türen zuschlagen, den Raum verlassen)
 13. Stirnrunzeln, nicht lächeln, böser oder unangenehmer Ausdruck
 14. Zähneknirschen, Zähne zeigen, durch die Zähne atmen
 15. Gerötetes Gesicht
 16. Weinen
- (Shaver et al., 1978, S. 1078, unsere Übersetzung)

Das typische Erscheinungsbild einer Emotion wird außerdem durch Selbstkontrolltechniken geprägt, die bestimmte Ausdrucksformen unterdrücken. Wenn solche Selbstkontrolltechniken gewohnheitsmäßig angewendet werden, können sie angeborene Ausdrucksformen aus dem emotionalen Skript verdrängen bzw. durch abgeschwächte Varianten ersetzen. Emotionsausdruck gestaltet sich somit als ein komplexes Verhalten, das aus dem Zusammenwirken von angeborenen Ausdrucksformen, erlernten Ausdrucksformen und ausdruckshehmenden Selbstkontrolltechniken resultiert.

Auch was den Bedeutungsaspekt betrifft, führt die Funktion emotionaler Skripts zu einer erweiterten Auffassung von Emotionsausdruck. Da das Ausdruckswissen unmittelbar in emotionale Skripts integriert ist, stellt sich das Verhältnis von Emotionsausdruck zur ausgedrückten Emotion als ein Verhältnis vom Teil zum Ganzen dar. Das heißt, Emotionsausdruck wird als solcher verstanden, indem er als Teil eines emotionalen Skripts wahrgenommen wird, das emotionsauslösende Situationen, sonstige emotionale Reaktionen und Selbstkontrolltechniken umfasst. Die Bedeutung des Ausdrucksverhaltens hängt deshalb nicht allein von seiner Ähnlichkeit mit typischen Ausdrucksformen ab, sondern auch von der Übereinstimmung des Kontexts mit anderen Aspekten emotionaler Skripts. Diese Kontextbezogenheit von Emotionsausdruck führt auf der einen Seite dazu, dass undeutliche und ambivalente Ausdrucksformen als vollwertiger Emotionsausdruck wahrgenommen werden, wenn ihre Bedeutung eindeutig aus dem Kontext hervorgeht. Auf der anderen Seite kann die Bedeutung typischer Ausdrucksformen in Frage gestellt werden, wenn kein Zusammenhang mit anderen Aspekten des emotionalen Skripts erkennbar ist.

Vor dem Hintergrund des Prototypenansatzes betrachtet, kann Emotionsausdruck somit als ein Verhalten charakterisiert werden, das (1.) als Teil eines emotionalen Skripts erlebt und durch dieses Skript geformt wird und (2.) aufgrund seiner Form und des Kontexts, in dem es auftritt, beim Kommunikationspartner emotionale Skripts aktiviert und als

Teil dieser Skripts wahrgenommen wird. Auf dieser Grundlage kann folgende Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation formuliert werden:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Skripts.

Um diesen prototypenorientierten Definitionsansatz einordnen zu können, müssen folgende Fragen beantwortet werden: In welchem Verhältnis steht dieser Definitionsansatz zu den anderen Arbeitsdefinitionen? Inwiefern ist es gerechtfertigt, im Zusammenhang mit der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Skripts von Kommunikation zu sprechen? Diese Fragen sollen im zweiten Teil der Arbeit aufgegriffen werden.

Ein weiterer Punkt, der geklärt werden muss, um die Funktion emotionaler Skripts im Kommunikationsprozess beschreiben zu können, ist das Problem der Wissensrepräsentation. Wie sind emotionale Skripts im Gedächtnis gespeichert? Wie werden sie abgerufen? Wie wirken sie sich auf die Informationsverarbeitung aus? Shaver et al. (1987) gehen in Anlehnung an Rosch (1978) davon aus, dass emotionale Skripts in Form sinnlich konkreter Prototypen repräsentiert sind. Ob es einen solchen bildhaften Repräsentationsmodus für Informationen überhaupt gibt, wird jedoch kontrovers diskutiert. Diese Frage ist Gegenstand der Imagery-Debatte, auf die wir im folgenden Abschnitt eingehen werden. Obwohl es im Rahmen der Imagery-Debatte primär um die Funktion innerer Bilder geht, hat sie auch die wissenschaftliche Diskussion über andere sinnlich konkrete Verarbeitungsformen beeinflusst.

4.3 Die Imagery-Debatte

Das Konzept der inneren Bilder (engl.: imagery) hat eine lange philosophische Tradition (vgl. Tye, 1991). Ein prominentes Beispiel hierfür ist Platons Wachstafel-Metapher, die den menschlichen Geist mit einer formbaren Wachsmasse vergleicht, in der die Umweltobjekte ihre »Sinneseindrücke« hinterlassen. In der psychologischen Forschung hingegen wurde das Konzept der inneren Bilder unter dem Einfluss des Behaviorismus lange Zeit als unwissenschaftlich abgelehnt (vgl. Watson, 1913). Erst in den 60er Jahren entstand – angeleitet vor allem durch die Arbeiten von Paivio – ein erneutes Forschungsinteresse an inneren Bildern. Paivio (1963; 1965) konnte nachweisen, dass Wörter um so besser erinnert werden, je leichter ihre Bedeutung visualisiert werden kann. Er schlussfolgerte daraus, dass in-

nerer Bilder bei der Verarbeitung und Speicherung von Informationen eine wichtige Rolle spielen. Nach der dualen Kodierungstheorie (dual coding theory) von Paivio (1971) werden Informationen in zwei verschiedenen Kodierungsformaten gespeichert: zum einen in sprachlicher Form und zum anderen in Form innerer Bilder.

Die Imagery-Debatte wurde 1973 von Pylyshyn ausgelöst. Sein Aufsatz »What the mind's eye tells the mind's brain: A critique of mental imagery« richtete sich gegen die Annahme der dualen Kodierungstheorie, dass es einen bildhaften Repräsentationsmodus für Informationen gibt, der sich vom sprachlichen Repräsentationsmodus unterscheidet. Nach Pylyshyn müssen alle Formen kognitiver Informationsverarbeitung auf einem einheitlichen Repräsentationsformat beruhen. Denn sonst müsste es so etwas wie ein »Gehirn im Gehirn« (the mind's brain) geben – d. h. eine übergeordnete Instanz, die die verschiedenen Repräsentationsformate interpretiert. Damit stünde man wieder vor der Frage, mit welchem Repräsentationsmodus diese übergeordnete mentale Instanz arbeitet – eine Form des sogenannten »Homunkulusproblems«, das zu einem infiniten Regress führen würde.

Nach Pylyshyn (1973) beruhen alle Formen kognitiver Informationsverarbeitung auf propositionalen Repräsentationen. Hierbei handelt es sich um ein sprachähnliches Repräsentationsformat, das semantische Einheiten (Argumente) und Relationen zwischen diesen Einheiten (Prädikate) darstellt. Die Grundelemente der propositionalen Repräsentation sind Symbole, die für solche semantischen Einheiten und Relationen stehen. Innere Bilder werden von Pylyshyn als Epiphänomene der propositionalen Informationsverarbeitung aufgefasst, d. h. als ein Nebenprodukt, das keine eigenständigen Funktionen im Verarbeitungsprozess erfüllt.

Zum engagiertesten Gegner Pylyshyns in der Imagery-Debatte wurde Stephen Kosslyn. Nach Kosslyn & Pomerantz (1977) schließen Pylyshyns Argumente die Möglichkeit nicht aus, dass das menschliche Gehirn mit abbildenden Repräsentationen arbeitet. Abbildende Repräsentationen stellen Informationen durch die Anordnung von Punkten in einem funktionalen Raum dar. Die Repräsentation selbst muss dazu aber nicht unbedingt räumlich organisiert sein. Denn die Lage von Punkten im Raum kann auch mithilfe nicht-räumlicher Darstellungssysteme wie Koordinaten, Vektorgleichungen u. ä. angegeben werden. Um zu beweisen, dass keine übergeordnete mentale Instanz erforderlich ist, um solche abbildenden Repräsentationen zu interpretieren, entwickelten Kosslyn & Schwartz (1977; 1978) Computersimulationen, die in der Lage waren, bestimmte Aufgaben allein auf der Grundlage abbildender Repräsentationen zu lösen.

Kosslyn & Shwartz (1977; 1978) konnten damit zeigen, dass Informationsverarbeitung auf der Grundlage abbildender Repräsentationen möglich ist. Die Frage, ob das menschliche Gehirn tatsächlich mit abbildenden Repräsentationen arbeitet, blieb jedoch weiterhin ungeklärt. Vonseiten der Imagery-Forschung wurde deshalb immer wieder versucht, kognitive Phänomene nachzuweisen, die nur durch abbildende Repräsentationen und nicht durch propositionale Repräsentationen zu erklären sind (vgl. Paivio, 1995; Kosslyn, 1994, S. 7-12). Wie sich herausstellte, waren die Vertreter der propositionalen Repräsentationstheorie aber jeweils in der Lage, die Versuchsergebnisse der Imagery-Forschung aus der Sicht ihrer eigenen Theorie zu erklären. Außerdem wurde auf methodische Mängel hingewiesen, die die Aussagekraft der Ergebnisse in Frage stellten (z. B. Pylyshyn, 1981; Intons-Peterson, 1983).³⁰

Neue Impulse erhielt die Imagery-Debatte erst in den 90er Jahren durch die Erforschung visueller Verarbeitungssysteme im Gehirn (vgl. Kosslyn, 1994; Farah, 1995). Hierbei zeigte sich, dass es im visuellen Kortex eine Reihe topografisch organisierter Areale gibt, die zweidimensionale Repräsentationen von Bildern auf der Netzhaut des Auges erzeugen. Jeder Bereich dieser topografisch organisierten Areale verarbeitet Reize von einem ganz bestimmten Bereich der Netzhaut (Farah, 1995; Kosslyn, 1994). Die topografischen Repräsentationen im visuellen Kortex sind zwar in verschiedener Hinsicht verzerrt – beispielsweise wird der zentrale Bereich der Netzhaut, der für scharfes Sehen zuständig ist, größer dargestellt als andere Bereiche der Netzhaut – die räumliche Anordnung der Bildelemente bleibt jedoch im Wesentlichen erhalten. Gleichzeitig stellte sich heraus, dass die Verarbeitung und Speicherung von Informationen in der Regel auf den gleichen Gehirnsystemen beruht wie die entsprechenden Wahrnehmungsprozesse (Restak, 1994; Damasio, 1997; LeDoux, 2002).³¹ Für die Entstehung von Wahrnehmungsbildern und inneren Vorstellungsbildern scheinen somit ähnliche Verarbeitungsprozesse verantwortlich zu sein.

Die Frage, ob das menschliche Gehirn mit abbildenden Repräsentationen arbeitet, ist damit für viele Autoren abschließend geklärt. Nach Gottschling (2003) kann man das

³⁰ Die stagnierende Entwicklung der Imagery-Debatte in den 80er Jahren schien die pessimistische Prognose von Anderson (1978) zu bestätigen. Nach Anderson ist es kein Zufall, sondern liegt in der Natur der Sache, dass das Verhalten von Versuchsteilnehmern keine zweifelsfreien Rückschlüsse auf die Verwendung abbildender bzw. propositionaler Verarbeitungsstrategien zulässt. Wie er zu zeigen versuchte, sind abbildende und propositionale Repräsentationstheorien in letzter Konsequenz austauschbar, wenn es um die Erklärung von Verhalten geht.

³¹ Wenn z. B. eine Person aufgrund einer Hirnverletzung die Fähigkeit verliert, Farben zu sehen, dann verliert sie gleichzeitig die Fähigkeit, sich Farben vorzustellen und sich an Farben zu erinnern. Sacks (1995, S. 19-71) beschreibt ausführlich den Fall eines Malers, der nach einem Unfall farbenblind wurde. Während er die Fähigkeit, Farben zu sehen, sich Farben vorzustellen, sich an Farben zu erinnern, und sogar die Fähigkeit, in farbigen Bildern zu träumen, verlor, blieb sein abstraktes, sprachlich kodiertes Wissen über Farben erhalten. Er konnte sich an Namen, RAL-Nummern, Kontrastwirkungen von Farben u. ä. erinnern, auch wenn er diese Farben nicht mehr sehen konnte.

allerdings auch anders sehen. Obwohl sich die Positionen von Kosslyn (1994) und Pylyshyn (2003) mittlerweile in vielen Punkten angenähert haben, reicht der aktuelle Forschungsstand nicht aus, um eine dieser Positionen endgültig zu widerlegen.

Einen eindeutigen »Gewinner« der Imagery-Debatte wird es wahrscheinlich auch dann nicht geben. Denn seit den frühen Gedächtnistheorien von Paivio (1971) und Pylyshyn (1973) die noch von ein bzw. zwei Kodierungsformaten ausgingen, ist die Liste der verschiedenen Gedächtnissysteme fortlaufend erweitert worden. Eine Position, die diese Vielfalt von Gedächtnissystemen auf einen einfachen Nenner bringt, vertritt LeDoux (2002, S. 65-173; vgl. Damasio 1997, S. 140-161; Restak, 1994, S. 77-83). Nach LeDoux ist Gedächtnis keine Funktion, die auf speziellen »Gedächtnissystemen« beruht, sondern vielmehr ein Funktionsmerkmal, das alle Informationsverarbeitungssysteme des Gehirns in mehr oder weniger ausgeprägter Form aufweisen. Wie bereits am Beispiel von Emotionssystemen erläutert wurde, ist durch die Plastizität synaptischer Verbindungen jedes Verarbeitungssystem in der Lage, seine Struktur an neue Erfahrungen anzupassen und auf diese Weise Informationen zu speichern. Im menschlichen Gehirn gibt es demnach keine Gedächtnissysteme im eigentlichen Sinn, sondern nur eine Vielzahl spezialisierter Verarbeitungssysteme, die gleichzeitig Gedächtnisfunktionen erfüllen.

In einem Punkt sind sich die aktuellen Positionen der Imagery-Debatte jedenfalls einig: Das abstrakte, propositionale Gedächtnisformat darf nicht mit sprachlicher Codierung gleichgesetzt werden. Aus der Sicht der multiplen Kodierungstheorien (Herrmann & Grabowski, 1994; Engelkamp, 1987; Mangold-Allwin, 1993) besteht sprachliches Wissen – wie nonverbale Konzepte auch – aus einer Kombination von sinnlich konkreten Vorstellungen (akustischen und visuellen Wortvorstellungen), motorischen Programmen (Artikulations- und Schreibprogrammen), emotionalen Bedeutungen (Konnotationen) und abstrakten Zusammenhängen (grammatikalischen Regeln). Insofern ist sprachliches Wissen nicht mehr oder weniger abstrakt als nonverbale Konzepte. Die Zeichenfunktion von Sprache beruht vielmehr auf einer übergeordneten Fähigkeit, die zwischen sprachlichen und nonverbalen Wissensstrukturen vermittelt (vgl. Engelkamp, 1987; Fischer, 1980; Damasio, 1997, S. 152-155). Symbolische Repräsentationen können demnach als eine übergeordnete Komplexitätsebene kognitiver Informationsverarbeitung aufgefasst werden, die unmittelbar auf sinnlich konkreten Repräsentationen aufbaut.

Die einzelnen sinnlichen, motorischen, emotionalen und abstrakten Wissenskomponenten, die Herrmann & Grabowski (1994) als »Marken« bezeichnen, sind in modalitätsspezifischen Verarbeitungssystemen gespeichert. Da an der Speicherung komplexer Kon-

zepte³² verschiedene Verarbeitungssysteme beteiligt sind, können sie nicht in vollständiger Form aus dem Gedächtnis abgerufen werden. Um ein bestimmtes Konzept zu aktivieren, muss es zunächst aus seinen einzelnen Komponenten rekonstruiert werden. Damasio (1995, S. 144-155; vgl. LeDoux, 2002, S. 315-319) geht davon aus, dass der Rekonstruktionsprozess von sogenannten Konvergenzzonen (convergence zones) gesteuert wird, die sich in multimodalen Assoziationsregionen des Kortex bzw. in subkortikalen Gehirnstrukturen befinden. Konvergenzzonen verfügen über synaptische Verbindungen zu modalitätsspezifischen Verarbeitungssystemen, die an der Repräsentation der verschiedenen Konzeptkomponenten beteiligt sind. Dadurch sind sie in der Lage, die gleichzeitige Aktivierung dieser Komponenten zu koordinieren.

Nach Mangold-Allwin (1993, S. 67-98) ist dieser Rekonstruktionsprozess kontextsensibel. Konzeptkomponenten, die einen Bezug zum Kontext aufweisen, werden akzentuiert, während kontextirrelevante Komponenten vernachlässigt werden. Diese Flexibilität von Konzepten kann durch die enge Verknüpfung von Informationsverarbeitung und Informationsspeicherung im Gehirn erklärt werden. Da der Abruf von Konzeptkomponenten und die Verarbeitung von Kontextinformationen auf den gleichen Gehirnsystemen beruhen, kommt es zu Synergieeffekten bei der Aktivierungsausbreitung in neuronalen Netzwerken. Aktivierungszustände, die aus der Verarbeitung von Kontextinformationen resultieren, fließen in den Prozess der Aktivierung von Konzepten ein und bewirken, dass die verschiedenen Komponenten bei jedem Abruf unterschiedlich gewichtet werden. Auf ähnliche Weise kann auch der Einfluss von Konzepten auf Wahrnehmung und Verhalten erklärt werden. In diesem Fall bewirkt die Aktivierung von Konzeptkomponenten, dass diejenigen Reizeigenschaften, Handlungsimpulse, emotionalen Bedeutungen und abstrakten Zusammenhänge bei der Verarbeitung stärker gewichtet werden, die einen Bezug zum Konzept aufweisen.

Wie kann nun der Prototypenansatz vor dem Hintergrund solcher multipler Kodierungstheorien eingeordnet werden? Shaver selbst (Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) hat eine Antwort auf diese Frage vorgeschlagen, indem er seine Theorie der emotionalen Skripts mit der Fähigkeiten-Theorie (skill theory) von Fischer (1980) verbindet. Fischer, Shaver & Carnochan (1990) gehen davon aus, dass emotionale Skripts in eine komplexe Hierarchie sozialkognitiver Fähigkeiten eingebettet sind, die wesentliche Übereinstimmun-

³² Die Begriffe, mit denen die verschiedenen Wissens- und Gedächtnistheorien arbeiten, sind sehr uneinheitlich. Wir haben uns deshalb entschieden, die Begriffe der angegebenen Originaltexte zu verwenden. In dem Sinn wie Herrmann & Grabowski (1994), Mangold-Allwin (1993) und Engelkamp (1987) den Begriff Konzept verwenden, gehören emotionale Skripts zu den nonverbalen Konzepten. Vergleiche dazu auch die Ausführungen zur Rolle emotionaler Skripts als sinnlich konkrete Prototypen der sprachlichen Emotionskonzepte.

gen mit multiplen Kodierungstheorien aufweist.³³ Nach Fischer (1980) bildet sich diese vernetzte Struktur von Fähigkeiten im Verlauf der Individualentwicklung heraus, indem einfache Wahrnehmungsmuster und motorische Fähigkeiten ausdifferenziert und zu komplexen Fähigkeiten integriert werden.

Emotionale Skripts gehören zu den sensumotorischen Schemata – einer Ebene von Fähigkeiten, die sich bereits im Säuglingsalter entwickelt und den nonverbalen Konzepten in den oben erwähnten Modellen entspricht. Mit ca. zwei Jahren entwickelt sich die nächsthöhere Komplexitätsebene, die aus symbolischen Darstellungsfähigkeiten (Sprache, symbolischem Spiel etc.) besteht. Wie bereits im Zusammenhang mit multiplen Kodierungstheorien erläutert wurde, vermitteln diese Darstellungsfähigkeiten zwischen verschiedenen Arten von sensumotorischen Schemata, nämlich zwischen sinnlich konkreten Konzepten und sinnlich konkreten Wortvorstellungen (bzw. anderen symbolischen Fähigkeiten). Die Herausbildung der abstrakten Fähigkeiten, die charakteristisch für das Denken Erwachsener sind, beginnt erst mit der Pubertät. Sie vermitteln zwischen verschiedenen Darstellungsfähigkeiten und ermöglichen dadurch die Entstehung abstrakter Konzepte, die keine unmittelbare sinnlich konkrete Entsprechung mehr haben.

Wie Fischer, Shaver & Carnochan (1990) betonen, werden sensumotorische Schemata durch die Herausbildung von Fähigkeiten auf höheren Komplexitätsebenen keineswegs überflüssig. Sie bilden die Grundbausteine, aus denen sich die übergeordneten Fähigkeiten zusammensetzen. Solche übergeordneten Fähigkeiten wie Sprache und abstraktes Denken führen dazu, dass nonverbale Fähigkeiten neu organisiert und auf Situationen angewendet werden können, für die noch keine eingespielten Schemata existieren. Die Anpassung von Schemata an neue Kontexte verläuft aber keineswegs automatisch. Hierzu ist jedes Mal eine Feinabstimmung und Neubildung von Fähigkeiten erforderlich. Erst ein langwieriger Prozess der Anpassung an immer neue Kontexte macht Schemata so variantenreich und flexibel, dass übergeordnete Fähigkeiten kontextunabhängig auf sie zugreifen können.

Emotionale Skripts sind demzufolge nicht mit den sprachlich formulierten Texten identisch, die Versuchsteilnehmer verfassen, wenn man sie bittet, typische Erlebnisse von Ärger, Angst, Trauer, Freude oder Liebe zu beschreiben. Solche Beschreibungen entstehen, indem sozialkognitives Abstraktionsvermögen und sprachliche Darstellungsfähigkeiten auf

³³ Die Begriffe, mit denen die verschiedenen Wissens- und Gedächtnistheorien arbeiten, sind leider sehr uneinheitlich. Der Fähigkeitenbegriff von Fischer (1980) ist ein Überbegriff für Wissensstrukturen auf unterschiedlichen Komplexitätsebenen – von sogenannten Reflexfähigkeiten, über sensumotorische Schemata und symbolische Darstellungsfähigkeiten bis hin zu abstrakten Denkfähigkeiten. Die nonverbalen Konzepte, von denen oben die Rede war, entsprechen der Ebene der sensumotorischen Schemata.

emotionale Skripts angewendet werden. Die Skripts sind jedoch primär in nonverbaler Form gespeichert und können ohne die Beteiligung übergeordneter sozialkognitiver Fähigkeiten aktiviert werden.

Bei der Aktivierung emotionaler Skripts spielen vor allem sensumotorische Verarbeitungsprozesse eine Rolle. Nach der Theorie der flexiblen Konzepte von Mangold-Allwin (1993) ist davon auszugehen, dass es hierbei zu Synergieeffekten zwischen der Verarbeitung von Kontextinformationen und der Aktivierung von Skriptkomponenten kommt – was dazu führt, dass diejenigen Aspekte des Skripts stärker gewichtet werden, die einen Bezug zum Situationskontext aufweisen. Das heißt, von dem umfangreichen Wissen über emotionsauslösende Situationen, emotionale Reaktionen und Selbstkontrolltechniken, das in emotionalen Skripts zusammengefasst ist, wird jeweils nur der Teil aktiviert, der für die aktuelle Situation relevant ist.

Es wäre demnach irreführend, den Skript-Begriff allzu wörtlich aufzufassen, denn das würde bedeuten, dass emotionale Skripts wie Filmdrehbücher funktionieren, die aus sprachlich formulierten Situationsbeschreibungen und Handlungsanweisungen bestehen. Vor dem Hintergrund moderner Gedächtnistheorien betrachtet, haben emotionale Skripts nicht besonders viel mit Drehbüchern gemeinsam. Sie sind weder sprachlich formuliert noch ist ihr Inhalt bei jedem Abruf identisch.

4.3.1 Ist emotionale Kommunikation symbolisch oder sinnlich konkret?

Welche Konsequenzen hat dies nun im Hinblick auf die oben vorgestellte Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation als wechselseitige Aktivierung emotionaler Skripts? Der prototypenorientierte Definitionsansatz geht wie gesagt davon aus, dass sowohl die Form als auch die Bedeutung von Emotionsausdruck auf der Grundlage emotionaler Skripts verarbeitet werden. Das heißt zunächst einmal, dass eine Ebene emotionaler Kommunikation beschrieben wird, die unabhängig von Sprache bzw. anderen symbolischen Darstellungsfähigkeiten funktioniert. Was den formalen Aspekt von Emotionsausdruck betrifft, erscheint diese Betrachtungsweise für die meisten Autoren selbstverständlich.³⁴ Aus der Sicht des Prototypenansatzes ist aber auch der Bedeutungsaspekt von Emotionsausdruck – die aus-

³⁴ Obwohl diese Betrachtungsweise einem relativ verbreiteten Konsens entspricht, gibt es auch Gegenpositionen. Aus der Sicht der sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien, auf die wir im folgenden Abschnitt eingehen werden, zählt der nonverbale Emotionsausdruck zu den symbolischen Ausdrucksformen und hat die gleiche Funktionen wie sprachliche Emotionsbegriffe (vgl. dazu Harré, 1986, S. 8).

gedrückte Emotion – in nonverbaler Form repräsentiert. Emotionsausdruck muss also nicht unbedingt in eine sprachliche Form übersetzt werden, um seine Bedeutung zu verstehen.

Wenn man davon ausgeht, dass Emotionsausdruck als Teil eines emotionalen Skripts verstanden wird, ergibt sich seine Bedeutung primär aus dem Kontext. Wie bereits erläutert, handelt es sich bei emotionalen Skripten um flexible Wissensstrukturen, deren Inhalt aufgrund von Synergieeffekten mit der Verarbeitung von Kontextinformationen automatisch an die jeweilige Situation angepasst wird. Die Bedeutung von Emotionsausdruck für die Kommunikationspartner ist somit nie genau die gleiche. Sie hängt vielmehr davon ab, welche Aspekte des emotionalen Skripts durch den Kontext aktiviert werden. Das heißt, sie wird mit jedem Abruf emotionaler Skripts neu definiert, indem das Ausdrucksverhalten der Person mit Kontextinformationen über emotional relevante Situationsmerkmale, sonstige emotionale Reaktionen und Selbstkontrollversuche in Bezug gesetzt wird.

Interessant in diesem Zusammenhang sind die Untersuchungen von Wallbott (1990) zum Einfluss von Mimik- und Kontextinformationen auf die Emotionswahrnehmung. Dabei stellte sich heraus, dass Kontextinformationen die Zuschreibung von Emotionen am stärksten beeinflussen, wenn sie im Einklang oder zumindest nicht im Widerspruch mit der Mimik der Person stehen. Der Einfluss von Mimik- und Kontextinformationen ist hier in etwa vergleichbar. Wenn ein offensichtlicher Widerspruch zwischen Mimik und Kontext besteht, ist der Einfluss von Kontextinformationen dagegen wesentlich geringer. Die emotionalen Skripts, die durch den Kontext aktiviert werden, beeinflussen also vor allem die Interpretation von Ausdrucksformen, die mit dem skripttypischen Emotionsausdruck übereinstimmen oder geringfügig davon abweichen (z. B. undeutliche oder ambivalente Ausdrucksformen). Der Einfluss emotionaler Skripts geht zwar nicht so weit, dass vollkommen untypische Ausdrucksformen umgedeutet werden. Bei undeutlichen und ambivalenten Ausdrucksformen scheint es jedoch einen erheblichen Interpretationsspielraum zu geben, der je nach Kontext unterschiedlich ausgedeutet wird.

Emotionale Kommunikation schließt damit sowohl symbolische als auch sinnlich konkrete Aspekte ein. Form und Bedeutung des nonverbalen Emotionsausdrucks sind als sinnlich konkrete Handlungsskripts gespeichert und werden bei jedem Abruf durch Synergieeffekte mit der Verarbeitung von Kontextinformationen neu definiert. Die emotionalen Skripts, die Emotionsausdruck und seine Wahrnehmung auf einer sinnlich konkreten Ebene steuern, repräsentieren gleichzeitig aber auch den Bedeutungsgehalt sprachlicher Emotionskonzepte. Der nonverbale Emotionsausdruck ist damit in hohem Maße anschlussfähig für symbolische Kommunikation. Dass Emotionen unabhängig von Sprache ausgedrückt

und verstanden werden *können*, heißt also nicht, dass emotionale Kommunikation ausschließlich auf dieser nonverbalen Ebene stattfindet.

Im folgenden Kapitel soll eine Gruppe von Emotionstheorien vorgestellt werden, die sich explizit mit der Bedeutung symbolischer Kommunikationsprozesse bei der Emotionsentstehung beschäftigen: die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien.

5. Sozialkonstruktivistische Emotionstheorien

5.1 Grundannahmen der sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien

Auch die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien gehen davon aus, dass das Wissen über Emotionen bei der Emotionsentstehung eine wichtige Rolle spielt. Im Unterschied zum Prototypenansatz geht es hier jedoch nicht um sinnlich konkrete Emotionsprototypen, sondern um die impliziten Regeln des menschlichen Gefühlslebens. Im Rahmen sozialkonstruktivistischer Theorien werden Emotionen als kulturell geprägte Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster aufgefasst, die wichtige Funktionen im Zusammenleben der sozialen Gemeinschaft erfüllen und deshalb durch ein System von Normen und Regeln kontrolliert werden (vgl. Averill, 1991; Harré, 1986). Diese Normen und Regeln müssen den Mitgliedern einer Kultur nicht unbedingt bewusst sein. Sie werden größtenteils in impliziter Form überliefert.

Für die meisten Autoren besteht der Königsweg zur Erforschung der emotionalen Regeln einer Kultur in der Analyse des Emotionswortschatzes. Die Regeln, die bestimmen, welche Emotionswörter auf welche Situationen und Handlungen anzuwenden sind, werden als direkte Entsprechung der sozialen Normen für das Erleben dieser Emotionen aufgefasst (vgl. Harré, 1986, S. 5-10). Das heißt, in dem Kontext, in dem ein bestimmtes Emotionswort üblicherweise verwendet wird, hat die betroffene Person zugleich die Legitimation und die moralische Verpflichtung, diese Emotion zu erleben und sich entsprechend zu verhalten. Der Emotionswortschatz ist aber nicht die einzige Form, in der sich kulturspezifisches Emotionswissen manifestiert. Emotionskonzepte können auch durch andere symbolische Aktivitäten ausgedrückt werden, zu denen u. a. Kunst, Musik und Rituale gehören (vgl. Averill, 1994, S. 382). Nach Harré (1986, S. 8) zählt hierzu auch der nonverbale Emotionsausdruck. Diese verschiedenen symbolischen Ausdrucksformen haben jedoch aus

sozialkonstruktivistischer Sicht die gleiche Funktion wie Emotionswörter. Ihre Verwendung spiegelt die impliziten Normen und Regeln für das Erleben von Emotionen wider. Auf diese Weise trägt jede Verwendung symbolischer Ausdrucksformen dazu bei, dass die emotionalen Regeln und Normen einer Kultur bestätigt, weitergegeben und permanent neu ausgehandelt werden.

Emotionen werden daher als sozial konstruierte Phänomene aufgefasst. Das bedeutet, sie existieren nur – zumindest nur in ihrer kulturspezifischen Form – weil man ständig über sie spricht und weil daraufhin jeder von sich selbst und Anderen erwartet, dass in bestimmten Situationen bestimmte Emotionen erlebt werden. Diese Erwartungen haben wiederum Auswirkungen auf Wahrnehmung und Verhalten. Indem Menschen sich selbst und ihre Umwelt so wahrnehmen und sich so verhalten, wie es ihren kulturell geprägten Vorstellungen von Emotionen entspricht, tragen sie dazu bei, dass Emotionen zu einem allgegenwärtigen und realen Phänomen des sozialen Lebens werden.

Für manche Autoren (z.B. Averill, 1994a; Mandler, 1990; Wierzbicka, 1995) schließt diese Betrachtungsweise nicht unbedingt aus, dass die Entstehung von Emotionen an gewisse biologische Grundvoraussetzungen gebunden ist. Diese angeborenen Grundlagen sind aus sozialkonstruktivistischer Sicht jedoch nicht ausreichend, um die Entstehung konkreter Emotionen zu erklären. Sie haben eher den Charakter einer allgemeinen Fähigkeit, die Menschen in die Lage versetzt, sich die Emotionen ihrer jeweiligen Kultur anzueignen. Averill (1994a) vergleicht die angeborenen Grundlagen des Emotionserlebens mit der angeborenen Fähigkeit von Menschen, eine Sprache zu erlernen:

Man mag einwenden, dass Emotionen – zumindest »Primäremotionen« – einen biologischen Ursprung haben, der ihnen unabhängig von sozialen Normen und Regeln Sinn verleiht. Natürlich wäre es albern abzustreiten, dass die Entwicklung emotionaler Syndrome durch biologische Voraussetzungen beeinflusst wird. Allerdings gilt das Gleiche für Sprache. Die Sprachfähigkeit ist eine biologische Anpassungsleistung; aber jede spezifische Sprache (sagen wir, Englisch oder Chinesisch) ist ein Ergebnis der sozialen und nicht der biologischen Evolution. Desgleichen setzen Emotionen biologische Fähigkeiten voraus, aber jede spezifische Emotion (sagen wir, Ärger oder *Liget*) ist das Ergebnis der sozialen und nicht der biologischen Evolution. (Averill, 1994. S. 268-269, unsere Übersetzung, Hervorhebung im Original)

Der Gedanke der sozialen Konstruiertheit von Emotionen bezieht sich sowohl auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Emotionen als auch auf die Verhaltensauswirkungen emotionaler Regeln und Normen. Das heißt, Emotionen existieren aus zwei Gründen: zum

einen, weil sich Menschen so verhalten, wie es den emotionalen Normen und Regeln ihrer Kultur entspricht, und zum anderen, weil sie sich selbst und Andere so wahrnehmen, wie sie es aufgrund ihrer kulturspezifischen Vorstellungen von Emotionen erwarten.

Was die Selbst- und Fremdwahrnehmung betrifft, haben Emotionskonzepte die Funktion von Interpretationsschemata, die dazu dienen, verschiedene Bereiche der subjektiven Erfahrung wie körperliche Empfindungen, Gefühlszustände, kognitive Bewertungen und Verhaltensimpulse in einen übergeordneten Sinnzusammenhang zu integrieren (vgl. Averill, 1994b; Shweder, 1994). Nach Averill (1994b) bilden diese verschiedenen Aspekte von Emotionen nur deshalb im Bewusstsein eine Einheit, weil sie mithilfe ein und desselben Emotionskonzepts interpretiert werden. Die Art und Weise, wie Emotionsbegriffe in einer Kultur verwendet werden, bestimmt somit, welche Empfindungen, Gedanken und Verhaltensweisen als Teil einer Emotion wahrgenommen werden.

Insofern ist es möglich, dass Aspekte, die im Emotionserleben einer Kultur von zentraler Bedeutung sind, in anderen Kulturen keine Rolle spielen oder nur am Rande wahrgenommen werden. Nach Harré (1986, S. 13) trifft dies u. a. auf die physiologische Komponente von Emotionen zu. Während die körperliche Erregung in westlichen Kulturen als ein zentrales Merkmal von Emotionen aufgefasst wird, gibt es Kulturen, in denen dieser Aspekt bei der Beschreibung von Emotionen überhaupt nicht erwähnt wird (vgl. Mesquita & Frijda, 1992, S. 189).

Außerdem kann es sein, dass bestimmte Phänomene, die in einer Kultur als Ausdruck von Emotionen interpretiert werden, in anderen Kulturen zwar wahrgenommen, aber anders gedeutet werden – z. B. als Krankheitssymptome oder als Zeichen von »Verhextsein« (vgl. Shweder, 1994). So gibt es nach Levy (1984) in der tahitianischen Kultur keine Wörter für Traurigkeit, Einsamkeit und Sehnsucht (obwohl es Wörter für schwere Formen von Trauer gibt). Auch Tahitianer fühlen sich schwach und appetitlos, wenn sie jemanden vermissen oder von Anderen zurückgewiesen werden. Diese Symptome werden jedoch als Zeichen von Erschöpfung oder Krankheit interpretiert und nicht als Ausdruck von Emotionen.

Das bedeutet, dass Menschen nur die Emotionen »sehen«, die sie aufgrund ihrer kulturspezifischen Überzeugungen in einer bestimmten Situation erwarten und dass sie nur diejenigen Aspekte von Emotionen sehen, die zu ihrem kulturell geprägten Bild von Emotionen gehören. Gleichzeitig sehen sie aber auch mehr. Nach Averill (1993; vgl. Shweder, 1994) sind die verschiedenen Aspekte von Emotionskonzepten in eine narrative Struktur eingebettet – d. h. sie sind Teil einer Geschichte, die einen Anfang und ein Ende hat und

sich nach einer bestimmten narrativen Logik entfaltet. Wenn Menschen bei sich selbst und Anderen Emotionen wahrnehmen, sehen sie deshalb nicht nur eine Ansammlung von Einzelaspekten. Sie nehmen das, was sie sehen, als Teil einer Geschichte wahr und fügen in ihrer Vorstellung die fehlenden Teile der Geschichte ein.

Auch die narrative Logik, nach der die verschiedenen Aspekte von Emotionskonzepten zu einer Geschichte verknüpft werden, stellt aus sozialkonstruktivistischer Sicht ein Ergebnis kollektiver Konstruktionsprozesse dar (vgl. Averill, 1993; Shweder, 1994). Denn jeder, der von einem emotionalen Erlebnis erzählt – unabhängig davon, ob es sich um eine selbst erlebte, beobachtete oder kulturell überlieferte Geschichte handelt – orientiert sich dabei an den vielen Emotionsgeschichten, die er bereits gehört hat. Auf diese Weise wird die narrative Grundstruktur, nach der die Emotionsgeschichten einer Kultur funktionieren, ständig reproduziert und weiterentwickelt.

Emotionswahrnehmung ist demnach in verschiedener Hinsicht eine konstruierte Wahrnehmung. Sie greift selektiv bestimmte Aspekte der Selbst- und Umweltwahrnehmung heraus, verknüpft diese Aspekte zu einer Geschichte und ergänzt das Wahrgenommene um weitere Elemente, die zur kulturell überlieferten Erzählstruktur von Emotionsgeschichten gehören. Zusätzlich zu den Konstruktionsleistungen beim Wahrnehmen und Erzählen von Emotionsgeschichten haben Menschen aber auch einen aktiven Anteil daran, dass diese Emotionsgeschichten so stattfinden, wie es den kulturellen Erwartungen entspricht. Indem sie sich mit ihrem Verhalten an den emotionalen Regeln und Normen ihrer Kultur orientieren, schaffen sie selbst die Voraussetzung dafür, dass ihre Geschichte nach der überlieferten Erzählstruktur von Emotionsgeschichten interpretiert werden kann.

Was die Verhaltensauswirkungen emotionaler Regeln und Normen betrifft, haben Emotionen nach Averill (1980; 1991) die Funktion von vorübergehenden sozialen Rollen. Das heißt, sie sind regelgeleitete Formen des Sozialverhaltens, die bestimmte Funktionen im Zusammenleben der sozialen Gemeinschaft erfüllen. Wie bereits erwähnt, entsprechen die Regeln des emotionalen Rollenverhaltens den impliziten Regeln für die Verwendung von Emotionswörtern und anderen symbolischen Ausdrucksformen. Sie werden von den Mitgliedern einer Kultur durch den allgegenwärtigen Gebrauch dieser Ausdrucksformen verinnerlicht – meist ohne sich dessen bewusst zu sein.

Dass Emotionen in den meisten Kulturen als Zustände aufgefasst werden, die unwillkürlich von der Person Besitz ergreifen, steht nach Averill (1994a) nicht im Widerspruch dazu, dass Menschen ihr emotionales Rollenverhalten aktiv gestalten und strategisch einsetzen. Die Überzeugung, dass Emotionen etwas sind, das der Person passiv wi-

derfährt, ist aus sozialkonstruktivistischer Sicht Bestandteil kulturell definierter Emotionskonzepte – d. h. sie gehört zu den Spielregeln, die emotionales Rollenverhalten moralisch legitimieren und sagt nichts über die »wahre Natur« von Emotionen aus (vgl. Harré, 1986, S. 5). Emotionen sind – wenn man so will – spontan und regelgeleitet zugleich. Sie entstehen, indem sich die Person entsprechend den emotionalen Regeln und Normen ihrer Kultur verhält. Da es allerdings zu den Regeln gehört, dass Emotionen spontan und unreflektiert entstehen, werden sie von der Person selbst und Anderen auch so erlebt.

Wie funktioniert nun das Regelsystem, das aus sozialkonstruktivistischer Sicht für die Entstehung von Emotionen verantwortlich ist? Die differenzierteste Beschreibung dieses emotionalen Regelsystems stammt von Averill (1991). Averill unterscheidet zunächst einmal drei verschiedene Typen bzw. Ebenen von Emotionsregeln: konstitutive Regeln (constitutive rules), regulative Regeln (regulative rules) und Ausführungsregeln (procedural rules).

1. *Konstitutive Regeln*

Konstitutive Regeln sind – wie der Name schon sagt – für die Entstehung der betreffenden Emotion konstitutiv. Diese Regeln müssen erfüllt werden, sonst entsteht eine andere Emotion oder gar keine Emotion. Nach Averill (1994a) sind konstitutive Regeln mit den Regeln eines Spiels (z. B. Schach oder Fußball) oder mit der Grammatik einer Sprache vergleichbar. Ohne diese Regeln wäre das menschliche Gefühlsleben chaotisch und sinnlos – so wie Sprache chaotisch und sinnlos wäre, wenn es keine Grammatik gäbe:

Zu oft wird emotionale Kontrolle primär als eine Sache der Unterdrückung gesehen, und Emotionsregeln werden primär als regulativ betrachtet. Kontrolle impliziert jedoch Flexibilität, nicht einfach Unterdrückung, und Regeln ermöglichen und regulieren zugleich. Wenn z. B. die Regeln der englischen Grammatik plötzlich abgeschafft würden, könnten die Leute nicht freier Englisch sprechen, sie könnten überhaupt kein Englisch sprechen. Desgleichen, schafft die konstitutiven Regeln von Emotionen ab, und die Leute wären nicht emotional freier, sie wären emotional unfähig. (Averill, 1994a, S. 268, unsere Übersetzung)

2. *Regulative Regeln*

Regulative Regeln beziehen sich auf die soziale Angemessenheit emotionaler Reaktionen. Sie verändern nicht den eigentlichen Charakter einer Emotion, sondern sorgen dafür, dass sie in einer Weise empfunden und ausgedrückt wird, die in der jeweiligen Situation sozial angemessen erscheint. Dieser Typ von Regeln entspricht

allgemein verbreiteten Vorstellungen über die Funktion emotionsbezogener Regeln und Normen, die sich vor allem mit dem Begriff der Ausdrucksregeln (display rules) von Ekman & Friesen (1969) und dem Begriff der Gefühlsregeln (feeling rules) von Hochschild (1979) verbinden. Wie Averill (1994a, S. 267) betont, bedeutet Regulation nicht nur, emotionale Reaktionen zu unterdrücken. Regulation kann auch darin bestehen, emotionale Reaktionen zu intensivieren. Denn Gefühle, die nicht intensiv genug erlebt und zum Ausdruck gebracht werden, können genauso unangemessen erscheinen wie zu heftige emotionale Reaktionen.

3. *Ausführungsregeln*

Ausführungsregeln schließlich bestimmen über die effektive Ausführung emotionaler Reaktionen. Da sozialkonstruktivistische Modelle davon ausgehen, dass Emotionen keine angeborenen Verhaltensmuster darstellen, sondern erlernte soziale Rollen, muss die Person nicht nur die konstitutiven und regulativen Regeln kennen, sondern auch über ein gewisses Maß an schauspielerischen Fähigkeiten verfügen, um ihre Rolle effektiv und glaubwürdig auszufüllen (vgl. Averill, 1991, S. 126). Diese Fähigkeiten werden unter dem Begriff der Ausführungsregeln zusammengefasst.

Neben diesen verschiedenen Typen bzw. Ebenen unterscheidet Averill (1991) vier inhaltliche Gesichtspunkte von Emotionsregeln, nämlich Bewertungsregeln (rules of appraisal), Verhaltensregeln (rules of behavior), Prognoseregeln (rules of prognosis) und Attributionsregeln (rules of attribution). Diese inhaltliche Einteilung von Emotionsregeln gilt für alle Ebenen des emotionalen Regelsystems – d.h. es gibt jeweils konstitutive, regulative und ausführungsbezogene Bewertungsregeln, konstitutive, regulative und ausführungsbezogene Verhaltensregeln usw.

1. *Bewertungsregeln*

Bewertungsregeln beziehen sich auf die intentionalen Objekte von Emotionen. Damit ist gemeint, dass jede Emotion auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet ist (vgl. Harré, 1986, S. 8). Man ist wütend *auf*..., traurig *über*..., verliebt *in*..., hat Angst *vor*... usw. Zu den intentionalen Objekten von Emotionen gehören nach Averill (1991, S. 160) das auslösende Ereignis (instigation), die verantwortliche Person (target) und das Ziel der Emotion (aim). Im Fall von Ärger beispielsweise

muss das auslösende Ereignis als Unrecht bewertet werden, der Ärger muss sich gegen die Person richten, die für das Unrecht verantwortlich ist, und das Ziel des Ärgers muss sein, das Unrecht zu korrigieren.

2. *Verhaltensregeln*

Verhaltensregeln bestimmen, auf welche Weise das in den Bewertungsregeln definierte Ziel einer Emotion zu erreichen ist. Nach Averill (1991, S. 160) lassen diese Regeln in den meisten Fällen einen gewissen Interpretationsspielraum zu. Dennoch ist nicht jedes Mittel legitim, um emotionale Ziele zu erreichen – auch wenn sie als solche moralisch gerechtfertigt sind. Für jede Emotion gibt es deshalb Regeln, die typische emotionale Reaktionen als Verhaltensrichtlinie für emotional motiviertes Handeln beschreiben.

3. *Prognoseregeln*

Prognoseregeln bestimmen den zeitlichen Ablauf emotionaler Episoden. Während sich Bewertungs- und Verhaltensregeln auf verschiedene Einzelaspekte von Emotionen beziehen, haben Prognoseregeln die Funktion, diese Einzelelemente in einen übergeordneten Zusammenhang zu integrieren, der ihnen Kontinuität und Dynamik verleiht.³⁵ Prognoseregeln verpflichten die Person, ihrer emotionalen Rolle für eine bestimmte Zeit treu zu bleiben und entsprechende Taten folgen zu lassen. Der kulturell vorgesehene Zeitrahmen kann je nach Emotion sehr unterschiedlich sein – von einer kurzen Schreckreaktion bis hin zu monate- bzw. jahrelangen Trauerzeiten oder gar lebenslanger Liebe.

4. *Attributionsregeln*

Attributionsregeln beziehen sich auf die Bedeutung von Emotionen im Verhältnis zur Person und zur sozialen Ordnung. Eine Attributionsregel, die in vielen Kulturen eine wichtige Rolle spielt, wurde bereits erwähnt: Emotionale Reaktionen werden nicht als Willensakte der Person interpretiert, sondern als etwas, das der Person passiv widerfährt. Solche Attributionen haben die Funktion, Emotionen in das übergeordnete Normen- und Wertesystem einer Kultur einzuordnen. Sie bestimmen u. a. die moralische, juristische und religiöse Bedeutung von Emotionen (vgl. Planalp,

³⁵ Averill (1991) vergleicht Prognoseregeln mit der Syntax einer Sprache: »In gewissem Sinne sind Prognoseregeln für Emotionen, was die Regeln der Syntax für die Sprache sind. Letztere bestimmen, ob ein Satz wohlformuliert ist, aber sie bestimmen nicht die spezifischen Wörter (emotionalen Reaktionen), die zu verwenden sind.« (Averill, 1991, S. 161, unsere Übersetzung)

1999, S. 160-193). Zum Beispiel hat die Auffassung, dass die Person von Emotionen überwältigt wird, in den meisten Kulturen juristische Konsequenzen: Bei Personen, die unter dem Einfluss starker Emotionen stehen, wird oft von einer verminderten Schuldfähigkeit ausgegangen.

Insgesamt betrachtet, bilden diese verschiedenen Regeln eine umfassende Beschreibung emotionaler Rollen. Sie definieren, wie die Situation zu bewerten ist, wie sich die Person zu verhalten hat, mit welchen Zukunftsperspektiven und moralischen Verpflichtungen die emotionale Rolle verbunden ist und welche Bedeutung all dies für die Person und ihre Stellung innerhalb der sozialen Ordnung hat. Für diese verschiedenen Aspekte emotionaler Rollen gibt es jeweils allgemeingültige (konstitutive), situationsspezifische (regulative) und ausführungsbezogene Regeln.

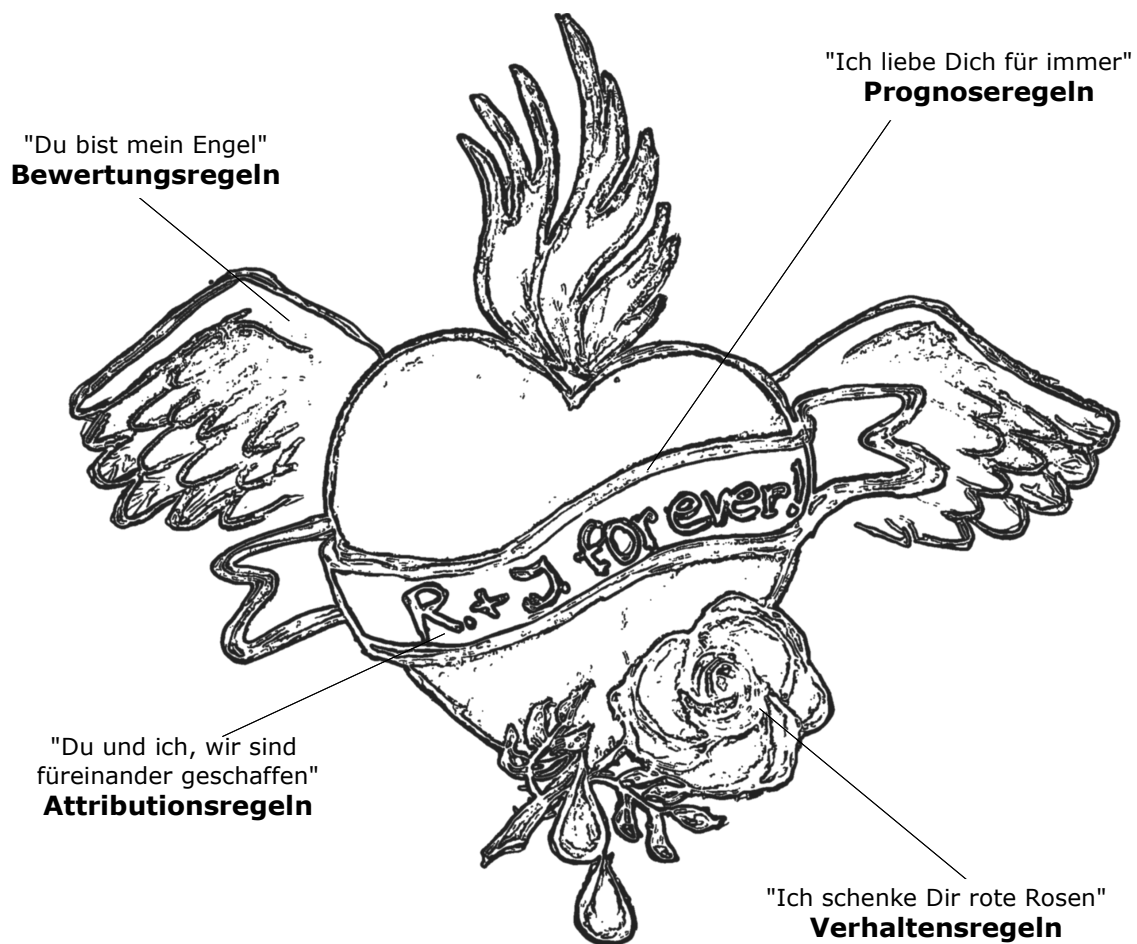


Abbildung 5: Die Abbildung veranschaulicht die verschiedenen Formen von Emotionsregeln nach Averill (1991) anhand der Liebessymbolik im Tattoo. Die Engelsflügel symbolisieren die gegenseitige Bewunderung der Liebenden – sie stehen für Bewertungsregeln. Die Rose ist ein Beispiel für symbolträchtige Geschenke, die sich Liebende machen – sie steht für Verhaltensregeln. Das Band mit der Inschrift »forever« symbolisiert die lebenslange Bindung der Liebenden – es steht für Prognoseregeln. Die Initialen der Liebenden symbolisieren ihre persönlichen Identitäten und sozialen Rollen, die mit der Rolle von Liebenden vereinbar sein müssen – sie stehen für Attributionsregeln.

Nach Averill (1991, S. 161-163) ist die Entstehung von Emotionen aber nicht allein an das Befolgen dieser Regeln gebunden. In ihrer Funktion als soziale Rollen müssen Emotionen außerdem durch das soziale Umfeld legitimiert werden. Zum einen kann nur die soziale Gemeinschaft und nicht das einzelne Individuum darüber entscheiden, ob die kulturspezifischen Emotionsregeln korrekt angewendet wurden. Zum anderen sind Emotionen als soziales Rollenverhalten in ein übergeordnetes System von aufeinander bezogenen Rollen eingebunden und erfordern deshalb ein komplementäres Rollenverhalten anderer Personen. Eine Emotion, die nur für die Person selbst existiert, hat nach Averill (1994b, S. 379) den Stellenwert einer Halluzination. Für die Person selbst mag sie durchaus real sein. Wenn aus der Sicht des sozialen Umfelds kein adäquater Anlass für die betreffende Emotion gegeben ist, fehlt ihr jedoch der Bezug zur gemeinschaftlich anerkannten Realität und damit auch die Verbindlichkeit im Hinblick auf moralische Rechte und Pflichten, die mit der emotionalen Rolle verbunden sind.

Emotionen stellen somit auch aktualgenetisch betrachtet eine kollektive Konstruktionsleistung dar. Ihre Entstehung setzt nicht nur regelkonformes Rollenverhalten vonseiten einer einzelnen Person voraus. Damit sie als soziale Rollen funktionieren, müssen Emotionen außerdem vom sozialen Umfeld bestätigt und durch komplementäres Rollenverhalten erwidert werden. Zu einer Emotion gehören demzufolge immer mehrere Personen – eine Person, die eine bestimmte emotionale Rolle übernimmt, und eine bzw. mehrere Personen, die diese Rolle anerkennen, mit ihrem Verhalten darauf eingehen oder sie zumindest im Nachhinein nach dem Muster kulturspezifischer Emotionsgeschichten interpretieren. Dass Kommunikation in dieser sozialkonstruktivistischen Betrachtungsweise von Emotionen eine wichtige Rolle spielt, dürfte bereits deutlich geworden sein. Bevor wir uns der Frage zuwenden, inwiefern sich aus sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien ein Definitionsansatz für das Konzept der emotionalen Kommunikation ableiten lässt, sollen die wichtigsten Aussagen zur Emotionsentstehung noch einmal kurz zusammengefasst werden:

- Emotionen werden im Rahmen sozialkonstruktivistischer Modelle als kulturell geprägte Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster aufgefasst, die wichtige Funktionen im Zusammenleben der sozialen Gemeinschaft erfüllen und deshalb durch ein System von Normen und Regeln kontrolliert werden.
- Was die Selbst- und Fremdwahrnehmung betrifft, haben Emotionen die Funktion von Interpretationsschemata, die dazu dienen, verschiedene Bereiche der subjekt-

ven Erfahrung wie körperliche Empfindungen, Gefühlszustände, kognitive Bewertungen und Verhaltensimpulse zu einer kohärenten Geschichte zu integrieren.

- In Bezug auf die Verhaltensauswirkungen emotionaler Regeln und Normen haben Emotionen die Funktion von vorübergehenden sozialen Rollen. Emotionales Rollenverhalten beruht auf einem komplexen System von Regeln, das verschiedene Ebenen (konstitutive, regulative und Ausführungsregeln) und inhaltliche Gesichtspunkte (Bewertungs-, Verhaltens-, Prognose- und Attributionsregeln) umfasst.
- Emotionen sind in mehrfacher Hinsicht sozial konstruiert. Zum einen entsprechen die Regeln der Emotionswahrnehmung und des emotionalen Rollenverhaltens den impliziten Regeln für die Verwendung symbolischer Ausdrucksformen. Insofern trägt jede Verwendung dieser Ausdrucksformen dazu bei, dass die emotionalen Normen und Regeln einer Kultur bestätigt, weitergegeben und neu ausgehandelt werden. Zum anderen müssen Emotionen in ihrer Eigenschaft als soziale Rollen durch das soziale Umfeld bestätigt werden und setzen somit auch aktualgenetisch betrachtet eine kollektive Konstruktionsleistung voraus.

5.2 Emotionale Kommunikation – ein sozialkonstruktivistischer Definitionsansatz

Im Unterschied zu den bisher vorgestellten Ansätzen gehen sozialkonstruktivistische Emotionstheorien davon aus, dass Emotionen ihrem Wesen nach soziale Phänomene sind. Kommunikation hat folglich in diesen Theorien einen besonders zentralen Stellenwert. Zum einen stellen die Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster, die aus sozialkonstruktivistischer Sicht für die Entstehung von Emotionen verantwortlich sind, ein Ergebnis kulturspezifischer Emotionsdiskurse dar. Sie werden als kollektive Wissensstrukturen aufgefasst, die von den Mitgliedern einer Kultur durch die Teilnahme an einem gesamtgesellschaftlichen Kommunikationsprozess über Emotionen verinnerlicht werden. Zum anderen müssen Emotionen in ihrer Eigenschaft als soziale Rollen mit dem unmittelbaren sozialen Umfeld ausgehandelt werden. Die Person, die eine bestimmte emotionale Rolle übernimmt, muss mit anderen Personen kommunizieren, um sich darüber zu verständigen, ob ihre Rolle anerkannt und durch komplementäres Rollenverhalten erwidert wird. Kommunikation stellt damit eine notwendige Voraussetzung sowohl für die kulturgeschichtliche als auch für die aktualgenetische Entstehung von Emotionen dar.

Genauer gesagt, geht es hierbei um symbolische Kommunikation, d. h. um Kommunikation auf der Grundlage von Sprache bzw. anderen kulturell definierten Zeichensystemen. Wie bereits erwähnt, zählt aus sozialkonstruktivistischer Sicht auch der nonverbale Emotionsausdruck zu diesen symbolischen Ausdrucksformen. Nach Harré (1986) bildet der nonverbale Ausdruck ein Zeichensystem, das nach den gleichen Prinzipien wie der Emotionswortschatz funktioniert.

Viele Emotionen manifestieren sich in einem typischen Ausdrucksverhalten. Solche Ausdrucksformen werden in starkem Maße durch kulturelle Konventionen beeinflusst. Es wäre allerdings ein Fehler, sie zu den Bedingungen für die Verwendung von Emotionswörtern zu zählen. Sie gehören zusammen mit der Äußerung von Emotionswörtern zu den Ausdrucksformen im eigentlichen Sinn, und als solche müssen sie selbst die Tiefengrammatik von Emotionswörtern teilen. (Harré, 1986, S. 8; unsere Übersetzung)

Sozialkonstruktivistische Modelle gehen davon aus, dass die Verwendung von Emotionswörtern und anderen symbolischen Ausdrucksformen in erster Linie normative Funktionen hat. Sie dient dazu, die Anwendbarkeit von Emotionsregeln und damit die moralische Legitimation von Emotionen auszuhandeln. Die verschiedenen Gesichtspunkte, die im Zusammenhang mit der moralischen Legitimation von Emotionen eine Rolle spielen, können in Anlehnung an Averills inhaltsbezogene Emotionsregeln folgendermaßen zusammengefasst werden:

1. *Legitimation von Werturteilen*

Da die Bewertungsregeln vorschreiben, dass sich Emotionen auf intentionale Objekte (Dinge, Personen, Ereignisse etc.) beziehen, die in einer bestimmten Weise bewertet werden, ist Emotionsausdruck immer mit einer wertenden Stellungnahme zu solchen intentionalen Objekten verbunden (vgl. Harré, 1986; Bedford, 1986; Armon-Jones, 1986).³⁶ Um eine Emotion moralisch zu legitimieren, muss diese wertende Stellungnahme durch das soziale Umfeld bestätigt werden.

2. *Legitimation von Handlungsabsichten*

Verhaltensregeln geben an, auf welche Weise das in den Bewertungsregeln definierte Ziel einer Emotion zu erreichen ist. Emotionsausdruck hat somit gleichzeitig die Funktion einer Absichtserklärung – d. h. die Person gibt Anderen zu verstehen, dass

³⁶ Manche Autoren (u. a. Bedford, 1986; Armon-Jones, 1986) gehen sogar so weit, den semantischen Gehalt von Emotionswörtern mit dieser wertenden Stellungnahme gleichzusetzen.

sie sich moralisch legitimiert bzw. verpflichtet fühlt, bestimmte Ziele zu verfolgen und hierbei bestimmte Mittel einzusetzen, die laut Verhaltensregeln in der jeweiligen Situation angemessen sind. Um Emotionen moralisch zu legitimieren, muss auch die Berechtigung solcher emotional motivierter Handlungsabsichten mit dem sozialen Umfeld ausgehandelt werden.

3. *Legitimation von sozialen Rollen*

Da Prognoseregeln die Person verpflichten, ihrer emotionalen Rolle für eine bestimmte Zeit treu zu bleiben, bedeutet der Ausdruck von Emotionen auch, dass die Person bestimmte Verbindlichkeiten für die Zukunft eingetht. Solche Verbindlichkeiten haben wiederum Auswirkungen auf die Interessen Anderer. Beispielsweise kann die Person durch ihre emotionale Rolle von Verpflichtungen befreit werden, die sich aus anderen sozialen Rollen ergeben, oder es kann für Andere eine moralische Verpflichtung entstehen, durch komplementäres Rollenverhalten auf die jeweilige Emotion einzugehen. Auch die Zukunftsperspektiven, die für die Person selbst und Andere mit einer emotionalen Rolle verbunden sind, müssen deshalb mit dem sozialen Umfeld abgestimmt werden.

4. *Legitimation von Sinnzuschreibungen*

Attributionsregeln beziehen sich auf die Bedeutung von Emotionen für die Person und ihre Stellung innerhalb der sozialen Ordnung. Emotionsausdruck impliziert deshalb immer auch eine Sinnzuschreibung. Die Person deutet ihre Situationswahrnehmung und ihr Verhalten als Teil einer Emotionsgeschichte und setzt sich damit in Bezug zu den »großen Erzählungen« – d. h. zu den übergeordneten Sinnsystemen ihrer jeweiligen Kultur. Solche Sinnzuschreibungen sind keinesfalls beliebig; sie tragen dazu bei, den sozialen Status der Person zu definieren, und setzen gleichzeitig bestimmte Statusmerkmale voraus. Nach Averill (1991, S. 162) würde es beispielsweise niemand ernst nehmen, wenn ein Kind behauptet, verliebt zu sein, weil Kinder aufgrund ihres Sozialstatus gar nicht in der Lage sind, die moralischen Rechte und Pflichten eines (einer) Liebenden zu erfüllen. Die moralische Legitimation von Emotionen muss demzufolge auch unter dem Gesichtspunkt statusrelevanter Sinnzuschreibungen mit dem sozialen Umfeld ausgehandelt werden.

Diese Aufzählung mag den Eindruck erwecken, dass wortreiche Verhandlungen erforderlich sind, um sich mit Anderen über die moralische Legitimation von Emotionen zu verständigen. Wenn man jedoch mit den sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien davon ausgeht, dass die Regeln für die Verwendung symbolischer Ausdrucksformen und die moralischen Normen für das Erleben von Emotionen die gleichen sind, ist dem keineswegs so. Denn die Verwendung symbolischer Ausdrucksform impliziert in diesem Fall automatisch, dass die Person die betreffende Emotion für moralisch gerechtfertigt hält. Die Werturteile, Handlungsabsichten, Rollenverbindlichkeiten und Sinnzuschreibungen, deren moralische Legitimation zur Debatte steht, müssen also von den Kommunikationspartnern nicht explizit thematisiert werden, um sich darüber auszutauschen. Es genügt, sich auf ein bestimmtes Emotionswort oder eine vergleichbare Form des Emotionsausdrucks zu einigen, um sich zu einigen, welche emotionalen Normen und Regeln auf die gegebene Situation angewendet werden sollen.

Auf der Grundlage dieser Überlegungen kann folgende Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation formuliert werden:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des sozialen Aushandelns von Emotionen mithilfe von Zeichen.

Wie bei den bereits vorgestellten Arbeitsdefinitionen, werden wir die Frage, wie sich dieser Definitionsansatz zu den anderen Arbeitsdefinitionen verhält und welchen Begriff von Kommunikation er voraussetzt, zunächst auf sich beruhen lassen und im zweiten Teil der Arbeit wieder aufgreifen.

Um den Abschnitt über sozialkonstruktivistische Emotionstheorien abzurunden, soll auch hier ein umstrittener Punkt diskutiert werden, der geklärt werden muss, um die sozialkonstruktivistisch orientierte Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation einordnen zu können. Es handelt sich um die Frage, ob Emotionen primär als biologische oder als kulturelle Phänomene aufzufassen sind. Diese Frage ist Teil der Nature-Nurture-Debatte, auf die wir im Folgenden eingehen werden.

5.3 Die Nature-Nurture-Debatte

Die gängige Formulierung »nature-nurture-debate« stammt aus der englischsprachigen Literatur. »Nature« steht hierbei für Natur, d. h. für genetische Faktoren und »nurture« für

Erziehung, d. h. für soziale Umweltbedingungen, die menschliches Denken und Handeln bestimmen. Der Einfluss dieser Faktoren wird auf vielen Gebieten kontrovers diskutiert. Dazu gehören insbesondere: die Entwicklung von Intelligenz (vgl. Rutter et al., 1998; Plomin & DeFries, 1999), die Persönlichkeitsentwicklung (McCrae et al., 2000; Collins et al., 2000; Harris, 1998), die Herausbildung spezialisierter Fähigkeiten (Sloboda, 1999; Hughes & Cutting, 1999), die Entwicklung der geschlechtlichen Identität (Imperato-McGinley et al., 1999) und die Entstehung psychiatrischer Krankheiten (Davis, Phelps & Bracha, 1999).

In der Emotionsforschung steht traditionell der »Nature«-Aspekt im Vordergrund, während der »Nurture«-Aspekt oft nur als eine vorgetäuschte soziale Fassade gesehen wird, die dazu dient, die wahren Gefühle der Person zu verbergen. Diese Sichtweise wurde jedoch im Rahmen sozialkonstruktivistischer Emotionstheorien mit einer diametral entgegengesetzten Auffassung von Emotionen konfrontiert. Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive ist das soziale Rollenverhalten der primäre Aspekt von Emotionen, während die inneren Gefühle der Person eine sekundäre Rolle spielen (vgl. Harré, 1986; Lutz, 1988; Bedford, 1986; Averill, 1994). Im Folgenden sollen die Forschungstraditionen und Argumente diskutiert werden, auf die sich diese kontroversen Positionen gründen.

Prägend für die Auffassung von Emotionen als biologische Phänomene war in erster Linie die Theorie der Primäremotionen von Darwin (1872/1998), die auch heute noch als eine der einflussreichsten Theorien in der Geschichte der Emotionsforschung gilt. In »The Expression of the Emotions in Man and Animals« äußerte Darwin erstmals die Idee, dass menschliche Emotionalität auf einer begrenzten Anzahl angeborener Primäremotionen (basic emotions) beruht. Dieser Gedanke wurde im Rahmen evolutionspsychologischer Forschungsansätze weiterentwickelt und empirisch überprüft. Das Konzept der Primäremotionen hat sich dabei insofern als erfolgreich erwiesen, als dass für die Mehrzahl der vermuteten Primäremotionen kulturübergreifende Übereinstimmungen in Bezug auf folgende Merkmale gefunden wurden:

1. *emotionsauslösende Situationen* (Boucher, 1983; Scherer, Wallbott & Summerfield, 1986; Scherer & Wallbott, 1994)
2. *kognitive Bewertungen* (Scherer, 1997; Frijda et al., 1995; Mauro, Sato & Tucker, 1992)
3. *Handlungsimpulse* (Frijda et al., 1995)

4. *Ausdrucksverhalten* (Ekman, 1972; Izard, 1971; Matsumoto & Ekman, 1989; Kappas, Hess & Scherer, 1991)

Ein Problem, das der Primäremotionsforschung von ihren Kritikern immer wieder vorgehalten wird, besteht allerdings darin, dass sich die verschiedenen Autoren nicht einig sind, welche Emotionen zu den Primäremotionen zählen. Nach Plutchik (1980) gibt es acht Primäremotionen: Angst, Überraschung, Traurigkeit, Ekel, Ärger, Erwartung, Freude und Akzeptanz/Vertrauen. Tomkins (1980), der das Vorhandensein eines angeborenen Gesichtsausdrucks als das entscheidende Kriterium betrachtet, beschreibt neun Primäremotionen: Angst, Ärger, Ekel, Traurigkeit, Freude, Überraschung, Verachtung, Interesse und Scham. Obwohl Izard (1977) und Ekman (1993) vom gleichen Kriterium ausgehen, unterscheiden sich ihre Primäremotionslisten z. T. von Tomkins'. Nach Izard (1977) gibt es zwei weitere Primäremotionen: Schuldgefühl und Schüchternheit. Ekman (1993) dagegen sieht nur sechs Primäremotionen als gesichert an: Angst, Ärger, Ekel, Traurigkeit, Freude und Überraschung. Außerdem zieht er drei potentielle Primäremotionen in Betracht, für die bislang keine eigenständigen Ausdrucksformen nachgewiesen wurden, nämlich Ehrfurcht, Verlegenheit und Erregtheit.

Ein weiterer problematischer Punkt ist die Unterscheidung von Primäremotionen und Sekundäremotionen. Wie bereits im Kapitel zu neurologischen Emotionstheorien diskutiert wurde, stellt das Konzept der Primäremotionen eine relativ vereinfachte Sichtweise auf die angeborenen Grundlagen menschlicher Emotionen dar. Angeboren sind nicht bestimmte Emotionen, sondern vielmehr die anatomische und neurochemische Organisation von Emotionssystemen im Gehirn. Die angeborene Struktur des Nervensystems erklärt auf der einen Seite, warum bestimmte Aspekte von Emotionen von allen Menschen in ähnlicher Form erlebt werden. Auf der anderen Seite sind Emotionssysteme aber auch lernfähig. Diese Lernfähigkeit, die unmittelbar in der angeborenen Struktur der Emotionssysteme begründet ist, macht es nahezu unmöglich, eine Grenze zwischen angeborenen Primäremotionen und kulturell geprägten Sekundäremotionen zu ziehen. Zumal die meisten Emotionssysteme zum Zeitpunkt der Geburt noch nicht ausgereift sind. Das heißt, das »genetische Programm« von Menschen sieht vor, dass Kinder nicht mit fertig ausgereiften Emotionen auf die Welt kommen, sondern mit Emotionssystemen, die in starkem Maße offen für Lernprozesse sind (vgl. Panksepp, 1994a; LeDoux, 2002; Schore, 1994).

Nach Ekman (1994) führt dies in letzter Konsequenz zu dem Schluss, dass alle Emotionen, die im Rahmen der genetisch vorgegebenen Grenzen möglich sind, mit glei-

chem Recht als Primäremotionen bezeichnet werden können. Ekman (1994, S. 19) schlägt deshalb vor, von »Emotionsfamilien« (emotion families) statt von Primär- und Sekundäremotionen zu sprechen:

[...] jede Emotionsfamilie kann als ein Thema mit Variationen betrachtet werden. Das Thema besteht aus den Merkmalen, die einzigartig für diese Familie sind, die Variationen über dieses Thema sind das Ergebnis von individuellen Unterschieden und von Unterschieden in der spezifischen Situation, in der eine Emotion auftritt. Die Themen sind ein Ergebnis der Evolution, während die Variationen auf Lernprozesse zurückzuführen sind. (Ekman, 1994, S. 19, unsere Übersetzung)

Ekman's Konzept der Emotionsfamilien relativiert die Streitfrage, welche bzw. wie viele Primäremotionen es gibt. Obwohl die Einteilung von Emotionsfamilien keinesfalls beliebig ist, lässt das Konzept einen gewissen Interpretationsspielraum zu, je nach dem, welche Merkmale zur Beurteilung der Familienähnlichkeit herangezogen werden.

Scherer's Theorie der modalen Emotionen geht noch einen Schritt weiter. Nach Scherer (1984; 2001) gibt es keine angeborenen Primäremotionen, sondern nur angeborene kognitive Bewertungskriterien. Jedes dieser Bewertungskriterien hat bestimmte Auswirkungen auf andere Emotionskomponenten. Die kognitiven Bewertungen und ihre Auswirkungen auf andere Emotionskomponenten bilden Module, die in beliebiger Weise miteinander kombiniert werden können.³⁷ Dass Emotionen trotz ihres modularen Charakters als unteilbares Ganzes erlebt und wahrgenommen werden, ist nach Scherer ein Ergebnis von Stereotypenbildungen. Da bestimmte Kombinationen von kognitiven Bewertungen häufiger auftreten als andere, erhalten sie den Status von Emotionsprototypen, die das bewusste Erleben von Emotionen bündeln, auch wenn das Bewertungsprofil nicht in jedem Fall genau mit dem Prototyp übereinstimmt. Primäremotionen bzw. Emotionsfamilien wie Angst, Wut, Freude und Trauer existieren nach Scherer nur auf der Ebene kognitiver Stereotypenbildung und sagen nichts über die biologischen Grundlagen von Emotionen aus.

Verschiedenen Autoren haben versucht, die Theorie der modalen Emotionen empirisch zu überprüfen und ihre Überlegenheit gegenüber der Theorie der diskreten Emotionen nachzuweisen (gemeint sind hiermit Primäremotionstheorien und Weiterentwicklungen wie Ekman's Konzept der Emotionsfamilien). Der gegenwärtige Forschungsstand schließt jedoch weder die eine noch die andere Theorie als Erklärung für die angeborenen

³⁷ Wie bereits im Kapitel zu Bewertungstheorien erwähnt wurde, geht Scherer (1984; 2000) beispielsweise davon aus, dass sich der Emotionsausdruck aus verschiedenen Muskelbewegungen zusammensetzt, die jeweils bestimmte Bewertungskomponenten zum Ausdruck bringen. Auch die Entstehung der anderen Emotionskomponenten wird durch die Überlagerung modularer Emotionsprozesse erklärt.

Grundlagen von Emotionen aus (vgl. Johnstone, van Reekung & Scherer, 2001; Smith, 1998; 2001; Pecchineda, 2001; Kaiser & Wehrle, 2001).

Die Kritik sozialkonstruktivistischer Emotionstheorien am Konzept der Primäremotionen geht wesentlich tiefer und betrifft auch alternative Ansätze wie die von Ekman und Scherer. Die Kernaussage dieser Kritik besteht darin, dass die Ergebnisse der Primäremotionsforschung letztlich nichts beweisen, da sie auf unhaltbaren Annahmen über den Realitätsbezug sprachlicher Emotionskonzepte beruhen. Aus der Perspektive anthropologisch und linguistisch geschulter Autoren wie Lutz (1988), Shweder (1994), Wierzbicka (1995), Besnier (1995) und Averill (1994a) ist es naiv und ethnozentrisch, davon auszugehen, dass sich die Emotionswörter in Primäremotionslisten auf eine objektive Realität beziehen, die unabhängig von sprachlichen Konzepten existiert. Das Gleiche gilt nach Wierzbicka (1995) für das übergeordnete Konzept der Emotionen und für kognitive Bewertungskriterien. Emotionskonzepte wie Angst, Wut, Freude und Trauer sind in erster Linie das Produkt einer bestimmten Sprache und einer bestimmten Kultur. Die Primäremotionslisten von Emotionsforschern, die größtenteils aus dem angloamerikanischen Sprachraum stammen, repräsentieren demnach nicht mehr und nicht weniger als eine von vielen sprach- und kulturbedingten Sichtweisen auf die Grundkonstanten des menschlichen Gefühlslebens.

Um angeborene Primäremotionen nachzuweisen, reicht es demzufolge nicht aus, die Wörter für vermutete Primäremotionen in andere Sprachen zu übersetzen und Versuchsteilnehmer zu befragen, welche dieser Emotionen im Zusammenhang mit bestimmten Situationen, Bewertungen, Handlungen und Ausdrucksformen erlebt werden. Diese Vorgehensweise, die im Rahmen der Primäremotionsforschung üblich ist, wurde nicht nur wegen des unsensiblen Umgangs mit Übersetzungsproblemen kritisiert, sondern auch wegen der Verwendung sogenannter »forced-choice«-Verfahren (vgl. Russel, 1994; Besnier, 1995; Wierzbicka, 1995). Da sich die Teilnehmer bei dieser Untersuchungsmethode zwischen einer sehr kleinen Anzahl von Emotionswörtern entscheiden müssen, kann man nicht sicher sein, ob sie die ausgewählte Emotion tatsächlich für angemessen halten oder ob sie einfach nur mangels besser Alternativen das »kleinste Übel« gewählt haben.

Es gibt noch weitere methodische Einwände (vgl. Besnier, 1995; Wierzbicka, 1995), die ebenfalls darauf hinauslaufen, dass die Primäremotionsforschung das, was sie eigentlich beweisen will, bei der Wahl ihrer Methoden bereits voraussetzt. Obwohl die Polemik, mit der die methodischen Einwände vorgetragen werden, dies oft impliziert, ist damit aber nicht automatisch gesagt, dass die Grundannahmen der Primäremotionstheorien falsch sind. Die sozialkonstruktivistische Kritik bezieht sich in erster Linie darauf, dass die

verwendeten Methoden ungeeignet sind, um die Richtigkeit dieser Annahmen zu überprüfen. Die Antwort auf die Frage nach der biologischen Bedingtheit von Emotionen steht und fällt also – ähnlich wie bei den Debatten, die wir in den vorigen Kapiteln diskutiert haben – mit der Entwicklung neuer Forschungsmethoden. Im Folgenden sollen Ansätze vorgestellt werden, die sich auf unterschiedliche Weise mit den methodischen Schwächen der Primäremotionsforschung auseinandergesetzt haben.

Ein Ansatz, der methodische Schwierigkeiten wie interkulturelle Übersetzungsprobleme und »forced-choice«-Verfahren umgeht, sind die Cluster-Analysen, mit denen der Prototypenansatz arbeitet (vgl. Shaver et al., 1978; Agnoli et al., 1989; Shaver, Wu & Schwartz, 1992). Die Versuchsteilnehmer werden bei dieser Untersuchungsmethode gebeten, eine umfangreiche Liste von Emotionswörtern nach Ähnlichkeit zu sortieren. Welche und wie viele Gruppen sie bilden, ist ihnen dabei vollkommen freigestellt. Aufgrund der Häufigkeit, mit der bestimmte Emotionswörter in der gleichen Gruppe einsortiert werden, können Cluster von Emotionswörtern ermittelt werden, die sich auf ähnliche Emotionskonzepte beziehen. Auf diese Weise kann die Struktur von Emotionskonzepten einer Sprache untersucht werden, ohne konkrete Vorannahmen über den Inhalt, die Anzahl oder die Zusammenhänge der Konzepte machen zu müssen.

Wie bereits erwähnt, wurden kulturübergreifende Übereinstimmungen auf zwei verschiedenen Ebenen von Emotions-Clustern gefunden (Agnoli et al., 1989; Shaver, Wu & Schwartz, 1992). In allen untersuchten Kulturen wurden zwei große Cluster für positive und negative Emotionen ermittelt. Außerdem wurden jeweils fünf mittlere Cluster gefunden, aus denen die übergeordneten positiv/negativ-Cluster zusammengesetzt sind. Emotionen, die Ähnlichkeit mit Liebe bzw. Freude haben, bilden zwei verschiedene Cluster von positiven Emotionen. Emotionen, die Ähnlichkeit mit Ärger, Angst bzw. Trauer haben, bilden drei verschiedene Cluster innerhalb der negativen Emotionen. In China wurde ein zusätzliches Cluster für Scham gefunden. Auch wenn die fünf mittleren Cluster für Liebe, Freude, Ärger, Angst und Trauer ein relativ stabiles kulturübergreifendes Organisationsmuster von Emotionskonzepten bilden, hat dieses Muster also einen gewissen Grad an Flexibilität. Innerhalb der fünf (bzw. sechs) mittleren Cluster können wiederum verschiedene kleine Cluster identifiziert werden, deren Anzahl und Inhalt von Kultur zu Kultur variiert.

Die interkulturellen Übereinstimmungen auf der Ebene der großen und mittleren Emotions-Cluster können als Hinweis auf angeborene Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Emotionserlebens gewertet werden. Clusteranalysen sagen allerdings nichts darüber aus, wie die ermittelten Cluster zustande kommen. Verweisen sie auf Basis-Skripts im Sin-

ne des Prototypenansatzes oder auf Prototypenbildungen im Sinne von Scherers Theorie der modalen Emotionen? Oder handelt es sich um Emotionsfamilien im Sinne von Ekman? Diese Fragen können auf der Grundlage von Clusteranalysen allein nicht geklärt werden. Unklar sind nach Averill (1994a) auch die genauen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Ebenen von Emotionskonzepten.³⁸ Die Übereinstimmungen bei den mittleren Emotions-Clustern deuten aber in jedem Fall darauf hin, dass der Einfluss biologischer Faktoren relativ komplex ist. Sie bringen nicht nur Unterschiede auf einer positiv/negativ-Dimension hervor, sondern fünf deutlich unterscheidbare Typen von Emotionen, für die in allen Kulturen ein eigenständiges Konzept existiert.

Auch Kövecses (2000) kommt aufgrund interkultureller Untersuchungen von Emotionsmetaphern³⁹ zu der Schlussfolgerung, dass Emotionskonzepte keine vollkommen arbiträren sozialen Konstrukte sind. Interkulturelle Übereinstimmungen im Bereich metaphorischer Bilder und Metonyme für Emotionen lassen es vielmehr naheliegend erscheinen, dass sprachliche Emotionskonzepte auf körperlichen Aspekten des Emotionserlebens aufbauen. Kövecses (2000) plädiert daher für einen »körperbasierten Konstruktivismus« (body based constructionism). Sein Erklärungsansatz geht davon aus, dass physiologische Reaktionen (wie das Ansteigen von Blutdruck und Körpertemperatur bei Ärger) zur Herausbildung bildhafter Schemata führen, die mehr oder weniger universelle Gültigkeit besitzen (im Fall von Ärger ein Schema für Druck und Hitze innerhalb des Körpers). Auf der Grundlage solcher körperbezogener Schemata entstehen kulturspezifische Emotionskonzepte, indem das Basis-Schema in unterschiedliche Sinnzusammenhänge eingeordnet wird.

Körperliche Basis-Schemata bilden dabei einen grundlegenden Bezugsrahmen. Sie schreiben keinen der Bedeutungsaspekte von Emotionskonzepten mit zwingender Notwendigkeit vor, sondern definieren eher die Grenzen kultureller Bedeutungskonstruktion. Diese Grenzen liegen dort, wo kulturelle Bedeutungen nicht mehr in sinnvoller Weise mit dem körperlichen Erleben von Emotionen zu vereinbaren sind. Der körperbasierte Konstruktivismus von Kövecses (2000) geht also ähnlich wie die sozialkonstruktivistischen Theorien davon aus, dass Emotionskonzepte *keinen* universell festgelegten Bedeutungskern haben. Interkulturelle Übereinstimmungen werden vielmehr dadurch erklärt, dass bestimmte Bedeutungskonstruktionen vor dem Hintergrund des körperlichen Erlebens von Emotionen

³⁸ Wie Averill (1994a, S. 10-11) argumentiert, wäre es denkbar, dass sich die mittleren Clustern auf abstrakte Konzepte beziehen, für die es keine eigenständigen Wörter gibt. In diesem Fall würde ein Begriff auf der Ebene der konkreten Emotionskonzepte gleichzeitig die Funktion eines abstrakten Oberbegriffs für die anderen Emotionskonzepte übernehmen. Diese Begriffskonstellation, die als Synekdoche bezeichnet wird, tritt in verschiedenen Bereichen der Alltagssprache auf – z. B. kann »Fuß« als Oberbegriff für Füße, Hufe, Pfoten etc. verwendet werden.

³⁹ Vgl. hierzu die ausführliche Darstellung in Kapitel 9.

plausibler erscheinen als andere. Auf lange Sicht haben nur diejenigen Bedeutungsaspekte von Emotionskonzepten eine Chance sich durchzusetzen, die im Einklang mit, oder zumindest nicht im Widerspruch zu dem körperlichen Emotionserleben stehen.

Es gäbe noch einiges mehr über die Nature-Nurture-Debatte zu sagen, da die Frage nach dem Verhältnis zwischen biologischen und sozialen Aspekten von Emotionen zu den meist diskutierten Problemen in der Emotionsforschung gehört. Das zeigt sich unter anderem daran, dass alle Emotionstheorien, die in den vorigen Kapiteln vorgestellt wurden, eine eigene Antwort auf diese Frage vorgeschlagen haben. Diese Antworten sollen hier noch einmal kurz zusammengefasst werden.

- Aus neurologischer Sicht (Panksepp, 1994; LeDoux, 2002) sind grundlegende Eigenschaften von Emotionen durch die angeborene Struktur des Nervensystems vorgegeben. Zu den angeborenen Eigenschaften von Emotionssystemen gehört aber auch, dass sie lernfähig und offen für soziale Prägungen sind.
- Bewertungstheorien (Scherer, 1984; 2001; Ellsworth, 1994; Smith, 1998) gehen von einem angeborenen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang zwischen kognitiven Bewertungen und anderen Emotionskomponenten aus. Diese angeborenen Gesetzmäßigkeiten erklären gleichzeitig die kulturelle Bedingtheit von Emotionen, da die kognitive Situationsbewertung in starkem Maße durch kulturelle Sinnzuschreibungen beeinflusst wird.
- Der Prototypenansatz (Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) nimmt an, dass die angeborenen Grundlagen von Emotionen kulturübergreifend zur Herausbildung fünf verschiedener Basis-Skripts führen. Diese Basis-Skripts werden jedoch im Verlauf der Individualentwicklung kulturell überformt. Außerdem bilden sich situationsspezifische Varianten heraus, die von Kultur zu Kultur variieren.
- Aus Sicht sozialkonstruktivistischer Theorien (Averill, 1994b; Shweder, 1994) werden die biologischen Grundlagen von Emotionen erst dadurch zum Bestandteil von Emotion, dass sie mithilfe sprachlicher Emotionskonzepte interpretiert werden. Einige dieser biologischen Aspekte haben allerdings nach Kövecses (2000) einen so zentralen Stellenwert innerhalb sprachlicher Emotionskonzepte, dass sie zu einer Art Plausibilitätsrahmen für kulturelle Bedeutungskonstruktionen werden.

Was das Verhältnis zwischen biologischen und sozialen Aspekten von Emotionen betrifft, ist mit Sicherheit noch nicht das letzte Wort gesprochen. In einem Punkt sind sich die meisten Autoren jedoch einig: Die entscheidende Frage ist nicht, ob Emotionen primär biologische oder soziale Phänomene sind, sondern *wie* biologische und soziale Faktoren bei der Entstehung von Emotionen zusammenwirken.

5.3.1 Beruht emotionale Kommunikation auf Naturgesetzen oder sozialen Normen?

Welche Konsequenzen haben diese Überlegungen zur Nature-Nurture-Debatte im Hinblick auf die oben vorgestellte Arbeitsdefinition für emotionale Kommunikation als Prozess des symbolischen Aushandelns von Emotionen? Wenn man davon ausgeht, dass Emotionskonzepte keine vollkommen arbiträren Konstrukte sind, sondern immer auch durch biologische Faktoren geprägt sind, führt dies zu der Schlussfolgerung, dass Emotionen nur innerhalb eines bestimmten Rahmens ausgehandelt werden können. Aus Sicht des körperbasierten Konstruktivismus von Kövecses (2000) wird dieser Rahmen in erster Linie durch die körperbezogenen Aspekte von Emotionskonzepten abgesteckt. Die Selbst- bzw. Fremdzuschreibung von Emotionskonzepten hört dort auf, plausibel zu sein, wo sie im offensichtlichen Widerspruch zur körperlichen Selbst- bzw. Fremdwahrnehmung steht.

Damit ist nicht gesagt, dass es sich bei diesen körperlichen Aspekten um blinde Automatismen handelt, die sich einer willkürlichen Einflussnahme entziehen. Wie im Zusammenhang mit dem Leib-Seele-Problem diskutiert wurde, verfügen Menschen über Selbstregulationsfähigkeiten, die einen gewissen Grad an Einflussnahme auf körperliche Emotionsprozesse erlauben. Diese Einflussmöglichkeiten können genutzt werden, um körperliche Prozesse mit normativen Erwartungen in Übereinstimmung zu bringen. Der Interpretations- und Handlungsspielraum, den die Kommunikationspartner beim Aushandeln von Emotionen haben, hängt somit wesentlich von körperlichen Selbstregulationsfähigkeiten ab. Ein Beispiel hierfür ist der Umgang der Utku-Eskimos mit Ärger bei Kindern (vgl. Briggs, 1970; Planalp, 1999, S. 225-226). Die Utku-Kultur verlangt ein hohes Maß an Ärgerkontrolle. Bis zum Alter von etwa vier Jahren wird Ärgerausdruck bei Kindern jedoch ohne weiteres toleriert. Es gilt als normal, dass kleine Kinder häufig wütend werden, weil sie noch nicht genug Verstand (*ihuma*) haben. Erst wenn sie fünf bis sechs Jahre alt sind, werden Utku-Kinder regelmäßig ermahnt, ihren Ärger zu kontrollieren. Auch in vielen anderen Kulturen wird davon ausgegangen, dass es ein »Trotzalter« gibt, in dem Kinder zu

unkontrollierbaren Wutausbrüchen neigen. Solche Ausnahmeregelungen, die Kleinkinder von kulturellen Idealen der Ärgerkontrolle entbinden, scheinen ein entwicklungsbedingtes Unvermögen widerzuspiegeln. Das heißt, es wird von vornherein darauf verzichtet, mit Kleinkindern über Ärger zu verhandeln, weil man aus Erfahrung weiß, dass sie an diesem Punkt keinen wirklichen Entscheidungsspielraum haben.

Die Regeln, nach denen Emotionen zugeschrieben und ausgehandelt werden, sind also immer ein Kompromiss zwischen kulturellen Normen und biologischen »Naturgesetzen«. Auf der einen Seite orientieren sie sich an überlieferten Idealvorstellungen des emotionalen Rollenverhaltens. Auf der anderen Seite spiegeln sie aber auch biologische Gesetzmäßigkeiten wider, die über Erfolg und Misserfolg emotionaler Kommunikation entscheiden. Mit jeder Anwendung von Emotionsregeln werden auch die biologisch bedingten Grenzen des Verhandlungsspielraums für Emotionen ausgetestet.

Teil II

Ein Bottom-up-top-down-Modell emotionaler Kommunikation

Anne Bartsch und Susanne Hübner

6. Ein integratives Rahmenmodell

Als zentrales Ergebnis des emotionstheoretischen Grundlagenteils lassen sich vier Definitionsansätze für das Konzept der emotionalen Kommunikation festhalten, die auf unterschiedlichen Theorien über die Entstehung von Emotionen beruhen. Um die Definitionsansätze ins Gedächtnis zu rufen, hier noch einmal der Wortlaut der Arbeitsdefinitionen, die in den letzten vier Kapiteln entwickelt wurden:

- Der neurologisch orientierte Definitionsansatz:
Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Gehirnsysteme.
- Der bewertungsorientierte Definitionsansatz:
Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des Informationsaustauschs über kognitive Bewertungen.
- Der prototypenorientierte Definitionsansatz:
Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Skripts.
- Der sozialkonstruktivistisch orientierte Definitionsansatz:
Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des sozialen Aushandelns von Emotionen mithilfe von Zeichen.

Am Ende des emotionstheoretischen Grundlagenteils stehen wir damit vor einer komplexen Sachlage in Bezug auf das Konzept der emotionalen Kommunikation. Alle der vorgestellten Emotionstheorien stützen unsere Ausgangsthese, dass sich die Emotionen der Kommunikationspartner wechselseitig beeinflussen. Die Aussagen der einzelnen Emoti-

Emotionstheorien sind jedoch so unterschiedlich, dass man sich fragen muss, ob sie überhaupt das Gleiche meinen, wenn sie von Emotionen sprechen. In einem Punkt sind sich die meisten Emotionstheorien allerdings einig: Sie beschreiben Emotionen als vielschichtige Phänomene, die sich nicht ohne weiteres in klassische Dichotomien wie Körper/Seele, Gefühl/Verstand, sinnlich/symbolisch oder Natur/Kultur einordnen lassen. Dass solche Dichotomien nicht greifen, macht es relativ schwer, die vier Arbeitsdefinitionen miteinander zu vergleichen und ihre Gegenstandsbereiche voneinander abzugrenzen. Im Folgenden soll dennoch der Versuch unternommen werden, Komplexität zu reduzieren und Klarheit über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Definitionsansätzen für emotionale Kommunikation zu gewinnen. Als erstes wäre hier die Frage nach der Vereinbarkeit der vier Arbeitsdefinitionen zu stellen.

6.1 Sind die vier Definitionsansätze miteinander vereinbar?

Sind die vier Arbeitsdefinitionen für emotionale Kommunikation miteinander vereinbar oder schließen sie sich gegenseitig aus? Die Antwort auf diese Frage wurde in den letzten vier Kapiteln bereits mehr oder weniger vorweggenommen. Bei der Darstellung der zugrunde liegenden Emotionstheorien haben wir besonderen Wert auf Positionen gelegt, die den Allgemeingültigkeitsanspruch dieser Theorien relativieren und die Vielschichtigkeit menschlicher Emotionen hervorheben. Zu den vermittelnden Positionen gehören u. a. der erweiterte Begriff emotionaler Informationsverarbeitung von Damasio (1997), die Theorie des kognitiv-emotionalen Feedbacks von Frijda (1994; Frijda & Zeelenberg, 2001), die Fähigkeiten-Theorie von Fischer (1980; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990) und der körperbasierte Konstruktivismus von Kövecses (2000).

Aus Sicht dieser vermittelnden Positionen können die Verarbeitungsprozesse, die zur Entstehung von Emotionen führen, folgendermaßen charakterisiert werden:

- Emotionen können sowohl durch bewusste als auch durch unbewusste Verarbeitungsprozesse hervorgerufen werden.
- Emotionen orientieren sich in der Regel an kognitiven Bewertungen, können aber auch unabhängig davon entstehen.
- Emotionen können durch Symbolverarbeitung oder durch sinnlich konkrete Assoziationen entstehen.
- Emotionen sind sowohl biologisch als auch kulturell geprägt.

Wenn diese Charakterisierung emotionaler Verarbeitungsprozesse zutreffend ist, sollte es möglich sein, die vier Definitionsansätze zu einem widerspruchsfreien Modell emotionaler Kommunikation zu verbinden. Es sei jedoch explizit darauf hingewiesen, dass es sich hierbei um einen sehr voraussetzungsreichen Ansatz handelt. Wie bereits diskutiert wurde, implizieren die vermittelnden Positionen immer auch eine vermittelnde Stellungnahme zu traditionsreichen Streitfragen wie dem Leib-Seele-Problem, der Emotions-Kognitions-Debatte, der Imagery-Debatte und der Nature-Nurture-Debatte. Der Versuch einer integrativen Modellbildung setzt somit voraus, dass diese Debatten grundsätzlich lösbar sind – auch wenn sich die von uns diskutierten Integrationsansätze möglicherweise als unzureichend herausstellen sollten. Diese Voraussetzung ist in vieler Hinsicht offen für kritische Einwände, da die genannten Debatten nach wie vor als ungelöst gelten und von einigen Autoren als prinzipiell unlösbar eingeschätzt werden.

Was die Vereinbarkeit der vier Emotionstheorien betrifft, ist daher mit Sicherheit noch nicht das letzte Wort gesprochen. Ein Modell emotionaler Kommunikation, das über die unkommentierte Aufzählung von Definitionsansätzen hinausgeht, kommt jedoch nicht umhin, zu solchen grundlegenden Debatten Stellung zu beziehen. Denn je nach dem, wie man die Frage nach der Vereinbarkeit der vier Definitionsansätze beantwortet, ergeben sich unterschiedliche Perspektiven für die kommunikationstheoretische Modellbildung. Geht man davon aus, dass die vier Arbeitsdefinitionen grundsätzlich vereinbar sind, hieße das, dass sie verschiedene Aspekte eines ganzheitlichen Kommunikationsprozesses beschreiben. In diesem Fall müsste ein Modell emotionaler Kommunikation alle vier Aspekte berücksichtigen und erklären, welcher Zusammenhang zwischen ihnen besteht. Nimmt man hingegen an, dass sich bestimmte Definitionsansätze gegenseitig ausschließen, würde das bedeuten, dass einige von ihnen auf falschen Grundannahmen beruhen oder sich auf völlig verschiedene Gegenstandsbereiche beziehen. Im letzteren Fall wäre es irreführend, den Begriff der emotionalen Kommunikation in undifferenzierter Weise beizubehalten. Um die verschiedenen Gegenstandsbereiche voneinander abzugrenzen, brauchte man in diesem Fall verschiedene Begriffe und Kommunikationsmodelle.

Vor dem Hintergrund unserer Auseinandersetzung mit den genannten Debatten haben wir uns dafür entschieden, die Frage nach der Vereinbarkeit der vier Definitionsansätze positiv zu beantworten. Obwohl wir eine Reihe von Argumenten zusammengetragen haben, die diese Entscheidung begründen, bleibt sie in gewissem Maße eine persönliche Entscheidung. Angesichts der Vielzahl ungeklärter Fragen ließen sich sicher auch Argumente

dafür finden, dass bestimmte Arbeitsdefinitionen unvereinbar oder grundsätzlich falsch sind.

Ob ein integrativer Ansatz aus emotionstheoretischer Sicht vertretbar ist, ist die eine Frage. Eine andere, ebenso wichtige Frage ist, inwiefern dieser Ansatz mit den Grundannahmen der allgemeinen Kommunikationstheorie vereinbar ist. Erfüllen die vier Arbeitsdefinitionen überhaupt die erforderlichen Kriterien, um von Kommunikation zu sprechen? Oder erübrigt sich die Frage nach der Vereinbarkeit der Definitionsansätze zum Teil schon deshalb, weil einige der Definitionsansätze gar nicht in den Gegenstandsbereich der Kommunikationstheorie gehören? Bei der Einführung der Arbeitsdefinitionen wurde jeweils darauf hingewiesen, dass noch geklärt werden muss, ob es sich bei diesen emotionalen Wechselwirkungsprozessen um kommunikative Prozesse handelt. Diese Frage ist alles andere als trivial. Um sie zu beantworten, muss zunächst definiert werden, was Kommunikation ist. Und je nach dem, welche Kommunikationstheorien vorausgesetzt werden, erhält man unterschiedliche Antworten auf die Frage nach dem Kommunikationscharakter der einzelnen Arbeitsdefinitionen. Um das zentrale Ergebnis dieses Kapitels bereits vorwegzunehmen: Es lassen sich für jede der Arbeitsdefinitionen allgemeine Kommunikationstheorien anführen, die es rechtfertigen, von Kommunikation zu sprechen. Diese Kommunikationstheorien werden jedoch ähnlich kontrovers diskutiert wie die Emotionstheorien, auf denen die vier Arbeitsdefinitionen beruhen.

Auf die Frage nach der Vereinbarkeit der vier Definitionsansätze gibt es somit auch aus kommunikationstheoretischer Sicht keine eindeutige Antwort. Letzten Endes bleibt uns damit nur das Eingeständnis, dass wir grundlegende Fragen, an denen sich die Berechtigung eines integrativen Modellbildungsansatzes entscheidet, nicht verbindlich beantworten können, denn das hieße, die Lösung einer Reihe von traditionsreichen Kontroversen in der Emotions- und Kommunikationstheorie vorwegzunehmen. Unser Modell hat daher in erster Linie explorativen Charakter. Es beschäftigt sich mit Fragen, die angesichts der ungeklärten emotions- und kommunikationstheoretischen Debatten nur unter Vorbehalt beantwortet werden können. Was wäre, wenn sich die vorgeschlagenen Arbeitsdefinitionen tatsächlich auf Aspekte eines ganzheitlichen emotionalen Kommunikationsprozesses beziehen? Welche Zusatzannahmen wären erforderlich, um sie zu einem widerspruchsfreien Modell emotionaler Kommunikation zu verbinden? Welche Ansätze der allgemeinen Kommunikationstheorie wären auf emotionale Kommunikation übertragbar?

Ein interessanter Anhaltspunkt, um die Zusammenhänge der vier Arbeitsdefinitionen zu klären, sind Ebenenmodelle, die im Rahmen der Emotionstheorie entwickelt wur-

den, um Verarbeitungsprozesse bei der Emotionsentstehung zu systematisieren. Wenn- gleich die Auffassungen über das Verhältnis der Ebenen und ihre Bedeutung für die Emoti- onsentstehung in mancher Hinsicht auseinander gehen, gibt es bemerkenswerte Überein- stimmungen in Bezug auf die Arbeitsweise und die grundlegenden Funktionen der Verar- beitungsebenen. Durch die Zuordnung von Forschungsergebnissen und theoretischen Aus- sagen zu verschiedenen Ebenen können Übereinstimmungen und Kontroversen zwischen den einzelnen Emotionstheorien präziser formuliert und in einen sinnvollen Gesamtzusam- menhang eingeordnet werden. Darüber hinaus wird es möglich, begriffliche Schnittstellen zur allgemeinen Kommunikationstheorie aufzuzeigen.

6.2 Ebenenmodelle in der Emotionstheorie

Alle der hier vorgestellten Emotionstheorien gehen davon aus, dass bei der Entstehung von Emotionen mehrere Verarbeitungsebenen zusammenwirken. Dies gilt nicht nur für die ver- mittelnden Positionen, die oben noch einmal zusammengefasst wurden. Auch die Positio- nen, die für ihr Modell Allgemeingültigkeitsanspruch erheben, beschreiben in der Regel mehrere Verarbeitungsebenen. Zum Teil handelt es sich dabei um Verarbeitungsebenen in- nerhalb eines Modells. Zum Teil werden diese Verarbeitungsebenen aber auch als externe Einflussfaktoren aufgefasst, die für die Entstehung von Emotionen nicht unbedingt erfor- derlich sind, aber dennoch zur Komplexität des menschlichen Gefühlslebens beitragen. Die am häufigsten genannten Verarbeitungsebenen sind:

1. angeborene Reiz-Reaktions-Muster
2. assoziative Schemata
3. symbolisches Denken

Diese drei Verarbeitungsebenen bilden aus unserer Sicht ein geeignetes Rahmenmodell, um die Aussagen verschiedener Emotionstheorien zu systematisieren. Ein solches Rah- menmodell kann bei Weitem nicht alle emotionstheoretischen Kontroversen ausräumen. Das wäre eindeutig zu viel verlangt, denn wie bereits erläutert, verbergen sich hinter die- sen Kontroversen traditionsreiche philosophische Streitfragen wie das Leib-Seele-Pro- blem, die Emotions-Kognitions-Debatte, die Imagery-Debatte und die Nature-Nurture-De- batte. Was das Ebenenmodell jedoch leisten kann – und das ist u. E. relativ viel – ist eine systematische Einordnung der Übereinstimmungen und Kontroversen zwischen den Emo-

tionstheorien. Die Aussagen der einzelnen Theorien zu den drei Ebenen ausführlich darzustellen, würde hier zu weit führen. Wir haben dies an anderer Stelle⁴⁰ getan und werden im Folgenden die zentralen Ergebnisse zusammenfassen.

Weitgehender Konsens besteht im Hinblick auf die Arbeitsweise und die grundlegenden Funktionen der drei Ebenen. Angeborene Reiz-Reaktions-Muster werden von allen Emotionstheorien als überlebenssichernde Automatismen aufgefasst, die in der biologischen »Hardware« des menschlichen Gehirns verankert sind. Assoziative Schemata werden als erlernte Wissensstrukturen beschrieben, die emotionale Erfahrungen verallgemeinern und Wahrnehmung und Verhalten auf einer vorsymbolischen Ebene strukturieren. Symbolisches Denken gilt als ein bewusst kontrollierter Verarbeitungsmodus, der dazu dient, spontane Emotionen zu hinterfragen und mit den Regeln und normativen Erwartungen des sozialen Umfelds abzustimmen. Auch was die hierarchische Struktur der Verarbeitungsebenen betrifft, ist man sich einig. Es wird allgemein davon ausgegangen, dass angeborene Reiz-Reaktions-Muster die unterste und symbolisches Denken die höchste Komplexitätsebene bilden und dass assoziative Schemata eine vermittelnde Zwischenposition einnehmen. Assoziative Schemata haben die Funktion, Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern und symbolischem Denken zu koordinieren.

Meinungsverschiedenheiten zwischen den Emotionstheorien beziehen sich zum einen auf die Abgrenzung zwischen den Verarbeitungsebenen. Wo hört die Anpassung angeborener Reiz-Reaktions-Muster an konkrete Umweltbedingungen auf und wo fängt die Herausbildung erlernter Schemata an? Wo zieht man die Grenze zwischen sinnlich konkreten Assoziationen und symbolischen Bedeutungen? Je nach dem, auf welche Ebene sich das Hauptaugenmerk der betreffenden Theorien richtet, wird der vorhandene Interpretationsspielraum in unterschiedliche Richtungen ausgelotet.

Kontrovers ist auch die Bedeutung der einzelnen Verarbeitungsebenen für die Emotionsentstehung. Sind angeborene Reiz-Reaktions-Muster hinreichend, um die Entstehung vollwertiger Emotionen zu erklären? Die neurologischen Theorien und ein Großteil der Bewertungstheorien würden diese Frage mit ja beantworten, die anderen Theorien mit nein. Ist symbolisches Denken eine notwendige Voraussetzung für die Entstehung von Emotionen? Von den sozialkonstruktivistischen Theorien wird diese Frage positiv beantwortet, von den anderen Theorien negativ.

⁴⁰ In der ungekürzten Fassung unserer Dissertationsschrift haben wir die Aussagen der verschiedenen Emotionstheorien zur Arbeitsweise und zum Verhältnis der drei Ebenen ausführlich diskutiert (Bartsch & Hübner, 2004, S. 130-163). Um Redundanzen zu vermeiden, haben wir uns dafür entschieden, diesen Teil zu kürzen und interessierte Leser auf die ungekürzte Dissertationsschrift zu verweisen.

Ein dritter kontroverser Punkt ist der Einfluss von Bottom-up- und Top-down-Prozessen zwischen den Verarbeitungsebenen. Die neurologischen Theorien und der Prototypenansatz betonen die Bedeutung von Bottom-up-Prozessen, die einfache Sinnesreize und motorische Reaktionen zu komplexeren Sinnstrukturen integrieren. Die Bewertungstheorien und die sozialkonstruktivistischen Theorien heben dagegen den Einfluss von Top-down-Prozessen hervor, die als steuernde Regulationsmechanismen von der Symbol-Ebene auf die untergeordneten Ebenen zurückwirken.

Die Ebenenmodelle, die im Rahmen verschiedener Emotionstheorien entwickelt wurden, bilden also keine absolut widerspruchsfreie Meta-Theorie der Emotionsentstehung. Dennoch ermöglichen sie es, übereinstimmende Aussagen der einzelnen Theorien in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen und emotionstheoretische Kontroversen in systematischer Weise zu reformulieren. Wir sind damit einer Antwort auf die Frage »Was sind Emotionen?« ein wesentliches Stück näher gekommen. Die meisten Emotionstheorien stimmen darin überein, dass sich Emotionen nicht auf angeborene Reiz-Reaktions-Muster, assoziative Schemata oder symbolische Bedeutungen reduzieren lassen, sondern dass bei der Emotionsentstehung alle drei Verarbeitungsebenen zusammenwirken. Welche Verarbeitungsebene den stärksten Einfluss auf menschliche Emotionen hat – und folglich als primäre Erklärungsebene gelten sollte – ist nach wie vor umstritten. Wir halten diese Kontroversen aber nicht für so grundlegend, dass sie es verbieten würden, die vorgestellten Emotionstheorien im Rahmen eines Ebenenmodells mit drei gleichberechtigten Erklärungsebenen zusammen zu denken.

Wie lassen sich nun die vier Definitionsansätze in das Rahmenmodell einordnen? Endgültig beantwortet werden wir diese Frage erst im folgenden Modellbildungsteil. Wie sich zeigen wird, gibt es keine einfachen Entsprechungen zwischen den Verarbeitungsebenen und Definitionsansätzen. Alle Arbeitsdefinitionen beziehen sich auf emotionale Wechselwirkungen, die zwei oder drei Verarbeitungsebenen einschließen. Die Emotionstheorien, auf denen die Definitionsansätze beruhen, haben jedoch in den meisten Fällen eine bevorzugte Erklärungsebene. Neurologische Emotionstheorien bewegen sich primär auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster. Der Prototypenansatz beschäftigt sich mit assoziativen Schemata. Und die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien argumentieren auf der Ebene symbolischer Bedeutungen. Die einzige Ausnahme bilden hier die Bewertungstheorien. Der Erklärungsanspruch der Bewertungstheorien bezieht sich auf alle Verarbeitungsebenen zugleich – so dass sich die Frage stellt, inwiefern der bewertungsorientierte Definitionsansatz mit dem Erklärungsanspruch anderer Definitionsansätze vereinbar ist.

Bevor wir mit der Ausarbeitung unseres Drei-Ebenen-Modells der emotionalen Kommunikation beginnen, soll zunächst jedoch auf eine Frage eingegangen werden, deren Beantwortung wir schon mehrfach zurückgestellt haben – die Frage nach der Anschlussfähigkeit der vier Definitionsansätze im Kontext der allgemeinen Kommunikationstheorie.

6.3 Schnittstellen zur allgemeinen Kommunikationstheorie

Wir haben es bisher vermieden, uns auf eine Definition für Kommunikation festzulegen – was bei einer kommunikationswissenschaftlichen Arbeit auf den ersten Blick befremdlich erscheinen mag. Aus unserer Sicht gibt es dafür jedoch gute Gründe: Wie sich in den letzten vier Kapiteln gezeigt hat, lässt sich emotionale Kommunikation auf sehr unterschiedliche Weisen definieren, die einander nicht zwangsläufig ausschließen. Angesichts dieser Vielfalt von Definitionsansätzen fällt es schwer, das Konzept der emotionalen Kommunikation unter eine der gebräuchlichen Kommunikationsdefinitionen zu subsumieren, die gegenwärtig diskutiert werden. Betrachtet man die drei Ebenen des Rahmenmodells für sich, lassen sich jedoch interessante Bezüge zu verschiedenen Ansätzen in der allgemeinen Kommunikationstheorie herstellen. Für die Ebene der angeborenen Reiz-Reaktions-Muster sind dies in erster Linie verhaltensbiologische Kommunikationstheorien. Die Ebene der assoziativen Schemata lässt sich am besten mit Theorien des kommunikativen Handelns verbinden. Und auf der Ebene der symbolischen Bedeutungen greifen vor allem Symbol- und Diskurstheorien. Diese Schnittstellen des Rahmenmodells zur allgemeinen Kommunikationstheorie sollen im Folgenden überblicksweise dargestellt und im Teil III ausführlich diskutiert werden.

6.3.1 Verhaltensbiologische Kommunikationstheorien

Verhaltensbiologische Kommunikationstheorien bieten eine Vielzahl begrifflicher Anschlussmöglichkeiten, um emotionale Kommunikation auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster zu beschreiben. Verhaltensbiologische Kommunikationstheorien wie die von Wilson (1975), Buck & Ginsburg (1997) oder Maturana & Varela (1987) gehen davon aus, dass Kommunikation eine evolutionäre Anpassungsleistung darstellt, die in der angeborenen Struktur von Nervensystemen verankert ist. Sie arbeiten daher mit einem weiten Kommunikationsbegriff, der das Kommunikationsverhalten von Tieren einschließt. Einige

Autoren (z.B. Maturana & Varela, 1987) beziehen sogar den Signalaustausch zwischen einfachen Organismen ohne Nervensystem in ihre Überlegungen ein.

Der Anpassungsvorteil angeborener Kommunikationsmechanismen wird darin gesehen, dass sie das Verhalten mehrerer Organismen koordinieren und dadurch die Überlebens- und Fortpflanzungschancen des einzelnen Organismus steigern. Diese verhaltenskoordinierende Funktion von Kommunikation beruht auf der wechselseitigen Bezogenheit angeborener Reiz-Reaktions-Muster. Vereinfacht dargestellt, lassen sich angeborene Kommunikationsmechanismen wie folgt beschreiben: Das Kommunikationsverhalten des Kommunikationspartners A fungiert als Reiz für den Kommunikationspartner B. Die Verarbeitung des kommunikativen Reizes beruht auf angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern, die beide Kommunikationspartner teilen. Die Reaktion von B beinhaltet in der Regel wiederum ein Kommunikationsverhalten, das als Reiz für Kommunikationspartner A fungiert und bei diesem eine Reaktion auslöst – so dass beide Kommunikationspartner ein wechselseitig aufeinander bezogenes Verhalten hervorbringen.

Buck & Ginsburg (1997) weisen mit ihrer Hypothese der kommunikativen Gene darauf hin, dass biologische Signalsysteme, zu denen auch der angeborene Emotionsausdruck gehört, nur durch Co-Evolution von Ausdrucks- und Wahrnehmungsfähigkeiten für das betreffende Signal entstehen können. Maturana & Varela (1978) sprechen in diesem Zusammenhang von einer »Strukturkopplung« der Organismen untereinander. Viele Autoren gehen davon aus, dass angeborene Kommunikationsmechanismen einen gewissen Grad an Lernfähigkeit und Flexibilität aufweisen. Vor allem bei Menschen und höheren Tieren ist das Feedback der sozialen Umwelt entscheidend, damit sich genetisch veranlagte Kommunikationsfähigkeiten optimal entfalten können (Brothers, 1989, S. 15).

Weder angeborene Reiz-Reaktions-Muster noch deren Feinabstimmung durch soziale Erfahrung können jedoch garantieren, dass der Kommunikationspartner tatsächlich in einer bestimmten Weise auf das Kommunikationsverhalten reagiert. So beschreibt Buck (1984) verschiedene Störfaktoren, die den Ausdruck und die Wahrnehmung von Emotionen beeinflussen können – wie unbewusste Ausdruckshemmung (inhibition), bewusste Täuschung (deception) oder mangelnde Aufmerksamkeit des »Empfängers«. Beatty & McCroskey (2001) verweisen auf angeborene Unterschiede in der Sensibilität neurophysiologischer Erregungssysteme, die das Kommunikationsverhalten beeinflussen. Maturana & Varela (1987) zweifeln grundsätzlich an, dass eine genaue Übereinstimmung zwischen den kognitiven Zuständen zweier Organismen erreicht werden kann. Mit kognitiven Zuständen sind dabei nicht nur Zustände des Denkens und Erkennens im engeren Sinn gemeint, son-

dern sämtliche Zustände, die ein Organismus einnehmen kann und die sein (von einem Beobachter festgestelltes) Verhalten beeinflussen. Da jeder Organismus nur solche Zustände einnehmen kann, die in seiner Struktur angelegt sind, ist immer nur eine partielle Koorientierung kognitiver Zustände durch wechselseitig angeregte Zustandsänderungen möglich.

Als Erfolgskriterium für Kommunikation auf der verhaltensbiologischen Ebene gilt daher nicht so sehr die tatsächliche Reaktion des Kommunikationspartners, sondern vielmehr die Beeinflussung von Verhaltens*wahrscheinlichkeiten*. Kommunikation hat auch dann stattgefunden, wenn der Kommunikationspartner nicht unmittelbar reagiert, sondern lediglich die Wahrscheinlichkeit steigt oder sinkt, dass er sich in einer bestimmten Weise verhalten wird. Stellvertretend soll hier die Kommunikationsdefinition von Wilson (2000, S. 194) zitiert werden:

Die bedingte Wahrscheinlichkeit, dass Verhalten X2 durch Individuum B ausgeführt wird, unter der Voraussetzung, dass A X1 ausgeführt hat, ist nicht gleich der Wahrscheinlichkeit, dass B X2 in Abwesenheit von X1 ausführen wird. (Wilson, 2000, S. 194, unsere Übersetzung)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Kommunikation aus der Sicht verhaltensbiologischer Ansätze auf der wechselseitigen Bezogenheit angeborener Reiz-Reaktions-Muster beruht. Die Reaktion des einen Kommunikationspartners fungiert für den anderen Kommunikationspartner als ein Reiz, auf den dieser reagiert und so fort. Auf diese Weise kommt es zu einer Koordination von Verhalten, die die Überlebens- und Fortpflanzungschancen beider Organismen erhöht. Als Merkmale von Kommunikation auf dieser Ebene gelten der Austausch angeborener Signale, kognitive Koorientierung, wechselseitige Beeinflussung von Verhaltenswahrscheinlichkeiten sowie überlebens- und fortpflanzungsrelevante Vorteile, die sich für die Organismen aus der Verhaltenskoordination ergeben.

Mit Ausnahme der Theorie von Buck (1984) wurden die verhaltensbiologischen Ansätze nicht speziell für den Bereich der emotionalen Kommunikation entwickelt. Es gibt jedoch eine Reihe begrifflicher Anschlussmöglichkeiten zu neurologischen Emotionstheorien, die Emotionen primär als Reiz-Reaktions-Geschehen beschreiben. Inwiefern die wechselseitige Aktivierung emotionaler Gehirnsysteme den Kriterien verhaltensbiologischer Kommunikationstheorien genügt, soll im Kapitel zum neurologisch orientierten Definitionsansatz unter Berücksichtigung relevanter Forschungsergebnisse und theoretischer Überlegungen genauer diskutiert werden.

6.3.2 Handlungstheoretische Kommunikationsmodelle

Betrachtet man emotionale Kommunikation auf der Ebene assoziativer Schemata, greift eine verhaltensbiologische Auffassung von Kommunikation als reines Reiz-Reaktions-Geschehen zu kurz, da sie Absichten, Wünsche und Ziele der Kommunikationspartner unberücksichtigt lässt. Der Prototypenansatz beschreibt emotionale Skripts als zielgerichtete Handlungsschemata, die in der Regel mit sozialen Erwartungen und Intentionen verbunden sind: Wer Angst hat, sucht Rat und Hilfe, wer sich ärgert, will seinen Willen durchsetzen usw. Auch für die Bewertungstheorien stehen intentionale Aspekte von Emotionen wie die Bewertung von Ereignissen in Bezug auf Absichten, Wünsche und Ziele der Person im Vordergrund. Von daher erscheint es naheliegend, bei der Beschreibung der Schema-Ebene emotionaler Kommunikation auf handlungstheoretische Kommunikationsmodelle zurückzugreifen.

Handlungstheoretische Modelle sind im Vergleich zu verhaltensbiologischen Ansätzen in der Kommunikationstheorie stärker verbreitet. Ihre Grundannahme ist, dass Kommunikation eine Form des sozialen Handelns darstellt (Grice, 1957; Searle, 1991; Meggle, 1997; Groeben, 1986; Habermas, 1997; Schmidt, 1980; Rusch, 1999). Durch wiederholte Interaktionserfahrungen entwickeln Menschen soziale Intentionen – d. h. Absichten, Wünsche und Überzeugungen, die das Verhalten Anderer betreffen. Kommunikation hat die Aufgabe, solche sozialen Intentionen mitzuteilen und Andere zur Kooperation zu bewegen. Kommunikation wird hier in erster Linie als ein Prozess der Abstimmung sozialer Intentionen und Erwartungen aufgefasst.

Erfolgreiche Kommunikation lässt sich aus der Sicht handlungstheoretischer Kommunikationsmodelle wie folgt beschreiben: Der Kommunikationspartner A hat soziale Intentionen, zu deren Verwirklichung er den Kommunikationspartner B braucht; und er hat gleichzeitig die Absicht, dass B von seinen Intentionen erfährt. Das Kommunikationsverhalten von A zielt darauf ab, dass B seine Intentionen versteht und daraufhin bei der Verwirklichung dieser Intentionen kooperiert. Wenn die Kooperation erwartungsgemäß verläuft, geht A davon aus, dass seine Kommunikationsabsicht erfolgreich war. Denn die reibungslose Interaktion lässt darauf schließen, dass bei B ein geteiltes Wissen über die Intentionen von A vorlag (vgl. Grice, 1991; Searle, 1990a; Meggle, 1997; Jäger, 1997; Schmidt, 1980; Rusch, 1999).

Die Selbst- und Fremdzuschreibung sozialer Intentionen muss dabei nicht immer bewusst und reflektiert vonstattengehen. Es gibt eine Vielzahl kommunikationstheoretischer Positionen, die Kommunikation auf vorsymbolische Handlungsschemata zurückfüh-

ren (Schmidt, 1994, Burgoon, Stern & Dillman, 1995, Greene, 1997, Rusch, 1999). Vor-symbolische Handlungsschemata beinhalten ein sinnlich konkretes Erfahrungswissen, das durch wiederholte Interaktionserfahrungen entsteht. Dieses Erfahrungswissen wird durch assoziative Verarbeitungsprozesse aus dem Gedächtnis abgerufen und löst Erwartungen über den weiteren Interaktionsverlauf aus.

Soziale Erwartungen, die auf diese Weise entstehen, können sowohl durch Sprache als auch durch nonverbale Signale kommuniziert werden. Nonverbale Kommunikation setzt in stärkerem Maße als Sprache voraus, dass die Kommunikationspartner bereits über geteilte Erwartungen und Interaktionsschemata verfügen. Wie diese wechselseitige Beziehung sozialer Intentionen zustande kommt, ist für viele Autoren zentraler Erklärungsgegenstand der Kommunikationstheorie (vgl. Berlo, 1960; Graumann, 1972; Ruesch & Bateson, 1968; Watzlawick, Beavin & Jackson, 1982; Capella, 1987; Motley, 1990; Burgoon, Stern & Dillman, 1995; Gibbs, 1998). Handlungstheoretische Kommunikationsmodelle, beschäftigen sich darüber hinaus mit der Frage, wie aufgrund nonverbaler Kommunikationserfahrungen konventionelle Bedeutungen und kulturelle Symbolsysteme entstehen (Searle, 1969, Austin, 1989; Pearce & Cronen, 1980; Cronen, Pearce & Harris, 1982). Es wird allgemein angenommen, dass durch die Wiederholbarkeit spontaner Kommunikationserfahrungen normative Erwartungen oder »Erwartungserwartungen« entstehen, die zur Herausbildung verbindlicher Symbol- und Regelsysteme führen.

Gemeinsame Interaktionserfahrungen und konventionelle Zeichensysteme bilden allerdings keine Garantie dafür, dass das Kommunikationsverhalten für beide Kommunikationspartner die gleiche Bedeutung hat. Dieser Punkt wird vor allem im Rahmen konstruktivistischer Ansätze problematisiert (vgl. Luhmann, 1981; Schmidt 1994; Rusch, 1999; Delia, O'Keefe & O'Keefe, 1982; Knapp & Stamp, 1990). Diese Ansätze betonen die Selbstreferentialität bzw. operationale Geschlossenheit kognitiver Systeme, die es unmöglich macht, Gewissheit über das zu erlangen, was im Kopf des Kommunikationspartners vorgeht. Alle Annahmen darüber, was Andere »gemeint« oder »verstanden« haben, sind demnach subjektive Zuschreibungen, die sich einer letztgültigen Überprüfung entziehen und im Konfliktfall zwischen den Kommunikationspartnern ausgehandelt werden müssen.

Als Kriterium für erfolgreiche Kommunikation gilt daher nicht die exakte Vermittlung individueller Wahrnehmungen und Bewusstseinszustände, sondern vielmehr die Abstimmung sozialer Erwartungen über den weiteren Verlauf der Interaktion bzw. Kommunikation. Wenn die Kommunikationspartner aufgrund ihrer Selbst- und Fremdzuschreibung von Kommunikationsabsichten reibungslos interagieren bzw. Anschlusskommunikation

betreiben, gibt es für sie selbst und Andere Grund zu der Annahme, dass so etwas wie ein geteiltes Wissen vorlag – auch wenn keiner der Beteiligten den Wahrheitsgehalt dieser Annahme mit letzter Sicherheit überprüfen kann.

Die Grundannahmen handlungstheoretischer Kommunikationsmodelle lassen sich dahingehend zusammenfassen, dass Kommunikation auf der wechselseitigen Bezogenheit sozialer Intentionen beruht. Kommunikationsverhalten ist mit der Absicht verbunden, soziale Intentionen mitzuteilen und Andere zur Kooperation zu bewegen. Im Erfolgsfall erkennt der Kommunikationspartner diese Absicht und beschließt zu kooperieren. Wenn die Kooperation reibungslos verläuft, haben beide Kommunikationspartner Grund zu der Annahme, dass sie einander richtig verstanden haben. Als Kriterien für Kommunikation auf dieser Ebene gelten die wechselseitige Zuschreibung sozialer Intentionen, die Herausbildung geteilter Erwartungen und die erfolgreiche Kooperation bzw. Anschlusskommunikation der Kommunikationspartner.

Obwohl die handlungstheoretischen Kommunikationsmodelle nicht primär zur Beschreibung emotionaler Kommunikation entwickelt wurden, gibt es eine Reihe von Berührungspunkten mit Forschungsergebnissen und theoretischen Positionen aus dem Bereich der Ausdrucks- und Empathieforschung. Unter welchen Voraussetzungen die wechselseitige Aktivierung emotionaler Skripts die Kriterien handlungstheoretischer Kommunikationsmodelle erfüllt, soll in Teil II im Kapitel zum prototypenorientierten Definitionsansatz genauer erörtert werden.

6.3.3 Sprach- und Zeichentheorien

Die auffälligsten Schnittstellen zwischen Emotions- und Kommunikationstheorie liegen im Bereich der zeichenbasierten Kommunikation. Sozialkonstruktivistische Emotionstheorien gehen davon aus, dass Emotionen erst durch den Zeichengebrauch zum Bestandteil der sozial akzeptierten Realität werden – was letztlich bedeutet, dass Emotionen gar nicht unabhängig von ihrem symbolischen Ausdruck existieren. Diese Annahme wird keineswegs von allen Emotionstheorien geteilt. Wie wir eingangs argumentiert haben, geht es uns jedoch nicht darum, einen übergreifenden Konsens zwischen Emotions- und Kommunikationstheorien zu beschwören – den es unserer Auffassung nach nicht gibt. Vielmehr sollen Bereiche partieller Anschlussfähigkeit herausgearbeitet werden, an denen eine integrative Modellbildung ansetzen kann.

Zeichen- und Symboltheorien bilden neben handlungstheoretischen Ansätzen eine zweite wichtige Strömung innerhalb der allgemeinen Kommunikationstheorie. Sie unterscheiden sich von handlungstheoretischen Ansätzen dadurch, dass sie vom konkreten Handlungskontext der Kommunikation abstrahieren und die regelhaften Zusammenhänge des Zeichengebrauchs in den Blick nehmen. Als grundlegende Merkmale zeichenbasierter Kommunikation gelten die Stellvertreterfunktion des Zeichens und seine Konventionalität. Eine Zeichenrelation ist dann gegeben, wenn etwas (das Zeichen) für etwas Anderes (das Bezeichnete) steht und wenn das Zeichen nach entsprechender Übereinkunft der Kommunikationspartner durch andere Zeichen ersetzbar wäre (vgl. de Saussure, 1916; Eco, 1985). Der Charakter des Zeichens ist folglich nicht an eine bestimmte Form der Materialität gebunden. Als Zeichen können neben gesprochenen und geschriebenen Wörtern auch Bilder, Gesten, konkrete Gegenstände u. ä. fungieren. Die Bedeutung von Zeichen ist primär durch die Regeln, Konventionen und diskursiven Praktiken der sozialen Gemeinschaft definiert. Mit jeder Verwendung des Zeichens wird seine konventionelle Bedeutung bestätigt, weiter vermittelt und neu ausgehandelt (Saussure, 1916; Eco, 1985; Austin, 1989; Searle, 1969; Pearce & Cronen, 1980; Mead, 1934; Goffman, 1971; Lakoff, 1976; Chomsky, 1975).

Die Regeln des Zeichengebrauchs sind den Mitgliedern einer sozialen Gemeinschaft oft nur teilweise bewusst. Sie werden durch wiederholte Kommunikationserfahrungen verinnerlicht und intuitiv angewendet. Dennoch gibt es eine Vielzahl von Versuchen, die Bedeutung von Zeichen wissenschaftlich zu beschreiben. Eine Erkenntnis, die sich dabei durchgesetzt hat, ist dass die Bedeutung von Zeichen nur aus dem Gesamtzusammenhang des Zeichensystems heraus erklärbar ist. Was ein Zeichen bedeutet, ist durch andere Zeichen mit definiert, die zu ihm in Opposition stehen, synonym verwendet werden oder syntaktische Beziehungen mit ihm eingehen können (vgl. Saussure, 1916; Eco, 1985, Derrida, 1972; Hjelmslev, 1974; Morris, 1973; Schmidt, 2003). Die komplexe und redundante Bedeutungsstruktur von Zeichensystemen trägt auf der einen Seite dazu bei, die Regeln und Konventionen des Zeichengebrauchs zu stabilisieren. Zeichensysteme bestimmen nicht nur *wie* die Kommunikationsinhalte ausgedrückt werden, sondern auch, *was* überhaupt ausgedrückt werden kann. Die Normen, Werte und Tabus einer kulturellen Gemeinschaft sind damit den Zeichensystemen und symbolischen Diskursen auf unhintergehbare Weise eingeschrieben (Wittgenstein, 1953; Foucault, 1978; Schmidt, 2003).

Auf der anderen Seite geben Zeichensysteme der Kommunikation aber auch eine Offenheit, die es erlaubt, die kommunizierten Bedeutungen zu reflektieren und neu auszuhandeln. Nach Eco (1985) beruht die Offenheit symbolischer Kommunikation darauf, dass

sie Wahrnehmungsbilder in andere Darstellungsformate übersetzt, die unabhängig von ihnen gespeichert werden können – z. B. in Sprache, Zeichnungen oder konkrete Gegenstände. Dadurch ermöglicht sie es, mehrere Repräsentationen ein und desselben Objekts anzufertigen und miteinander in Beziehung zu setzen. Kulturelle Zeichensysteme spielen dabei eine wichtige Rolle, weil sie redundante und regelhaft strukturierte Codes bilden. In dieser Eigenschaft ermöglichen sie es erstens, dasselbe Objekt unter mehreren Gesichtspunkten darzustellen, und zweitens, aufgrund der regelhaften Beziehungen zwischen den verschiedenen Darstellungsformen neue Informationen über das dargestellte Objekt zu generieren (Eco, 1985, S. 242-276). Obwohl die symbolische Verarbeitung unmittelbar auf der Regelmäßigkeit der assoziativen Verarbeitungsebene aufbaut, bringt sie eine qualitativ neue Art von Informationen hervor. Diese Informationen sind ihrem Wesen nach Informationen über Alternativen – Bedeutungsalternativen, Handlungsalternativen, fiktionale Welten usw. – die nicht durch vorsymbolische Repräsentationsformen darstellbar wären.

Zeichensysteme regen somit dazu an, das Nichtgesagte mitzudenken und die Bedeutung von Zeichen zu hinterfragen, indem man sie mithilfe anderer Zeichen interpretiert. Dieses Prinzip der Reflexivität und Offenheit für alternative Sinnkonstruktionen bildet für viele Autoren ein entscheidendes Merkmal symbolischer Kommunikation (vgl. Eco, 1985; Derrida, 1972; Schmidt, 2003). Die Reflexivität und Offenheit symbolischer Kommunikation erfahren eine Steigerung, wenn Kommunikationsmedien zugleich als Speicher- und Reproduktionsmedien dienen – wie etwa im Fall des Buchdrucks, der Fotografie oder der digitalen Medien. Zeichen, die unabhängig vom menschlichen Gedächtnis konserviert und reproduziert werden können, eröffnen ein Potential für ständig neue Interpretation und Anschlusskommunikation, so dass der Kommunikationsprozess zu keinem Zeitpunkt abgeschlossen ist (vgl. Assmann & Assmann, 1994; Faßler & Halbach, 1998; Elsner, Grumbrecht, Müller & Spangenberg, 1994).

Zusammenfassend lässt sich symbolische Kommunikation demnach wie folgt beschreiben: Kommunikationspartner A stellt einen Sachverhalt mithilfe von Zeichen dar, die er nach Maßgabe sozialer Konventionen auswählt und kombiniert. Kommunikationspartner B interpretiert diese Zeichen aufgrund seines Regelwissens und schreibt ihnen Bedeutung zu. Neben ihrer pragmatischen Funktion als Kommunikationsmedium haben Zeichen aber auch normative und reflexive Funktionen. Durch den Zeichengebrauch werden kulturelle Normen, Werte und Tabus mitkommuniziert, die in die verwendeten Zeichensysteme und diskursiven Praktiken eingeschrieben sind. Durch die Einbettung in größere Symbol-

und Sinnsysteme haben Zeichen gleichzeitig eine reflexive Funktion. Sie regen dazu an, das Nichtgesagte mitzudenken und die Bedeutung des Gesagten zu hinterfragen.

Bei den sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien ist der Bezug zur Kommunikationstheorie besonders naheliegend. Gleichwohl wird auch hier zu prüfen sein, ob das soziale Aushandeln von Emotionen die Kriterien symbolischer Kommunikationstheorien – wie Arbitrarität der Zeichen, konventionelle Bedeutungen und Reflexivität – erfüllt. Wir werden auf diese Frage im Kapitel zum sozialkonstruktivistisch orientierten Definitionsansatz zurückkommen.

6.4. Zwischenbilanz und Ausblick

Mit den vier Arbeitsdefinitionen und dem integrativen Rahmenmodell, das diese Definitionsansätze verbindet, liegt ein Zwischenergebnis vor, das als Grundlage für die weitere Modellbildung dienen wird. Sowohl die Arbeitsdefinitionen als auch das Rahmenmodell sind Ergebnis unserer Auseinandersetzung mit dem aktuellen Stand der Emotionsforschung. Wie wir argumentiert haben, eröffnet das Rahmenmodell begriffliche Anschlussmöglichkeiten zur allgemeinen Kommunikationstheorie, die es genauer zu untersuchen lohnt. Bei der Ausarbeitung der Modellebenen werden wir die empiriegeleitete Herangehensweise beibehalten, um die wir uns im Grundlagenteil bemüht haben: Theoretische Aussagen zu den Modellebenen werden jeweils in Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand erarbeitet. Wir werden uns dabei zunächst auf Forschungsergebnisse aus dem Bereich der zwischenmenschlichen Kommunikation konzentrieren. Auf Forschungsergebnisse zu Emotionen im Medienkontext wird in Teil III gesondert eingegangen, wobei die Spezifik der Massenkommunikation im Vordergrund stehen wird.

Zentrales Anliegen des folgenden Modellbildungsteils ist es, Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation herauszuarbeiten. Inwiefern lässt sich die These vertreten, dass Kommunikation so etwas wie geteilte Emotionen, geteiltes Wissen über Emotionen oder sozialen Konsens über Emotionen hervorbringt? Welche Zusatzannahmen sind erforderlich, um erfolgreiche von erfolglosen Kommunikationsversuchen zu unterscheiden? Ausgehend von solchen grundsätzlichen Überlegungen zu den einzelnen Modellebenen werden wir uns im zweiten Teil jedes Kapitels den Wechselwirkungen mit anderen Ebenen zuwenden. Wie bereits erwähnt, geht der Erklärungsanspruch vieler Emotionstheorien über ihre primäre Erklärungsebene hinaus. Wir sind der Auffassung, dass sich hinter solchen erweiterten Erklärungsansprüchen Bottom-up- und Top-down-Prozesse verbergen, die zwi-

schen den Ebenen vermitteln und somit für eine integrative Modellbildung besonders interessant sind. Um eine bessere Orientierung zu ermöglichen, soll der Aufbau des Modellbildungsteils an dieser Stelle kurz erläutert werden:

- *Kapitel 7* setzt auf der untersten Komplexitätsebene emotionaler Kommunikationsprozesse an, bei den angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern. Auf der Grundlage des neurologischen Definitionsansatzes werden die Eigengesetzlichkeiten dieser Ebene herausgearbeitet. Der zweite Teil des Kapitels geht auf Bottom-up-Prozesse ein, die erklären, wie Kommunikationsmechanismen der Reiz-Reaktions-Ebene zur Entstehung assoziativer Schemata beitragen.
- In *Kapitel 8* wird die Ebene der assoziativen Schemata im Mittelpunkt stehen. Ausgangspunkt unserer Überlegungen zu Gesetzmäßigkeiten und Erfolgsbedingungen emotionaler Kommunikation auf dieser Ebene ist der prototypenorientierte Definitionsansatz. Im zweiten Teil des Kapitels werden wir uns mit Bottom-up-Prozessen beschäftigen, die die Rolle des nonverbalen Feedbacks beim Aushandeln von Zeichen-Bedeutungen beleuchten.
- In *Kapitel 9* geht es um die Eigengesetzlichkeiten der Zeichenebene, die sich primär vor dem Hintergrund sozialkonstruktivistischer Emotionstheorien erschließen. Da diese Theorien gleichzeitig für sich in Anspruch nehmen, den Einfluss symbolischer Kommunikation auf implizites Schemawissen zu erklären, werden wir im zweiten Teil des Kapitels auf Konzepte eingehen, die solche Top-down-Prozesse beschreiben.
- *Kapitel 10* wird sich mit dem bewertungsorientierten Definitionsansatz beschäftigen. Dieser Definitionsansatz bildet wie gesagt einen Sonderfall, weil er sich auf alle drei Verarbeitungsebenen gleichermaßen bezieht. Indem wir Schritt für Schritt überprüfen, ob dieser umfassende Erklärungsanspruch mit dem Erklärungsanspruch anderer Ansätze vereinbar ist, werden wir die Ergebnisse der vorhergehenden Kapitel noch einmal aufgreifen, erweitern und systematisieren.

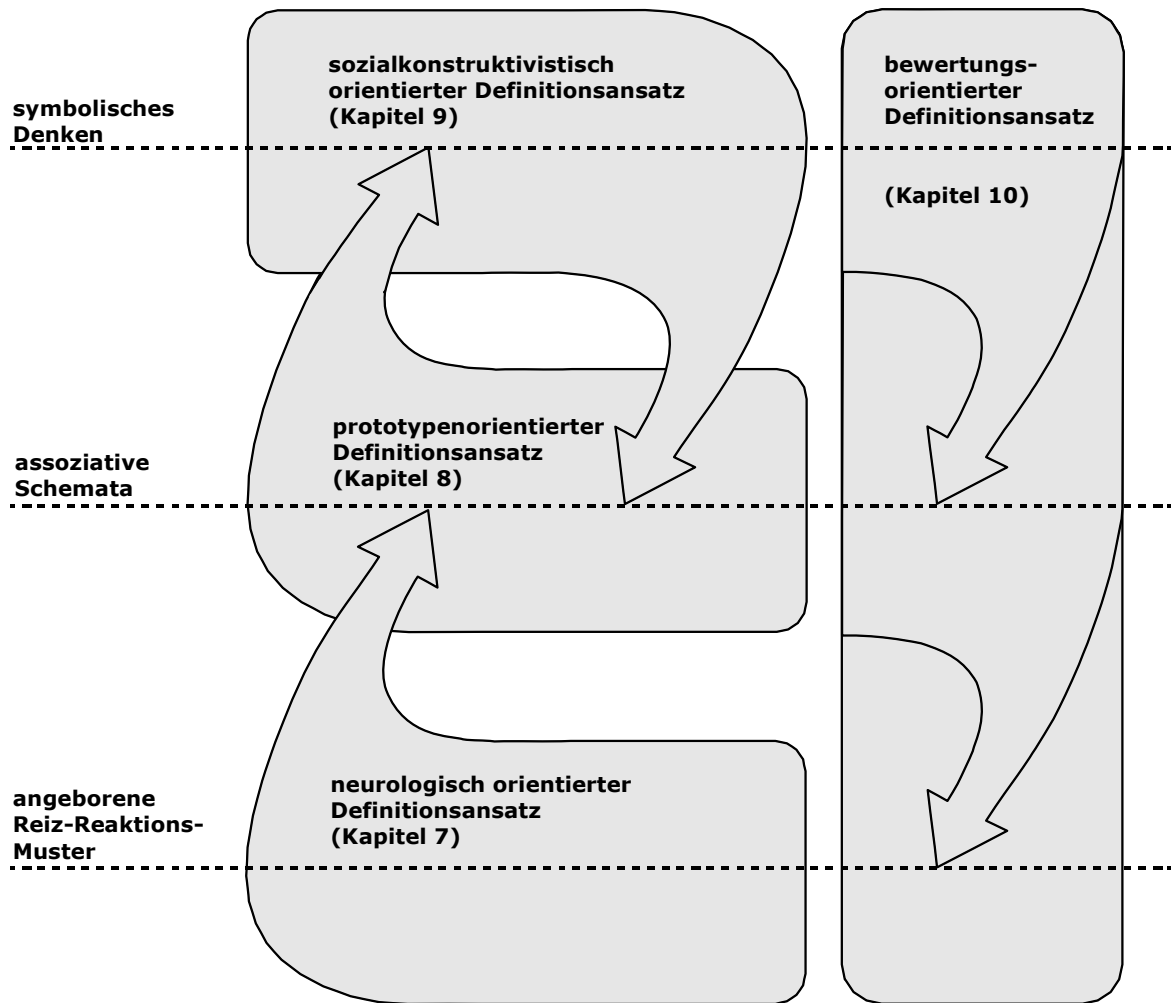


Abbildung 6: Der Gesamtaufbau unseres Modells der emotionalen Kommunikation im Überblick. Die Grafik veranschaulicht den Bezug der vier Definitionsansätze zu den verschiedenen Erklärungsebenen des Modells. Die Lage der Kästen zeigt an, auf welche Modellebene sich der primäre Erklärungsanspruch der Definitionsansätze bezieht. Die Pfeile, die von den Kästen ausgehen, stellen Bottom-up- und Top-down-Prozesse dar, die mit Hilfe der jeweiligen Definitionsansätze erklärt werden können.

7. Der neurologisch orientierte Definitionsansatz

Ergebnis des emotionstheoretischen Grundlagenteils sind vier Arbeitsdefinitionen für das Konzept der emotionalen Kommunikation, sowie ein Rahmenmodell, das diese Definitionsansätze verbindet und begriffliche Anschlussmöglichkeiten zur allgemeinen Kommunikationstheorie herstellt. In den folgenden Kapiteln soll dieses skizzenhafte Modell emotionaler Kommunikation anhand von Forschungsergebnissen aus dem Bereich der zwischenmenschlichen Kommunikation konkretisiert werden. Für jede der vier Arbeitsdefinitionen wird untersucht, inwiefern die theoretisch erwartbaren Wechselwirkungen von Emotionen im Kommunikationsprozess empirisch belegt sind. Ausgehend von Forschungsergebnissen, die einfache Funktionsannahmen bezüglich emotionaler Kommunikation in Frage stellen, sollen differenzierte Erfolgskriterien herausgearbeitet werden. Ziel ist es, für jede Modellebene Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation zu formulieren, die einerseits den Anforderungen allgemeiner Kommunikationstheorien genügen, ohne andererseits den Begriff mit empirisch unhaltbaren Funktionsannahmen zu überfrachten.

Wir werden mit unseren Überlegungen auf der einfachsten Komplexitätsebene emotionaler Kommunikation beginnen, auf der Ebene der angeborenen Reiz-Reaktions-Muster, und uns auf den Definitionsansatz konzentrieren, der den stärksten Bezug zu dieser Verarbeitungsebene aufweist, den neurologisch orientierten Definitionsansatz. Zur Erinnerung, hier noch einmal der Wortlaut der Arbeitsdefinition, die im Kapitel zu neurologischen Emotionstheorien entwickelt wurde:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Gehirnsysteme.

7.1 Emotionale Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene

Geht man vom diesem Definitionsansatz aus, können die biologischen Grundlagen emotionaler Kommunikation wie folgt beschrieben werden: Bei der Entstehung von Emotionen sind angeborene Reiz-Reaktions-Muster beteiligt, die in der genetisch bedingten Struktur des menschlichen Nervensystems angelegt sind. Die Nervenverbindungen und chemischen Signale, die zwischen emotionsauslösenden Reizen und emotionalen Reaktionen vermitteln, laufen in subkortikalen Emotionssystemen zusammen. Dasubkortikale Emotionssysteme sowohl an der Steuerung des Ausdrucksverhaltens als auch an der Verarbeitung von Emotionsausdruck beteiligt sind, bilden Emotionsausdruck und seine Verarbeitung einen integrierten Bestandteil emotionaler Reiz-Reaktions-Muster. Wenn ein emotionales Reiz-Reaktions-Muster aktiviert wird, werden angeborene Ausdrucksreaktionen mit aktiviert. Das Ausdrucksverhalten wirkt auf Andere wiederum als emotional stimulierender Reiz und kann dadurch vergleichbare Reiz-Reaktions-Muster aktivieren.

Dieser Grundgedanke, auf dem der neurologisch orientierte Definitionsansatz beruht, bedarf einiger ergänzender Überlegungen. In erster Linie wird es dabei um die Frage gehen, ob die wechselseitige Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme mit der Entstehung geteilter Emotionen gleichzusetzen ist. Inwiefern sind Begriffe gerechtfertigt, die eine unwillkürliche Übertragung von Emotionen zwischen den Kommunikationspartnern implizieren – wie etwa der Begriff der *Emotionsansteckung* (emotional contagion) von Hatfield, Cacioppo & Rapson (1994; vgl. auch Doherty, 1998; Laird et al., 1994)? Auf den ersten Blick scheint der neurologische Definitionsansatz eine solche Betrachtungsweise nahelegen, doch bei genauerem Hinsehen stellen sich emotionale Kommunikationsprozesse auf der Reiz-Reaktions-Ebene komplexer dar. Wie sich zeigen wird, bilden angeborene Reiz-Reaktions-Muster keine Garantie dafür, dass beim Kommunikationspartner geteilte Emotionen entstehen. Ausgehend von der Feststellung, dass Emotionsausdruck keine unmittelbare Übertragung von Emotionen zur Folge hat, werden wir uns mit der Frage beschäftigen, worin sonst die kommunikative Funktion emotionaler Reiz-Reaktions-Muster besteht und was den Erfolg emotionaler Kommunikation auf dieser Ebene ausmacht.

7.1.1 Emotionsausdruck als Auslösereiz für Emotionen?

Es gibt verschiedene Gründe zu der Annahme, dass Emotionsausdruck auf den Kommunikationspartner eine emotional stimulierende Wirkung hat. Wie im Zusammenhang mit neu-

rologischen Emotionstheorien erwähnt wurde, verfügen subkortikale Emotionssysteme über Nervenzellen, die selektiv auf Emotionsausdruck reagieren, z.B. auf Gesichtsausdrücke (Rolls, 1995, S. 1098-1099) oder auf Schreie (LeDoux, 1995, S. 1054). Die aktivierende Wirkung von Emotionsausdruck auf den Mandelkern konnte in verschiedenen Untersuchungen mithilfe von Hirnscan-Verfahren (PET, fMRI) belegt werden (Morris et al., 1996; Morris, deBonis & Dolan, 2002; Morris, Öhman & Dolan, 1999; Thomas et al., 2001). Auch auf der Ebene des subjektiven Erlebens ist eine stimmungsverändernde Wirkung von Emotionsausdruck nachweisbar. Darstellungen von Emotionsausdruck wie Fotos, Video- und Tonbandaufzeichnungen haben einen messbaren Einfluss auf die Stimmung von Versuchsteilnehmer (Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994; Blairy, Herrera & Hess, 1999). Bei Versuchsteilnehmern, die sich gegenüber sitzen, ohne miteinander zu sprechen, kommt es ebenfalls nach kurzer Zeit zu einer Stimmungsbeeinflussung (Friedman & Riggio, 1981; Sullins, 1991).

Dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner eine Aktivierungsveränderung subkortikaler Emotionssysteme hervorruft, scheint damit außer Zweifel zu stehen. Gleichwohl scheint es u. E. fraglich, ob diese Aktivierungsveränderung mit der Entstehung geteilter Emotionen gleichzusetzen ist. Dies ist zum einen durch die Komplexität emotionaler Reiz-Reaktions-Muster begründet. Wie in Kapitel 2 erläutert wurde, sind jeweils eine Vielzahl von Nervenverbindungen und chemischen Botenstoffen beteiligt, die durch ihr Zusammenwirken eine Verknüpfung von Reiz und Reaktion bewirken (vgl. LeDoux, 1996; 2002; Panksepp, 1998; Perth, 1999). Die Entladung eines Aktionspotentials oder die Bindung eines Botenstoffs an ein Rezeptor-Molekül löst noch keine Emotionen aus. Es ist die Summe solcher Mikroereignisse, die dazu führt, dass Menschen auf angeborene Auslösereize für Emotionen reagieren. Die Aktivierung angeborener Reiz-Reaktions-Muster ist daher keine Ja/Nein-Entscheidung, sondern vielmehr eine Frage des relativen Aktivierungsniveaus emotionaler Gehirnsysteme. Je stärker diese Gehirnsysteme aktiviert sind, desto wahrscheinlicher ist es, dass die Aufmerksamkeit der Person auf emotional relevante Reize gelenkt wird (vgl. LeDoux 1996, S. 284-291; Luu, Tucker & Derryberry, 1998); und desto wahrscheinlicher ist es gleichzeitig, dass emotionale Reaktionen ausgelöst werden (vgl. LeDoux 1996, S. 141-161; Panksepp, 1998).

Die Gewichtung einzelner Komponenten eines emotionalen Reiz-Reaktions-Musters kann dabei sehr unterschiedlich sein. Nicht alle angeborenen Auslösereize sind gleich effektiv, wenn es um die Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme geht. Manche Reize rufen starke und unmittelbare Reaktionen hervor. Im Bereich des Emotionsausdrucks ge-

hören hierzu vor allem vokale und grobmotorische Ausdrucksformen wie Schreie, körperliche Aggression und Ähnliches. Andere Reize wie Mimik, Körperhaltung und stimmlicher Emotionsausdruck lösen nur geringfügige Reaktionen aus. In der Summe haben solche unterschwelligen Reize jedoch einen Einfluss auf das Aktivierungsniveau subkortikaler Emotionssysteme und können dadurch die Bereitschaft der Person für emotionale Reaktionen verändern (vgl. Panksepp, 1994a).

Gleichzeitig gibt es Unterschiede in Bezug auf die Reaktionsbereitschaft motorischer und physiologischer Gehirnsysteme, die emotionale Reaktionen steuern (vgl. Kagan, 1994; Panksepp, 1998). Bei manchen Reaktionen ist die Erregungsschwelle relativ gering. Leicht zu aktivieren sind vor allem physiologische Reaktionen. So hat sich beispielsweise in der Eheforschung und Empathieforschung gezeigt, dass physiologische Variablen in sensibler Weise auf emotionale Kommunikationsprozesse reagieren (vgl. Levenson & Gottman, 1983; Levenson & Ruef, 1992; Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980; Bandura & Rosenthal, 1968; Krebs, 1975). Nach Untersuchungen von Levenson & Ruef (1992; 1997) zeigen die physiologischen Reaktionen von Versuchsteilnehmern, die sich in jemanden einfühlten, einen ähnlichen Erregungsverlauf wie die physiologischen Reaktionen der beobachteten Person – was darauf hindeutet, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner vergleichbare physiologische Reaktionen hervorruft.

Zu den leicht aktivierbaren Reaktionen gehört auch der Gesichtsausdruck. So reicht bereits die Wahrnehmung von Gesichtsausdruck aus, um vergleichbare Gesichtsmuskelbewegungen hervorzurufen (vgl. Dimberg, 1982; Cacioppo, Tassinari & Fridlund, 1990, S. 358-359; Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980; McHugo et al., 1985; Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994, S. 7-47; Blairy, Herrera & Hess, 1999). Bei der Frage, ob es sich hierbei um »echte« emotionale Reaktionen handelt oder um eine rein motorische Nachahmung, gehen die Auffassungen allerdings auseinander. Lipps (1907) formulierte erstmals die These, dass Einfühlungsvermögen auf einer motorischen Nachahmung von Emotionsausdruck beruht, die erst aufgrund des körperlichen Feedbacks Emotionen auslöst. In den 90er Jahren wurde diese These von verschiedenen Autoren aufgegriffen (z. B. Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994; Levenson, Ekman & Friesen, 1990; Levenson, 1996; Wallbott, 1991). Nach Einschätzung von Blairy, Herrera & Hess (1999) konnte sie einer eingehenden empirischen Überprüfung allerdings nicht standhalten. Möglicherweise handelt es bei den spontanen Mimik-Reaktionen auf Emotionsausdruck um Reaktionen, die ohne den Umweg über motorische Nachahmung durch die Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme hervorgerufen werden. Dafür sprechen u. a. neurologische Untersuchungen an Primaten, die die zeitliche

Abfolge der Verarbeitung von Emotionsausdruck nachvollziehbar machen. Latenzzeitmessungen ergaben, dass Ausdrucksinformationen zunächst im sensorischen Kortex verarbeitet, im Assoziationskortex integriert und dann an subkortikale Emotionssysteme weitergeleitet werden (Leonard et al., 1985; Rolls, 1995). Ein zweiter Verarbeitungsweg ohne Beteiligung des Kortex führt über subkortikale visuelle Strukturen zum Mandelkern (Morris, Öhman & Dolan, 1999). Von dort aus kann wiederum Ausdrucksverhalten aktiviert werden (Brothers, 1997, S. 47).

Wenngleich die zugrunde liegenden Mechanismen noch nicht abschließend geklärt sind, lässt sich festhalten, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner vergleichbare physiologische Reaktionen und Ausdrucksreaktionen hervorruft. Relativ schwer zu aktivieren sind dagegen die grobmotorischen Komponenten emotionaler Reiz-Reaktions-Muster wie Flucht- und Aggressionsverhalten (vgl. Panksepp 1998, S. 213). Unterschiedliche Erregungsschwellen zeigen sich zum Teil auch innerhalb einer Ausdrucksmodalität. Nach Kappas, Hess & Scherer (1991) gibt es qualitative Unterschiede zwischen den stimmlichen Ausdrucksformen für starke und schwache Emotionen – was darauf hindeutet, dass bestimmte Ausdrucksformen bereits auf niedrigem Erregungsniveau und andere erst auf hohem Erregungsniveau aktiviert werden.

Aufgrund der unterschiedlichen Gewichtung von Auslösereizen und der unterschiedlichen Erregungsschwellen emotionaler Reaktionen ist die Entstehung geteilter Emotionen keineswegs selbstverständlich. Typisch für alltägliche Kommunikationssituationen sind eher schwache bis mittlere Erregungsniveaus, die nur einen Teil des angeborenen Ausdrucksspektrums für Emotionen aktivieren. Zu den leicht aktivierbaren Ausdrucksformen, die den Hauptanteil des emotionalen Kommunikationsverhaltens ausmachen, gehören Mimik, Gestik, Körperhaltung und Ausdruck der Sprechstimme (vgl. Buck, 1984; Ekman, Friesen & Ellsworth, 1972; Feldman & Rimé, 1991; Pitam & Scherer, 1993). Diese schwachen bis mittleren Ausdrucksformen sind in der Regel nicht dazu angetan, die direkte Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners zu erregen. Nach Untersuchungen von Buck (1984, S. 272-277) achten Versuchsteilnehmer kaum bewusst auf den Emotionsausdruck einer beobachteten Person, wenn sie nicht explizit dazu aufgefordert werden.

Auch die eigenen Reaktionen auf den Emotionsausdruck Anderer dringen selten ins Bewusstsein (vgl. Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994, S. 92-97). Emotionsausdruck hat zwar eine stimmungsverändernde Wirkung, die im subjektiven Erleben nachweisbar ist (Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994; Blairy, Herrera & Hess, 1999; Friedman & Riggio, 1981; Sullins, 1991), die Stimmungsveränderung wird aber nur selten bewusst registriert

und mit dem Ausdruck des Kommunikationspartners in Zusammenhang gebracht. Reizwahrnehmung und Reaktion finden meist auf einer unbewussten Ebene statt, so dass es angemessener scheint, von einer unterschweligen Stimmungsbeeinflussung statt von Emotionsansteckung (emotional contagion) (Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994) zu sprechen.

Die meisten Autoren ziehen es vor, den Begriff der Emotion nur bei starken objektgerichteten Reaktionen zu verwenden, während ungerichtete Erregungszustände ohne konkreten Objekt- und Handlungsfokus als Stimmungen bezeichnet werden (vgl. Clore & Gasper, 2000; Ekman & Davidson, 1994, S. 49-95). Damit beim Kommunikationspartner geteilte Emotionen im eigentlichen Sinn entstehen, muss die aktivierende Wirkung des Emotionsausdrucks auf subkortikale Emotionssysteme also nicht nur stark genug sein; die durch Emotionsausdruck vermittelte Erregung muss auch mit einem konkreten Auslöser verknüpft werden.

In manchen Fällen mögen die angeborenen Dynamiken emotionaler Kommunikation einer Emotionsansteckung relativ nahekommen. Hierzu müssen jedoch eine Reihe von begünstigenden Faktoren zusammenwirken. Wir wollen dies an einem Beispiel verdeutlichen: Nehmen wir an, eine Person A sieht sich einer existenziellen Bedrohung gegenüber. Um das klassische Beispiel von James (1884) zu verwenden: Sie trifft im Wald auf einen Bären. A erschrickt und stößt einen unwillkürlichen Angstschrei aus. Eine andere Person B hört diesen Schrei und erschrickt ebenfalls. Zusammen mit anderen Komponenten der Angstreaktionen wird dadurch bei B eine angeborene Orientierungsreaktion ausgelöst (vgl. Sokolov, 1975): B zuckt zusammen, unterbricht alle kognitiven und motorischen Aktivitäten und sucht die Umwelt nach Gefahren ab. Dabei entdeckt auch B den Bären. Die Art, wie A und B beim Anblick des Bären reagieren, dürfte in etwa vergleichbar sein, da es sich um einen angeborenen Emotionsauslöser handelt.

Auch wenn die Emotionen der Kommunikationspartner nie vollkommen identisch sind, scheint es bei starken unmittelbaren Reaktionen wie in unserem Beispiel durchaus angemessen, von einer Emotionsansteckung zu sprechen. Dieses Beispiel ist allerdings in mehrfacher Hinsicht untypisch für alltägliche Formen emotionaler Kommunikation. Untypisch ist nicht nur der existenzbedrohliche Charakter der Situation, sondern auch die extreme Form des Emotionsausdrucks, die die unmittelbare Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners erregt. Ein weiteres Detail, das keineswegs selbstverständlich ist, ist die unmittelbare Präsenz des Emotionsauslösers in der Kommunikationssituation.

An diesem Punkt stellt sich nun die Frage, worin genau die kommunikative Funktion des Emotionsausdrucks auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster besteht. Wie

das Beispiel mit dem Bären verdeutlicht, liegt die Vermittlung geteilter Emotionen durchaus im Bereich dessen, was auf der Grundlage angeborener Gehirnmechanismen möglich ist. Es gibt jedoch kaum empirische Belege dafür, dass Emotionsausdruck in der Alltagskommunikation starke objektgerichtete Emotionen hervorruft. Der Forschungsstand deutet vielmehr darauf hin, dass Emotionsausdruck unterschwellige Stimmungsveränderungen auslöst. Von daher wäre zu prüfen, ob eine Stimmungsbeeinflussung zwischen den Kommunikationspartnern bereits die Kriterien verhaltensbiologischer Kommunikationsmodelle wie kognitive Koordination, Beeinflussung von Verhaltenswahrscheinlichkeiten, überlebens- und fortpflanzungsrelevante Vorteile für die Organismen erfüllt.

7.1.2 Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene

Wenn Kommunikation zur Entstehung geteilter Emotionen führt, liegt die Anwendbarkeit verhaltensbiologischer Kommunikationskriterien auf der Hand. Emotionen gehen mit einer Konzentration von Aufmerksamkeit auf den Auslösereiz einher (LeDoux 1996, S. 284-291; Luu, Tucker & Derryberry, 1998) und führen somit zu einer kognitiven Koordination der Kommunikationspartner. Emotionen bewirken, dass angeborene Verhaltensweisen für die Auseinandersetzung mit dem Auslöser aktiviert werden (LeDoux 1996, S. 141-161; Panksepp, 1998) und ermöglichen dadurch eine Verhaltenskoordination. Beides ist in der Regel mit überlebens- und fortpflanzungsrelevanten Vorteilen verbunden (LeDoux, 1996; Panksepp, 1998, Schwab, 2004; Schwender, 2001). Wie aber steht es mit der Anwendbarkeit verhaltensbiologischer Kriterien, wenn beim Kommunikationspartner lediglich eine Stimmungsänderung hervorgerufen wird?

Für die Beantwortung dieser Frage ist das Verhältnis der Begriffe Emotion und Stimmung ausschlaggebend. Die meisten Autoren gehen davon aus, dass Emotionen und Stimmungen auf der Aktivität der gleichen Gehirnstrukturen beruhen und sich primär in Bezug auf den Aktivierungsgrad und die Objektgerichtetheit der Reaktionen unterscheiden. Der Bezug zu einem konkreten Objekt gilt wie gesagt als zentrales Unterscheidungsmerkmal zwischen Emotionen und Stimmungen. Im Unterschied zu Emotionen werden Stimmungen als unspezifische Erregungszustände aufgefasst, die keinen konkreten Objekt- und Handlungsbezug aufweisen (Clare & Gasper, 2000; Ekman & Davidson, 1994, S. 49-95).

Der fehlende Objekt- und Handlungsbezug von Stimmungen erscheint vor dem Hintergrund verhaltensbiologischer Kommunikationstheorien keineswegs unproblematisch. Welchen evolutionären Vorteil sollte Emotionsausdruck haben, wenn er keine objekt-

gerichteten Emotionen vermittelt, die zur Auseinandersetzung mit überlebens- und fortpflanzungsrelevanten Umweltreizen anregen? Ganz so einfach wie es zunächst erscheint, ist die Antwort allerdings nicht. Im letzten Kapitel hatten wir darauf hingewiesen, dass sich der Erfolg von Kommunikation aus Sicht verhaltensbiologischer Ansätze nicht daran messen lässt, ob der Kommunikationspartner unmittelbar auf das Kommunikationsverhalten reagiert. Als Erfolgskriterium gilt vielmehr die Beeinflussung von Verhaltenswahrscheinlichkeiten (Wilson, 2000, S. 194). Kommunikation hat auch dann stattgefunden, wenn lediglich die Wahrscheinlichkeit steigt oder sinkt, dass sich der Kommunikationspartner in einer bestimmten Weise verhält. Da Emotionen und Stimmungen auf der Aktivität der gleichen Gehirnsysteme beruhen, ist anzunehmen, dass jede, auch unterschwellige Aktivierungsänderung die Wahrscheinlichkeit beeinflusst, dass es zur Entstehung geteilter Emotionen kommt. Mit der Aktivierung emotionaler Gehirnsysteme steigt zum einen die Wahrscheinlichkeit, dass die Person auf emotional relevante Umweltreize aufmerksam wird (vgl. LeDoux 1996, S. 284-291; Luu, Tucker & Derryberry, 1998), und zum anderen die Wahrscheinlichkeit, dass emotionale Reaktionen ausgelöst werden (vgl. LeDoux 1996, S. 141-161; Panksepp, 1998).

Von diesem Standpunkt betrachtet, gibt es zwischen dem Extrembeispiel mit dem Bären und einer alltäglichen Stimmungsbeeinflussung keinen Wesensunterschied. In beiden Fällen wird durch das Ausdrucksverhalten des einen Kommunikationspartners eine Erregungsveränderung beim anderen Kommunikationspartner hervorgerufen. In beiden Fällen ändert sich dadurch die Wahrscheinlichkeit, dass derjenige auf emotional relevante Reize aufmerksam wird und auf diese Reize reagiert. Der Unterschied besteht lediglich darin, dass diese Wahrscheinlichkeit in unserem Beispiel an zwingende Notwendigkeit grenzt, weil es sich (1.) um eine starke Form des Emotionsausdrucks handelt, (2.) der Auslösereiz unmittelbar präsent ist und es sich (3.) um einen angeborenen Emotionsauslöser handelt. In anderen Situationen ist die Wahrscheinlichkeit, dass beim Kommunikationspartner Emotionen ausgelöst werden, geringer, weil der Emotionsausdruck nicht so intensiv ist, der Auslöser nicht so offensichtlich ist, weil der Kommunikationspartner noch keine Erfahrungen mit dem Auslöser gemacht hat usw. Der Emotionsausdruck ist aber in keinem Fall die alleinige Ursache dafür, dass geteilte Emotionen entstehen. Von Seiten des Kommunikationspartners sind immer aktive Orientierungs- und Wahrnehmungsprozesse erforderlich, die die kommunizierte Erregung mit einem konkreten Auslösereiz verknüpfen, so dass eine objektgerichtete Emotion entsteht. Emotionsausdruck kann die Entstehung geteilter Emotionen also nicht in monokausaler Weise verursachen, sondern lediglich

wahrscheinlicher machen, indem er beim Kommunikationspartner eine Erregungsveränderung hervorruft, die Orientierungs- und Wahrnehmungsprozesse anregt. Legt man die verhaltensbiologische Kommunikationsdefinition von Wilson (2000, S. 194) zugrunde, reicht eine solche Stimmungsbeeinflussung bereits aus, um von Kommunikation zu sprechen.

Anders verhält es sich mit dem Kriterium der kognitiven Koordination (vgl. Maturana & Varela, 1987). Um dieses Kriterium zu erfüllen, müssen die Kommunikationspartner vergleichbare kognitive Zustände einnehmen. In Bezug auf emotionale Kommunikation bedeutet das, dass beim Kommunikationspartner geteilte Emotionen mit einem geteilten Objekt- und Handlungsfokus entstehen müssen. Das Kriterium der Koordination stellt damit eine zusätzliche Erfolgsbedingung an emotionale Kommunikation. Beim Kommunikationspartner muss nicht nur eine Stimmungsveränderung stattfinden, die Orientierungsprozesse anregt. Der Orientierungsprozess muss auch erfolgreich sein und dazu führen, dass die kommunizierte Erregung tatsächlich mit einem Auslösereiz verknüpft wird. Diese zusätzliche Erfolgsbedingung hebt die aktive Beteiligung des Kommunikationspartners hervor, die in der Ausdrucksforschung oft vernachlässigt wird. Wie Brothers (1997, S. 40-41, 54) betont, ist die Wahrnehmung von Emotionsausdruck bei Primaten integrierter Bestandteil eines Gehirnsystems, das auf soziale Orientierungsprozesse spezialisiert ist. Dieses Gehirnsystem verarbeitet gleichzeitig Informationen wie Blickrichtung, Körperorientierung und Bewegungsrichtung, die wichtig sind, um sich am Ausdruck Anderer zu orientieren und die kommunizierten Emotionen mit Umweltereignissen zu verknüpfen (vgl. auch George, Driver & Dolan, 2001).

Trotz unterschiedlicher Schwerpunkte sind beide Kriterien u. E. in einem sinnvollen Ergänzungsverhältnis zu sehen. Das Kriterium der Stimmungsbeeinflussung, das auf der Beeinflussung von Verhaltenswahrscheinlichkeiten beruht, beschreibt die unmittelbare Wirkung von Emotionsausdruck, die sich in der Vermittlung ungerichteter Stimmungen erschöpft und Orientierungsprozesse lediglich anregen kann. Setzt man geteilte Emotionen und die damit verbundene Koordination als Kriterium an, wird die aktive Orientierungsleistung des Kommunikationspartners als zusätzliche Erfolgsbedingung relevant.

Was beide Betrachtungsweisen verbindet, ist die Annahme, dass Emotionsausdruck nicht direkt, sondern über den Umweg der Stimmungsbeeinflussung und der aktiven Orientierungsleistung des Kommunikationspartners geteilte Emotionen hervorbringt. Dieser Punkt erscheint uns wichtig, weil er die biologische Funktion des Emotionsausdrucks beleuchtet. Warum wirkt Emotionsausdruck auf diesem Umweg und nicht direkt als emotionsauslösender Reiz? Wenn Emotionsausdruck auf direktem Weg Emotionen auslösen

würde, hieße das, dass sich die Emotion auf den Ausdruck als solchen richtet und damit von überlebensrelevanten Umweltreizen ablenkt, statt auf sie aufmerksam zu machen. Um diesen Punkt an dem Beispiel mit dem Bären zu verdeutlichen: Der Angstschrei von A darf nicht dazu führen, dass B Angst vor dem Schrei bekommt und vor der schreienden Person A davonläuft. Der Schrei muss vielmehr einen ungerichteten Zustand der Besorgnis auslösen, der B dazu anregt, die Umwelt nach Gefahren abzusuchen. Die vergleichsweise schwache Wirkung von Emotionsausdruck erscheint somit nicht als Unvollkommenheit angeborener Kommunikationsmechanismen, sondern vielmehr als ein biologisch sinnvoller Mechanismus, der emotionale Kommunikation erst möglich macht. Wenn Emotionsausdruck einen überlebensrelevanten Nutzen haben soll, darf er keine auf den Ausdruck selbst gerichtete Emotion hervorrufen; und er muss eine schwächere emotionale Wirkung haben als die überlebensrelevanten Umweltreize, um die es eigentlich geht. Sonst würde er nicht auf sie aufmerksam machen, sondern von ihnen ablenken.

Ergebnis unserer Überlegungen zu emotionaler Kommunikation auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster sind somit zwei Erfolgskriterien, die in einem sinnvollen Ergänzungsverhältnis zu sehen sind: Zum einen die stimmungsverändernde Wirkung des Emotionsausdrucks und zum anderen die aktive Orientierungsleistung des Kommunikationspartners, die die kommunizierte Stimmung mit einem konkreten Umweltereignis verknüpft, so dass eine objektgerichtete Emotion entsteht. Wenn wir die zentralen Gedanken dieses Abschnitts noch einmal zusammenfassen, ergibt sich folgendes Bild emotionaler Kommunikationsprozesse auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster:

- Die subkortikalen Emotionssysteme, auf denen emotionale Reiz-Reaktions-Muster beruhen, sind gleichzeitig an der Steuerung des Ausdrucksverhaltens und an der Verarbeitung von Emotionsausdruck beteiligt. Folglich ist davon auszugehen, dass es in Kommunikationssituationen zu einer wechselseitigen Aktivierung subkortikaler Erregungsprozesse kommt. Diese wechselseitige Aktivierung lässt sich im Bereich der physiologischen Reaktionen, der Ausdrucksreaktionen und der subjektiven Stimmung nachweisen.
- Emotionsausdruck ruft jedoch selten starke, unmittelbare und auf den Ausdruck selbst gerichtete Emotionen hervor. Oft werden der Ausdruck des Kommunikationspartners und die eigenen Reaktionen gar nicht bewusst wahrgenommen. In den

meisten Fällen scheint es daher angemessener, von einer Stimmungsbeeinflussung statt von einer Emotionsansteckung zu sprechen.

- Indem sie das Aktivierungsniveau subkortikaler Emotionssysteme verändert, fördert eine solche Stimmungsbeeinflussung die Aufmerksamkeit für emotionsauslösende Reize und die Bereitschaft für emotionale Reaktionen. Aufmerksamkeit und Reaktionsbereitschaft des Kommunikationspartners können dadurch auf emotional bedeutsame Umweltereignisse gelenkt werden – was wiederum die Entstehung geteilter Emotionen begünstigt. Voraussetzung hierfür sind jedoch aktive Orientierungsprozesse von Seiten des Kommunikationspartners, die die kommunizierte Stimmung mit konkreten Umweltereignissen verknüpfen.
- Ausgehend vom neurologisch orientierten Definitionsansatz lassen sich zwei Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster formulieren, die sich in sinnvoller Weise ergänzen. Nimmt man die Beeinflussung von Verhaltenswahrscheinlichkeiten als Kommunikationskriterium an, reicht die Stimmungsbeeinflussung bereits aus, um von emotionaler Kommunikation zu sprechen. Geht man vom Kriterium der kognitiven Koordination aus, dann ist emotionale Kommunikation an eine weitere Erfolgsbedingung gebunden: Die kommunizierte Stimmung muss in diesem Fall mit einem konkreten Umweltereignis verknüpft werden, so dass eine objektgerichtete Emotion entsteht.

7.2 Bottom-up-Prozesse: Emotionsausdruck und soziales Lernen

Wie im emotionstheoretischen Grundlagenteil diskutiert wurde, geht die Relevanz neurologischer Emotionstheorien über die Beschreibung der angeborenen Grundlagen emotionaler Kommunikation hinaus. Einige Modelle wie z. B. die von LeDoux (1996; 2000), Damasio (1997) und Rolls (1995) beschäftigen sich darüber hinaus mit assoziativen Lernprozessen. Im Folgenden soll daher diskutiert werden, inwiefern neurologische Modelle des emotionalen Assoziationslernens zum Verständnis emotionaler Kommunikation beitragen können.

Eine erste Schlussfolgerung ergibt sich aus den Forschungsergebnissen zur Repräsentation erlernter Emotionsauslöser im Gehirn. Nach LeDoux (1996, S. 138-178) sind assoziative Verknüpfungen zwischen erlernten Auslösereizen und emotionalen Reaktionen in subkortikalen Emotionssystemen gespeichert. Die Gehirnmechanismen, die zur wechsel-

seitigen Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme führen, funktionieren daher bei erlernten Emotionsauslösern ähnlich wie bei angeborenen Auslösereizen. Unser Beispiel mit dem Bären würde auch mit einem erlernten Emotionsauslöser funktionieren, sagen wir mit einem flüchtigen Straftäter, den A und B auf einen Fahndungsplakat gesehen haben.

Des Weiteren gibt es Hinweise darauf, dass emotionale Kommunikation zum Erlernen neuer emotionsauslösender Reize beitragen kann. Solche emotionalen Lernprozesse wurden im Zusammenhang mit der Versuchsanordnung der »stellvertretenden Konditionierung« (vicarious conditioning) untersucht (Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980; Lanzetta & Englis, 1989; Bandura & Rosenthal, 1968; Krebs, 1975). Die Versuchsteilnehmer beobachteten das Ausdrucksverhalten einer anderen Person, wobei durch den zeitlichen Ablauf suggeriert wurde, dass ein Zusammenhang zwischen dem Ausdrucksverhalten und bestimmten Reizen bestand. Ein Vergleich von Reaktionen auf diese Reize vor und nach der stellvertretenden Konditionierung ergab, dass die Versuchsteilnehmer physiologische Reaktionen und Mimikreaktionen auf Reize entwickelt hatten, die vorher neutral waren. Dieser Lerneffekt wird dadurch erklärt, dass Emotionsausdruck als unkonditionierter Reiz fungiert, der beim Kommunikationspartner eine emotionale Reaktion auslöst. Durch die gleichzeitige Präsenz des Emotionsausdrucks mit dem ursprünglich neutralen Reiz wird eine assoziative Verknüpfung hergestellt, die diesen Reiz zu einem konditionierten Emotionsauslöser werden lässt.

Emotionsausdruck scheint außerdem soziale Lernprozesse anzuregen, die eine kooperative Bewältigung emotionsauslösender Situationen ermöglichen. Aufschlussreich sind hier die Studien zur »kooperativen Konditionierung« (cooperative conditioning) von Miller und Mitarbeitern (Miller, Murphy & Mirsky, 1959; Miller, Banks & Ogawa, 1963; Miller, 1967), die sich mit angeborenen Kommunikationsfähigkeiten bei Primaten beschäftigt haben. Bei der kooperativen Konditionierung lernen die Versuchstiere zunächst eine konditionierte Vermeidungsreaktion. Als unkonditionierter Stimulus dienen leichte elektrische Schläge. Die Versuchstiere können die elektrischen Schläge vermeiden, indem sie lernen, einen Hebel zu drücken, sobald ein Warnsignal erscheint. Wenn sie diese Vermeidungsreaktion gelernt haben, werden zwei Versuchstiere mit folgender Kommunikationsaufgabe konfrontiert: Die Versuchstiere befinden sich in unterschiedlichen Räumen. Das Tier A hat Zugang zu dem Warnsignal, aber nicht zu dem Hebel, mit dem es die elektrischen Schläge verhindern kann. Das Tier B kann den Hebel bedienen, aber es kann das Warnsignal nicht sehen. Es kann lediglich das Tier A über einen Monitor beobachten. Das Tier B lernt nun

innerhalb kurzer Zeit, den Hebel zu drücken, sobald bei A eine Angstreaktion zu sehen ist. (vgl. Miller, Murphy & Mirsky, 1959; Miller, Banks & Ogawa, 1963; Miller, 1967).

Auf der Grundlage neurologischer Emotionstheorien kann dieser Lernprozess wie folgt erklärt werden: Durch den Angstaussdruck des Kommunikationspartners A wird bei B eine Angstreaktion ausgelöst, die das verhaltensaktivierende Motivationssystem anregt (vgl. LeDoux, 2002, S. 235-259). Zunächst führt dies bei B zu einer undifferenzierten Verstärkung motorischer Impulse – d.h. B wird motiviert, im »Trial-and-error-Verfahren« nach einer Lösung zu suchen. Wenn das Verhalten von B dazu führt, dass der Angstaussdruck von A aufhört, dann hört auch bei B die Angstreaktion auf, die durch den Angstaussdruck hervorgerufen wurde. Das erfolgreiche Verhalten von B wird nun mithilfe des verhaltensaktivierenden Motivationssystems verstärkt und in ähnlichen Situationen wiederholt.

Die biologische Funktion des Emotionsausdrucks geht demnach über die bloße Aktivierung angeborener Reiz-Reaktions-Muster hinaus. Aufgrund der Lernfähigkeit subkortikaler Emotionssysteme kann Emotionsausdruck soziale Lernprozesse anregen, die die Überlebenschancen des einzelnen Organismus steigern. Durch stellvertretende Konditionierung lernt der Einzelorganismus aus den Erfahrungen Anderer und entwickelt emotionale Reaktionen auf überlebensrelevante Hinweisreize, mit denen er selbst noch keine Erfahrung hatte. Durch kooperative Konditionierung werden soziale Bewältigungsmechanismen gelernt, die die Grenzen der Reaktionsfähigkeit einzelner Organismen auf überlebensrelevante Situationen erweitern.⁴¹

7.3 Ausblick: Emotionale Kommunikation und verteilte Kognition

Stehen diese Überlegungen aber nicht im Widerspruch zu denen des vorletzten Abschnitts? Wir hatten argumentiert, dass Emotionsausdruck – wenn er als biologisch sinnvolles Kommunikationssystem funktionieren soll – keine auf den Ausdruck selbst gerichteten Emotio-

⁴¹ Die Debatte über angeborene Grundlagen des Altruismus, die durch solche Forschungsergebnisse neu belebt wurde (vgl. Goleman, 1996), soll hier nur am Rande erwähnt werden, da wir es für problematisch halten, angeborenes Verhalten mithilfe moralischer Kategorien wie Egoismus und Altruismus zu erklären. Moralische Bewertungen setzen komplexe Sinnzuschreibungen wie Intentionen, Handlungsalternativen u. ä. voraus, die auf einer biologischen Betrachtungsebene nicht greifen (vgl. Dennett, 1991; Walter, 1998; Maturana & Varela, 1997). Statt von »altruistischen« und »egoistischen« Genen zu sprechen, ziehen wir den Begriff der »kommunikativen Gene« von Buck & Ginsburg (1991) vor. Dieser Begriff macht eine wertfreie Aussage darüber, dass Menschen – wie viele andere Spezies auch – auf das Leben in sozialen Verbänden spezialisiert sind und über angeborene Kommunikationsfähigkeiten verfügen, die soziale Verhaltenskoordination ermöglichen und dadurch die Überlebens- und Fortpflanzungschancen des einzelnen Individuums erhöhen.

nen hervorrufen darf, weil er sonst vom eigentlichen Auslöser ablenken würde. Im Fall der kooperativen Konditionierung verhält es sich offensichtlich anders. Der Kommunikationspartner B muss seine Aufmerksamkeit dem Emotionsausdruck von A zuwenden, um die Versuchsaufgabe zu lösen und die elektrischen Schläge zu vermeiden. Aus unserer Sicht lässt sich dieser Widerspruch folgendermaßen aufklären: Wenn der Auslöser für den Emotionsausdruck von A unmittelbar erkennbar wäre, würde sich B vermutlich nicht damit aufhalten, den Ausdruck von A und seinen eigenen Einfluss auf diesen Ausdruck zu beobachten. B's Reaktionsbereitschaft würde sich dann auf die Bewältigung der konkreten Umweltsituation fokussieren. Erst der vergebliche Versuch, einen Auslösereiz zu identifizieren, führt dazu, dass B seine Aufmerksamkeit dem Emotionsausdruck zuwendet und instinktiv nach Zusammenhängen zwischen seinem eigenen Verhalten und dem Ausdrucksverhalten von A zu suchen beginnt.

Emotionsausdruck hat in diesem Fall eine interessante Funktion: Er vermittelt einen Verarbeitungsmodus, den Autoren wie Hutchins (1995), Salomon (1997) und Oatley (2000) als »verteilte Kognition« (distributed cognition) bezeichnen. Im kooperativen Konditionierungsexperiment lösen die Versuchstiere A und B gemeinsam eine Aufgabe, die weder A noch B für sich allein lösen könnten. Die Aufgabe, die hier bewältigt werden muss, ist die klassische Aufgabe des Vermeidungslernens (vgl. LeDoux, 2002, S. 241-252). Es muss (1.) der Zusammenhang zwischen einem Warnsignal und dem zu vermeidenden Ereignis gelernt werden und (2.) eine Vermeidungsreaktion, die das Ereignis verhindert, wenn sie rechtzeitig nach Erscheinen des Warnsignals ausgeführt wird. Beim klassischen Vermeidungslernen verfügen die Versuchstiere über beides: die Möglichkeit, das Warnsignal wahrzunehmen, und die Möglichkeit, die Vermeidungsreaktion auszuführen. Bei der kooperativen Konditionierung dagegen kann nur eins der Tiere das Warnsignal wahrnehmen und nur das andere die Vermeidungsreaktion ausführen. Um die Aufgabe zu lösen, muss die Reizverarbeitung des einen Tiers mit der Reaktionsverarbeitung des anderen Tiers zu einem gemeinsamen Reiz-Reaktions-Muster koordiniert werden.

Emotionsausdruck scheint in der Tat geeignet, Reiz- und Reaktionsverarbeitung zwischen mehreren Organismen zu koordinieren. Da Emotionsausdruck eine vergleichbare Wirkung auf subkortikale Emotionssysteme hat wie die Auslösereize selbst, kann er Informationen über die emotionale Relevanz sowie Zeit- und Intensitätsmuster von Umweltreizen vermitteln. Das Ausdrucksverhalten signalisiert die emotionale Relevanz der Situation, den genauen Zeitpunkt des Handlungsbedarfs und es vermittelt ein Feedback über den Erfolg der im Trial-and-error-Verfahren erprobten Lösungen. Auf der Ebene subkortikaler

Emotionssysteme betrachtet, bilden diese Informationen ein funktionales Äquivalent zur tatsächlichen Wahrnehmung des Auslösereizes, da Reize hier nicht bewusst repräsentiert werden, sondern lediglich »blinde« Reaktionen mit einem bestimmten Zeit- und Intensitätsmuster hervorbringen (vgl. LeDoux, 1996).

Betrachtet man das kooperative Konditionierungsexperiment als einen Fall verteilter Kognition, hat Emotionsausdruck auch hier in letzter Konsequenz die Funktion, Aufmerksamkeit und Reaktionsbereitschaft auf Umweltereignisse zu lenken. Die Strukturkopplung subkortikaler Emotionssysteme ermöglicht es, Reiz- und Reaktionsverarbeitung mehrerer Organismen zu koordinieren. Auf diese Weise können die Organismen als soziale Einheit auf überlebensrelevante Situationen reagieren, die der einzelne Organismus allein nicht bewältigen könnte.

Menschliche Kommunikation bietet freilich eine Vielzahl anderer Möglichkeiten, um verteilte Kognition zu koordinieren, z. B. durch den Gebrauch der Sprache und anderer Zeichensysteme (vgl. Hutchins, 1995; Salomon, 1997; Oatley, 2000). Von daher stellt sich die Frage, ob angeborene Kommunikationsmechanismen wie stellvertretende und kooperative Konditionierung für menschliche Kommunikation überhaupt relevant sind. Verlässlich beantworten können wir diese Frage aufgrund des gegenwärtigen Forschungsstands nicht. Zum Abschluss unserer Überlegungen soll jedoch auf einen interessanten Sonderfall verteilter Kognition eingegangen werden, der nachweislich ohne verbale Kommunikation funktioniert: die Mutter-Kind-Beziehung vor dem Spracherwerb.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht (z. B. Schore, 1994; Stern, 1993) spielt verteilte Kognition eine wichtige Rolle beim Erlernen emotionaler Selbstregulationsfähigkeiten. Schore (1994) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Ersatzkortex«-Funktion der Mutter. Die eigenen kortikalen Regulationsmechanismen für Emotionen reifen beim Kind erst langsam aus. Indem das Kind, als schreiendes Baby oder als trotzendes Kleinkind, seine Emotionen ungefiltert zum Ausdruck bringt, setzt es bei der Mutter einen Prozess in Gang, der Parallelen zur kooperativen Konditionierung aufweist. Der Emotionsausdruck des Kindes löst bei der Mutter einen emotionalen Erregungszustand aus, der sie motiviert, im Trial-and-error-Verfahren nach Ursachen und möglichen Lösungen für die Probleme des Kindes zu suchen. Zunächst ist es die Mutter, die die Emotionen ihres Kindes reguliert. Durch wiederholte Erfahrung lernt aber auch das Kind, was es tun kann, um seine Emotionen zu regulieren (Schore, 1994; Stern, 1993).

Falls die beschriebenen Kommunikationsmechanismen hier tatsächlich eine Rolle spielen, würde dies zu einer interessanten Schlussfolgerung in Bezug auf die Entstehung

emotionaler Skripts führen: Emotionale Skripts wären dann – nicht ausschließlich, aber doch zum wesentlichen Teil – ein Ergebnis emotionaler Kommunikation. Viele der Reiz-Reaktions-Muster, die in emotionalen Skripts gebündelt sind, würden zunächst in Form verteilter Kognition zwischen Mutter und Kind existieren, bevor sie vom Kind als eigene Schemata verinnerlicht werden.

Welchen Stellenwert soziale Lernmechanismen wie kooperative und stellvertretende Konditionierung im Rahmen menschlicher Kommunikation genau einnehmen, muss letztlich offen bleiben. Dennoch sind wir der Ansicht, dass sie für die kommunikationstheoretische Modellbildung von Interesse sind, weil sie nachvollziehbar machen, wie angeborene Kommunikationsfähigkeiten die nächsthöhere Komplexitätsebene emotionaler Kommunikation hervorbringen – die Ebene erlernter Emotionsschemata. Die beschriebenen Lernmechanismen können in einem sinnvollen Ergänzungsverhältnis zu den biologischen Grundfunktionen emotionaler Kommunikation gesehen werden, die im ersten Teil des Kapitels diskutiert wurden. Emotionsausdruck dient einerseits dazu, Aufmerksamkeit und Reaktionsbereitschaft von Artgenossen auf überlebensrelevante Umweltereignisse zu fokussieren und vorhandene Reiz-Reaktions-Muster für die Auseinandersetzung mit diesen Ereignissen zu aktivieren. Auf der anderen Seite haben angeborene Kommunikationsmechanismen die Funktion, Aufmerksamkeit auf das Ausdrucksverhalten des Kommunikationspartners zu lenken, um verteilte Kognition und soziales Lernen zu ermöglichen, wo noch keine bewährten Reiz-Reaktions-Muster existieren.

Emotionale Kommunikation könnte weder die eine noch die andere dieser Funktionen erfüllen, wenn Emotionsausdruck eine »magische Kugel« wäre, die auf einen Schlag all das überträgt, was eine Emotion ausmacht: die volle Stärke der Erregung, den Objekt- und Handlungsfokus, die kognitiven Bewertungen usw. Der Kommunikationspartner hätte sonst keine Chance, die vermittelten Emotionen mit eigenen Wahrnehmungen, Bewertungen und Handlungsmöglichkeiten zu verknüpfen und eigene Strategien im Umgang mit der emotionsauslösenden Situation zu entwickeln.

Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten:

- Der neurologisch orientierte Definitionsansatz beschreibt emotionale Kommunikation auf einer biologischen Erklärungsebene. Er erlaubt es, präziser zu formulieren, worin die biologische Funktion des Emotionsausdrucks besteht. Indem Emotionsausdruck eine Aktivierungsveränderung subkortikaler Emotionssysteme hervorruft, beeinflusst er die Wahrscheinlichkeit, dass der Kommunikationspartner auf überle-

bensrelevante Umweltreize aufmerksam wird und auf diese reagiert. Der neurologische Ansatz macht aber auch eine wichtige Einschränkung deutlich: Emotionsausdruck führt nicht automatisch zur Entstehung geteilter Emotionen. Die Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme ruft primär Stimmungsveränderungen hervor. Damit eine vollwertige Emotion entsteht, muss die kommunizierte Erregung mit einem konkreten Umweltreignis verknüpft werden – was vonseiten des Kommunikationspartners aktive Orientierungs- und Bewertungsprozesse erfordert.

- Der neurologische Ansatz ist darüber hinaus geeignet, soziale Lernprozesse zu beschreiben, die angeborene Reiz-Reaktions-Muster für Emotionen erweitern und sozial überformen. Zum einen erklärt er das Phänomen der »stellvertretenden Konditionierung«, bei dem vom Kommunikationspartner neue Auslösereize für Emotionen gelernt werden. Zum anderen erklärt er das Phänomen der »kooperativen Konditionierung«, bei dem der Kommunikationspartner lernt, Emotionsausdruck als Hinweisreiz zu nutzen und bei der Bewältigung emotionsauslösender Situationen zu kooperieren. Der neurologische Definitionsansatz trägt somit zum Verständnis von Bottom-up-Prozessen bei, die die nächsthöhere Komplexitätsebene emotionaler Kommunikation hervorbringen, die Ebene erlernter Emotionsschemata.

Eins kann der neurologische Ansatz jedoch nicht leisten: Er kann nicht erklären, worin der spezifische Beitrag emotionaler Skripts im Rahmen emotionaler Kommunikation besteht. Auf der Ebene von Gehirnprozessen betrachtet, haben erlernte Emotionsauslöser und erlernte Reaktionen die gleiche Funktion wie angeborene Reiz-Reaktions-Muster. Sie lenken Aufmerksamkeit und Reaktionsbereitschaft auf die gleichen Umweltreignisse, die schon immer für das Überleben von Menschen wichtig waren. Sie tun dies nur auf eine differenziertere und vorausschauendere Art und Weise. Inwiefern emotionale Skripts eine qualitativ neue Dynamik emotionaler Kommunikation hervorbringen, die über diese biologische Funktion hinausgeht, soll im folgenden Kapitel diskutiert werden. Denn diese Frage lässt sich besser beurteilen, wenn man den prototypenorientierten Definitionsansatz zugrunde legt.

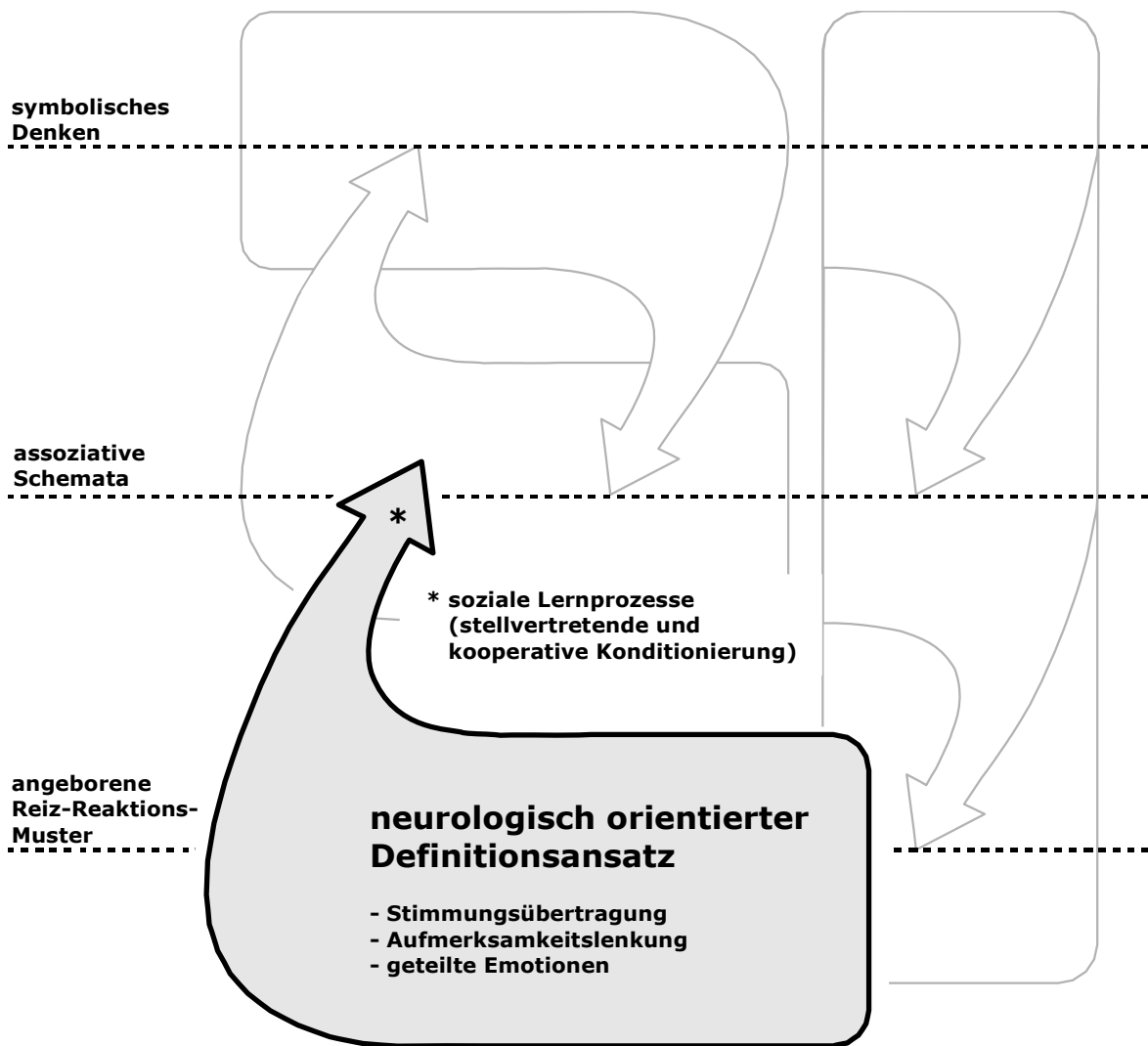


Abbildung 7: Die Ergebnisse zum neurologisch orientierten Definitionsansatz im Überblick. Die Grafik veranschaulicht, wie der neurologisch orientierte Definitionsansatz im Rahmen des Gesamtmodells einzuordnen ist, und fasst die zentralen Wirkungsmechanismen emotionaler Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene zusammen. Der Inhalt des Kastens bezieht sich auf die Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene. Der mit * gekennzeichnete Inhalt des Pfeils bezieht sich auf emotionale Kommunikationsphänomene, die Bottom-up-Prozesse zwischen Reiz-Reaktions-Ebene und Schema-Ebene vermitteln.

8. Der prototypenorientierte Definitionsansatz

Im letzten Kapitel haben wir uns mit den biologischen Grundlagen emotionaler Kommunikation beschäftigt und diskutiert, wie angeborene Kommunikationsmechanismen zur Entstehung emotionaler Skripts beitragen. Im Folgenden werden wir nun die Perspektive des Prototypenansatzes einnehmen, der emotionales Skriptwissen als gegeben voraussetzt. Was lässt sich aus dieser Perspektive über emotionale Kommunikation aussagen? Wir werden wiederum mit der Verarbeitungsebene beginnen, auf die sich der primäre Erklärungsanspruch des Prototypenansatzes bezieht: mit der Ebene der assoziativen Schemata. Da der Prototypenansatz zugleich für sich in Anspruch nimmt, die Bedeutung von Emotionswörtern zu erklären, werden wir anschließend diskutieren, inwiefern dieser Ansatz etwas Wesentliches über symbolische Kommunikationsprozesse aussagen kann. Zur Erinnerung, hier noch einmal die Arbeitsdefinition, die im vierten Kapitel entwickelt wurde:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Skripts.

Wenn man diesen Definitionsansatz zugrunde legt, lässt sich der Beitrag assoziativer Schemata zur emotionalen Kommunikation wie folgt beschreiben: Emotionsausdruck ist Bestandteil emotionaler Skripts, die menschliches Emotionserleben auf einer vorsymbolischen Ebene strukturieren. Aufgrund ihres assoziativen Erfahrungswissens erwarten Menschen von sich selbst und Anderen, dass Emotionen in einer bestimmten Weise ausgedrückt werden. Diese Erwartungen beeinflussen nicht nur die Form des Emotionsausdrucks, sie beeinflussen auch die Bedeutung des Ausdrucksverhaltens für den Kommunikationspartner. Emotionsausdruck kann demnach als ein Verhalten charakterisiert werden, das (1.) als Teil eines emotionalen Skripts erlebt und durch dieses Skript geformt wird und (2.) aufgrund seiner Form und des Kontexts, in dem es auftritt, beim Kommunikationspartner emotionale Skripts aktiviert. Emotionsausdruck wird von beiden Kommunikationspart-

nen als Teil eines größeren Ganzen verstanden – und zwar als Teil eines Handlungsskripts, das typische emotionsauslösende Situationen, typische Reaktionen und Selbstkontrollstrategien miteinander verknüpft. Welche Konsequenzen hat dieser Grundgedanke nun für die kommunikationstheoretische Modellbildung?

8.1 Das Verhältnis zum neurologisch orientierten Definitionsansatz

Um die Zusammenhänge zwischen den Modellebenen zu verdeutlichen, soll zunächst die Frage geklärt werden, in welchem Verhältnis der prototypenorientierte Definitionsansatz zum neurologisch orientierten Definitionsansatz steht. Vor dem Hintergrund unserer Überlegungen aus dem letzten Kapitel schließen sich diese Definitionsansätze keineswegs aus. Die Lernmechanismen subkortikaler Emotionssysteme scheinen bei der Herausbildung emotionaler Skripts vielmehr eine wichtige Rolle zu spielen. Diese Lernmechanismen beruhen auf der assoziativen Verknüpfung angeborener Reiz-Reaktions-Muster mit erlernten Emotionsauslösern und instrumentellen Reaktionen – wobei diese Verknüpfung in den subkortikalen Emotionssystemen selbst gespeichert wird (LeDoux, 1996, S. 138-178). Subkortikale Emotionssysteme bilden demnach eine zentrale Schaltstelle, die nicht nur angeborene, sondern auch erlernte Reize und Reaktionen verknüpft.

Bedeutet das, dass subkortikale Emotionssysteme bei der Aktivierung emotionaler Skripts zwangsläufig mit aktiviert werden? Ja und nein. Aufgrund ihrer zentralen Bedeutung für emotionales Assoziationslernen ist einerseits davon auszugehen, dass subkortikale Emotionssysteme unmittelbar in die assoziativen Netzwerke integriert sind, die emotionales Skriptwissen repräsentieren. Andererseits beziehen diese assoziativen Netzwerke aber auch emotionsregulierende Strukturen im Kortex ein, die die Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme unterdrücken können (vgl. Damasio, 1997; Rolls, 1995; Schore, 1994). So weist LeDoux (2002, S. 251) darauf hin, dass die Erregung subkortikaler Emotionssysteme zurückgeht, wenn effektive Vermeidungsstrategien im Umgang mit neu gelernten Emotionsauslösern entwickelt wurden. Ein weiterer Faktor, der die Beteiligung subkortikaler Emotionssysteme bei der Schemaaktivierung beeinflusst, ist die sinnliche Präsenz des Emotionsauslösers. Nach Damasio et al. (2000) wird der Mandelkern vor allem dann erregt, wenn der Auslöser unmittelbar präsent ist. Bei Emotionen, die sich auf Vorstellungsbilder beziehen, sind eher kortikale Strukturen aktiv (vgl. Luan Phan, 2001; Whalen, 1998; Reiman et al., 1997; Schaefer et al., 2003).⁴²

⁴² Die Möglichkeit, Emotionen unabhängig von konkreten Auslösereizen zu repräsentieren, bildet ein wich-

Zwischen der Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme und der Aktivierung emotionaler Skripts besteht demzufolge kein monokausaler Zusammenhang. Auch wenn die Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme in vielen Fällen dazu führt, dass emotionale Skripts aktiviert werden und umgekehrt, ist das eine auch ohne das jeweils andere denkbar. Bei Emotionen, die ohne die typischen Anzeichen subkortikaler Erregung wie physiologische Reaktionen, Aufmerksamkeits- und Motivationsveränderungen usw. auftreten, würden viele Autoren jedoch nicht von Emotionen sprechen, sondern eher von emotionalen Einstellungen (sentiments) (vgl. Frijda & Mesquita, 2000; Oatley, 2000; Planalp, 1999, S. 13-14; Arnold, 1960). Im Unterschied zu akuten Emotionen werden emotionale Einstellungen als generalisierte Erwartungen darüber aufgefasst, wie die Person reagieren würde, wenn sie tatsächlich von der emotionsauslösenden Situation betroffen wäre.

Was wir (in Anlehnung an Shand, 1922 und Arnold, 1960) als emotionale Einstellung bezeichnen, ist eine Bewertungsstruktur, die die Relevanz eines Objekts für die eigenen Belange einschließt. Emotionale Einstellungen sind also dispositionelle Emotionen. Sie sind Schemata (»affektive Schemata««, Fiske, 1982) mit der selben Struktur wie Emotionen. Sie bestehen aus der latenten Repräsentation eines Objekts als relevant für die eigenen Belange und beschreiben, welche Art von Handlungen in Bezug auf dieses Objekt wünschenswert wären. Im Fall von Emotionen tritt die Wahrnehmung an Stelle der latenten Repräsentation bzw. des reinen Gedankens, und die Handlungsbereitschaft tritt an die Stelle des Wissens darüber, welche Handlungen wünschenswert wären. Emotionale Einstellungen werden zu Emotionen, wenn man ihren Objekten mit ausreichender Dringlichkeit oder Nähe begegnet. (Frijda & Mesquita, 2000, S. 55, unsere Übersetzung)

Nach Frijda (1994a; vgl. Averill, 1991, S. 147) besteht zwischen emotionalen Einstellungen und akuten Emotionen aber nur ein gradueller Unterschied. Auch die reine Vorstellung von Emotionen geht in der Regel mit einem Mindestmaß an Erregung einher (vgl. Schaefer et al., 2003; Smith, 1989; Levenson et al., 1991; Hughes, Uhlmann & Pennebaker, 1994). Wie stark die Erregung sein muss, um von akuten Emotionen zu sprechen, ist damit letztlich eine Ermessensfrage.

Wichtig für unsere Überlegungen ist vor allem, dass der Zugriff auf skripttypische Ausdrucksformen von der akuten Erregung unabhängig ist. Um typische Ausdrucksformen für Emotionen zu produzieren, müssen diese Emotionen nicht unbedingt akut erlebt werden (vgl. Buck, 1975; Odom und Lemond, 1972; Lewis, Sullivan & Vasen, 1987; Morency

tiges Funktionsmerkmal der assoziativen Verarbeitungsebene, das sie von der Reiz-Reaktions-Ebene unterscheidet. Aus Sicht der allgemeinen Schematheorien (z. B. Piaget, 1967; Neisser, 1976; Minsky, 1975) gehört es zu den wesentlichen Eigenschaften von Schemata, dass sie über die unmittelbare Wahrnehmung hinausgehen und Erwartungen über Aspekte einschließen, die nur in der Vorstellung präsent sind.

& Krauss, 1982; Apple & Hecht, 1982; Scherer, 1986; Cunningham, 1977). Der Kommunikationspartner wiederum braucht Emotionen nicht akut mitzuerleben, um ihre typischen Ausdrucksformen zu erkennen (Hess & Blairy, 2001; Blairy, Herrera & Hess, 1999; Hess, Philippot & Blairy, 1999). Skripttypische Ausdrucksformen können somit von den Kommunikationspartnern genutzt werden, um generalisiertes Skriptwissen über Emotionen zu aktivieren, das unabhängig von den akuten Emotionen als solches existiert.

Das Verhältnis zwischen dem neurologischen und dem prototypenorientierten Definitionsansatz lässt sich demnach folgendermaßen charakterisieren: Die Gegenstandsbereiche beider Definitionsansätze überschneiden sich, aber keiner von beiden lässt sich auf einen Spezialfall des anderen reduzieren. Der Überschneidungsbereich, auf den beide Definitionsansätze zutreffen, wird durch Kommunikationsprozesse gebildet, bei denen Emotionen im strengen Sinn entstehen – d. h. Emotionen, die sowohl objektgerichtet als auch mit akuter Erregung verbunden sind. Der neurologische Definitionsansatz lässt sich darüber hinaus auf Kommunikationsprozesse anwenden, bei denen Stimmungen ohne konkreten Objektbezug ausgelöst werden. Der prototypenorientierte Definitionsansatz kann wiederum auf Kommunikationsprozesse angewendet werden, bei denen emotionale Einstellungen ohne akute Erregungskomponente aktiviert werden.

8.2 Emotionale Kommunikation auf der Ebene assoziativer Schemata

Da die Aktivierung emotionaler Skripts nicht unmittelbar an physiologische Erregung gekoppelt ist, werden sich unsere Überlegungen zum prototypenorientierten Definitionsansatz auf die Aktivierung von generalisiertem Wissen über Emotionen konzentrieren – unabhängig davon, ob die kommunizierten Emotionen zum Zeitpunkt der Kommunikation akut erlebt werden oder in Form emotionaler Einstellungen präsent sind. Wie wir im Folgenden diskutieren werden, kann von einem direkten Austausch des Wissens über Emotionen ebenso wenig die Rede sein wie von einer direkten Übertragung akuter Emotionen. Wir werden daher ähnlich vorgehen wie im letzten Kapitel: Indem wir Einwände gegen einen unmittelbaren Austausch von Wissen über Emotionen analysieren, werden wir die Funktionsweise emotionaler Kommunikation auf der Ebene assoziativer Schemata genauer beleuchten und differenzierte Erfolgskriterien erarbeiten. Was spricht nun im Einzelnen dagegen, emotionale Kommunikation als unmittelbaren Austausch von Wissen über Emotionen zu beschreiben? Ein häufiger Einwand gegen diese Betrachtungsweise besteht in der Unzuverlässigkeit des nonverbalen Ausdrucks als Informationsquelle über Emotionen.

8.2.1 Nonverbaler Ausdruck als Informationsquelle über Emotionen?

Es gilt in der Ausdrucksforschung seit Langem als erwiesen, dass zwischen der Intensität der emotionalen Erregung und der Intensität des Ausdrucksverhaltens kein monokausaler Zusammenhang besteht (vgl. hierzu den Literaturüberblick von Buck, 1984, S. 187-213). Auch die subjektive Stimmung steht in keinem unmittelbaren Entsprechungsverhältnis zur Intensität und Häufigkeit des Ausdrucks (vgl. Fridlund, 1994; Kraut und Johnston, 1979; Wagner & Lee, 1999). Das klassische Konzept, mit dem Widersprüche zwischen Emotionen und Ausdrucksverhalten erklärt werden, ist das Konzept der Ausdrucksregeln (display rules) von Ekman & Friesen (1969; Ekman, 1972). Dieses Konzept besagt, dass der angeborene Emotionsausdruck durch willkürliche Ausdrucksbewegungen überformt wird, um ihn mit sozialen Erwartungen und kulturellen Normen in Übereinstimmung zu bringen. Ekman (1978, S. 111) definiert Ausdrucksregeln als:

[...] soziale Normen hinsichtlich der äußeren Erscheinung des Gesichts, die wahrscheinlich früh im Leben gelernt werden und gewohnheitsmäßig funktionieren. Sie geben an, welche von vier Kontrolltechniken gegenüber wem in Bezug auf welche Emotion in einer bestimmten Situation anzuwenden ist. (Ekman, 1978, S. 111)

Die vier Kontrolltechniken, auf die sich die Definition bezieht, sind: (1.) den Ausdruck verstärken, (2.) den Ausdruck abschwächen, (3.) den Ausdruck neutralisieren und (4.) den Ausdruck durch den Ausdruck einer anderen Emotion maskieren (Ekman, 1978).

Buck (1984) verweist auf einen weiteren Einflussfaktor, der den spontanen Ausdruck von Emotionen überformt. Sein Konzept der Hemmung (inhibition) geht davon aus, dass spontane Ausdrucksimpulse durch den Einfluss des verhaltenshemmenden Motivationssystems abgeschwächt werden. Wie im Kapitel zu neurologischen Emotionstheorien erläutert wurde, hemmt dieses Motivationssystem motorische Impulse, wenn die Situation neu und unerwartet ist oder negative Konsequenzen erwartet werden (vgl. LeDoux, 2002, S. 235-259; Rolls, 1995; Gray, 1990; 1995). Die Expressivität des spontanen Emotionsausdrucks hängt daher nicht allein von der Intensität des Emotionserlebens ab, sondern auch von Faktoren wie Temperamentsveranlagung, Sozialisationserfahrungen oder von aktuellen Stresssituationen, die die Aktivität des verhaltenshemmenden Motivationssystems beeinflussen (Buck, 1984, S. 187-230).

Es gibt sogar Positionen, die die Idee des Emotionsausdrucks grundsätzlich in Frage stellen, indem sie behaupten, dass der sogenannte Emotionsausdruck in Wirklichkeit kein Ausdruck von Emotionen ist, sondern ein Ausdruck sozialer Absichten und Motive

(Fridlund, 1994; Kraut und Johnston, 1979; Brothers, 1995; 1997). Nach der verhaltensökologischen Theorie von Fridlund (1994) sagt der nonverbale Ausdruck nichts über subjektive Gefühle aus. Er dient vielmehr als ein soziales Signal, mit dem die Person zu verstehen gibt, was sie beabsichtigt und was sie von Anderen erwartet.

Nonverbale Ausdrucksformen sind Absichtserklärungen, die sich auf unsere Ziele in einer gegebenen sozialen Interaktion beziehen, also darauf, was wir in der aktuellen Situation tun wollen oder was der Andere tun soll. (Fridlund, 1994, S. 130, unsere Übersetzung)

Grundsätzlich geht der Prototypenansatz mit dieser sozialen Betrachtungsweise konform. Fischer, Shaver & Carnochan (1990) weisen explizit darauf hin, dass andere Personen in emotionalen Skripten eine wichtige Rolle spielen. Mit der Aktivierung emotionaler Skripts werden daher immer auch Intentionen und Erwartungen aktiviert, die soziales Handeln im Umgang mit der emotionsauslösenden Situation betreffen.

Die Skripts beziehen explizit andere Menschen in die Prototypen ein, denn in unseren Studien erwähnten die meisten Versuchsteilnehmer andere Menschen in ihren Geschichten über Emotionen, obwohl eine Person Ärger oder Freude offensichtlich auch in Abwesenheit anderer Menschen erleben kann. Eine wesentliche Komponente von Emotionen ist soziale Kommunikation und Regulation. Aufgrund der engen Verbindung zwischen emotionalen Bewertungen, subjektiven Gefühlen, Handlungstendenzen, Ausdruck und Verhalten kommunizieren Emotionen anderen Menschen unsere Bedürfnisse, Wünsche, Intentionen, Einsichten und unser wahrscheinliches Verhalten. Diese Kommunikation fördert in der Regel sowohl die Befriedigung von Bedürfnissen als auch die soziale Koordination. (Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 94.)

Emotionsausdruck – sofern er als Teil eines emotionalen Skripts erlebt und wahrgenommen wird – wird demnach immer im Kontext der Bedürfnisse, Absichten und Motive wahrgenommen, die mit Emotionen verbundenen sind. Die Frage ist allerdings, inwiefern Fridlunds (1994) Behauptung gerechtfertigt ist, dass der verhaltensökologische Erklärungsansatz im Widerspruch zu emotionstheoretischen Erklärungsansätzen steht. Wie dem Zitat zu entnehmen ist, geht der Prototypenansatz davon aus, dass der nonverbale Ausdruck gerade deshalb als Ausdruck sozialer Absichten, Wünsche und Bedürfnisse verstanden wird, weil er als Teil eines emotionalen Skripts wahrgenommen wird.

Fridlunds (1994) Kritik am Konzept des Emotionsausdrucks stützt sich vor allem auf Studien zum sogenannten Publikumseffekt (audience effect) (Fridlund, 1991; Kraut und Johnston, 1979; Fernández-Dols, 1999), in denen gezeigt wurde, dass der soziale Cha-

rakter der Situation einen stärkeren Einfluss auf die Häufigkeit des Lächelns hat als die Stimmung der Versuchspersonen. Dieses Ergebnis bezieht sich aber nur auf eine konkrete Ausdrucksform, das Lächeln, und es konnte in Folgeuntersuchungen nur bedingt bestätigt werden (Hess, Banse & Kappas, 1995; Manstead, Fischer & Jacobs, 1999).⁴³ Mittlerweile gibt es einen relativ breiten Konsens darüber, dass der nonverbale Ausdruck durch das Zusammenwirken von Emotionen und sozialen Intentionen geformt wird (Fernández-Dols, 1999; Hess, Banse & Kappas, 1995; Manstead, Fischer & Jacobs, 1999; Planalp, 1999).

Wie hat man sich dieses Zusammenwirken konkret vorzustellen? Nach Fernández-Dols (1999) greifen die Konzepte der Ausdrucksregeln und der Hemmung zu kurz, weil der soziale Kontext hier als reiner Störfaktor aufgefasst wird, der den authentischen Ausdruck von Emotionen verfälscht. Was dabei vernachlässigt wird, ist die konstitutive Bedeutung des Kontexts für menschliches Verhalten. Verhalten ist nicht allein durch innerpsychische Dispositionen geprägt, sondern immer auch durch einen konkreten Kontext, in den es eingebettet ist und auf den es reagiert. Fernández-Dols (1999) bezieht sich hier auf den situationistischen Ansatz von Lewin (1935) und das Konzept der dynamischen Spannungssysteme (dynamic tension systems) von Ross & Nisbett (1991).

Von einem Lewin'schen Standpunkt aus sollte Ausdrucksverhalten das Ergebnis eines Spannungssystems sein. Ross und Nisbett (1991) machen zwei wichtige Bemerkungen über Spannungssysteme. Die erste ist, dass ein bestimmtes Phänomen nicht nur durch anregende, sondern auch durch hemmende Kräfte determiniert ist. Die zweite Beobachtung ist, dass sich viele Verhaltenssysteme aufgrund des Gleichgewichts zwischen widerstrebenden Kräften in einem quasistationären Gleichgewicht befinden. Diese zwei Prinzipien haben eine logische Folge: Es gibt keine klare Verhältnismäßigkeit zwischen der Größe einer Kraft, die auf ein System einwirkt, und der Größe ihrer Konsequenzen. Eine große Kraft kann unfähig sein, das komplexe Gleichgewicht zwischen verschiedenen kleinen Kräften zu zerstören, während eine kleine Kraft dramatische Veränderungen in einem scheinbar stabilen System hervorrufen kann (das in Wirklichkeit starken Spannungen in einem unstabilen Gleichgewicht unterworfen ist). Lewin nannte diese Kräfte, die Verhalten verändern, »kanalisierende Faktoren«, denn sie öffnen und schließen den Fluss eines bestimmten Verhaltens. (Fernández-Dols, 1999, S. 253, unsere Übersetzung)

⁴³ Es zeigte sich auch hier, dass der soziale Charakter der Situation einen Einfluss auf das Ausdrucksverhalten hat. Gleichzeitig wurde jedoch nachgewiesen, dass das Ausdrucksverhalten durch die Intensität des emotionalen Stimulus beeinflusst wird. Sowohl in der Studie von Hess, Banse & Kappas (1995) als auch in der von Manstead, Fischer & Jacobs (1999) stellte sich die Stimulusintensität als der stärkere Einflussfaktor heraus. Von Manstead, Fischer & Jacobs (1999, S. 305) wurde außerdem der Einfluss der subjektiven Stimmung untersucht. Dieser Einfluss war am deutlichsten nachweisbar, wenn die Versuchspersonen allein waren. Er konnte aber auch in sozialen Situationen nachgewiesen werden, wobei die Korrelationen hier aufgrund der Überlagerung mit sozialen Effekten schwächer waren.

Emotionale Erregung ist nach Fernández-Dols (1999) nur einer von vielen Faktoren, die bei der Steuerung des Ausdrucksverhaltens zusammenwirken – wenngleich ein sehr einflussreicher Faktor. Mindestens ebenso wichtig sind jedoch die kanalisierenden Faktoren (channel factors), die einen äußeren Anreiz für Ausdrucksverhalten schaffen. In eine ähnliche Richtung geht auch das Konzept der Push- und Pull-Faktoren von Scherer (1985; Johnstone, van Reekum & Scherer, 2001). Der Begriff der Push-Faktoren bezieht sich auf innerpsychische Verhaltensdispositionen (z. B. angeborene Ausdrucksimpulse) und der Begriff der Pull-Faktoren auf situationsbedingte Anreizstrukturen für Verhalten (z. B. soziale Intentionen und kulturspezifische Ausdrucksregeln).

Wenn man also davon ausgeht, dass der nonverbale Ausdruck kein reiner Ausdruck von Emotionen ist, sondern vielmehr das Ergebnis einer komplexen Wechselwirkung zwischen Emotionen und sozialen Intentionen – welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus in Bezug auf die Zuschreibung von Emotionen im Kommunikationsprozess? Welche Kriterien muss ein Kommunikationsverhalten erfüllen, damit es als Emotionsausdruck interpretiert werden kann? Unsere bisherigen Überlegungen führen zu dem Ergebnis, dass die Form des Ausdrucksverhaltens allein nicht ausreicht, um Emotionsausdruck zuzuschreiben. Formal ähnliche Ausdrucksformen können je nach Kontext Ausdruck von Emotionen sein oder auch nicht. Um zu beurteilen, ob es sich um Emotionsausdruck handelt, muss der Kontext des Ausdrucksverhaltens mit berücksichtigt werden.

Eine solche Betrachtungsweise, die Form *und* Kontext des Ausdrucksverhaltens als bedeutungstragende Bestandteile von Emotionsausdruck berücksichtigt, steht im Einklang mit der Annahme des Prototypenansatzes, dass Emotionsausdruck als Teil eines ganzheitlichen Skripts wahrgenommen wird (Shaver et al., 1987). Da das Wissen über Emotionsausdruck in assoziative Netzwerke integriert ist, die emotionale Skripts in ihrer Gesamtheit repräsentieren, wird bei der Aktivierung dieses Wissens das gesamte assoziative Netzwerk mit aktiviert. Ausdrucksinformationen werden dadurch automatisch mit anderen, für das Skript relevanten Informationen in Bezug gesetzt. Wenn der Kontext Hinweise auf das Vorliegen von Emotionen gibt, können auch undeutliche und ambivalente Ausdrucksformen als Emotionsausdruck wahrgenommen werden, während die Bedeutung idealtypischer Ausdrucksformen durch abweichende Kontextinformationen in Frage gestellt werden kann. Nach Untersuchungen von Wallbott (1990) haben Ausdrucks- und Kontextinformationen einen etwa gleich großen Einfluss auf die Zuschreibung von Emotionen. Stehen Ausdrucks- und Kontextinformationen im Widerspruch zueinander, wird der Ausdruck etwas stärker gewichtet.

Die assoziative und kontextsensible Funktionsweise der subjektiven Emotionswahrnehmung scheint durchaus geeignet, um den Mangel an objektiven, kontextunabhängigen Kriterien für Emotionsausdruck zu kompensieren und verwertbare Informationen über die Emotionen Anderer aus dem komplexen Strom des nonverbalen Ausdrucks herauszufiltern. Wie sich im Rahmen der Empathieforschung⁴⁴ gezeigt hat, sind Menschen mit überzufälliger Wahrscheinlichkeit in der Lage, die Gefühle Anderer zu erkennen – d. h. Emotionen zuzuschreiben, die mit der Selbstzuschreibung des Kommunikationspartners übereinstimmen. Man weiß zwar relativ wenig darüber, *wie* es den Versuchsteilnehmern gelingt, verwertbare Informationen über die Emotionen Anderer aus deren Ausdrucksverhalten herauszufiltern.⁴⁵ Aber die Tatsache, *dass* es ihnen gelingt, ist hinreichend belegt (Levenson & Ruef, 1992; Maragoni et al., 1995; Bissonnette, Rusbult & Kilpatrick, 1997; Ansfield, DePaulo & Bell, 1995; Thomas & Fletcher, 1997; Simpson, Ickes & Grich, 1999; Simpson, Ickes & Blackstone, 1995; Hancock, & Ickes, 1996; Gesn & Ickes, 1999).

Obwohl die subjektive Wahrnehmung von Emotionsausdruck keineswegs unfehlbar ist, erscheint es gerechtfertigt, ihr zumindest einen probabilistischen Wahrheitsgehalt zuzubilligen. Oder anders gesagt: Was Menschen aufgrund ihrer subjektiven Wahrnehmung über die Emotionen Anderer denken, trifft mit einiger Wahrscheinlichkeit zu – auch wenn sie sich mitunter täuschen. Die höchste Genauigkeit wurde in Studien ermittelt, in denen gestellter Gesichtsausdruck und Stimmausdruck als Stimuli verwendet wurden. Die durchschnittliche Wahrscheinlichkeit, dass nonverbale Ausdrucksformen für Angst, Ärger, Trauer, Ekel, Überraschung und Freude richtig zugeordnet werden, lag in diesen Studien je nach Emotion bei 60 bis 90% (Ekman, Sorensen & Friesen, 1969; Ekman et al., 1987; Izard, 1971; Hess, Blairy & Kleck, 1997; Kappas, Hess & Scherer, 1991). In Studien, die Videoaufzeichnungen von realen Kommunikationssituationen verwendeten, lag die durchschnittliche Genauigkeit bei etwa 30 bis 50% (Levenson & Ruef, 1992; Maragoni et al., 1995; Gesn & Ickes, 1999). Wie Levenson und Ruef (1992, S. 238-239) betonen, verbirgt

⁴⁴ Der Begriff der Empathie umfasst zwei wesentliche Aspekte: zum einen das Miterleben emotionaler Erregungszustände und zum anderen die kognitive Perspektivübernahme (vgl. Hoffman, 1987; Eisenberg & Miller, 1987; Ickes, 1993; Levenson & Ruef, 1992; Brothers, 1989; Davis, 1994; Friedlmeier, 1993). Die meisten Autoren stimmen darin überein, dass das Miterleben emotionaler Erregung allein nicht ausreicht, um von Empathie zu sprechen. Ob die kognitive Perspektivübernahme allein genügt, ist dagegen umstritten (vgl. Eisenberg & Miller, 1987, S. 292; Ickes 1993, S. 588).

⁴⁵ Die Erforschung von Verarbeitungsprozessen, die der Einfühlung zugrunde liegen, gestaltet sich vor allem deshalb schwierig, weil sich diese Verarbeitungsprozesse der Selbstbeobachtung weitgehend entziehen. Weder die Selbsteinschätzung der Versuchsteilnehmer auf verschiedenen Empathie-Skalen noch die subjektiv empfundene Schwierigkeit von Einfühlungsaufgaben stehen in einem nachweisbaren Zusammenhang mit der Genauigkeit der Einfühlung (vgl. Levenson & Ruef, 1992; 1997; Davis, 1994, S. 85-93; Ickes, 1993, S. 603-606).

sich hinter solchen Mittelwerten eine starke individuelle Varianz. Die Genauigkeit, mit der sich die einzelnen Versuchsteilnehmer einfühlen konnten, variierte zwischen 0 und 100%.

Den Ergebnissen der Ausdrucks- und Empathieforschung zufolge, hängt die Genauigkeit der Einfühlung von folgenden Faktoren ab:

- von der *Expressivität* des Emotionsausdrucks (Buck, 1984; Halberstadt, 1991; Hess, Blairy & Kleck, 1997)
- von den *nonverbalen Decodierfähigkeiten* des Kommunikationspartners (DePaulo & Rosenthal, 1979; Eisenberg, Murphy & Shephard, 1997; Davis & Kraus, 1997)
- von der *Aufmerksamkeit und Motivation* des Kommunikationspartners (Buck, 1984, S. 272 – 277; Graham & Ickes, 1997)
- von der *Beziehung der Kommunikationspartner* (Thomas & Fletcher, 1997; Colvin, Vogt & Ickes, 1997; Bissonnette, Rusbult & Kilpatrick, S., 1997; Hancock & Ickes, 1996; Ickes & Simpson, 1997)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen stellt sich die Frage, worin genau das Erfolgskriterium für emotionale Kommunikation auf der Ebene assoziativer Schemata besteht. Reicht die wechselseitige Zuschreibung von Emotionen bereits aus, um von Kommunikation zu sprechen oder müssen zusätzliche Erfolgsbedingungen erfüllt sein?

8.2.2 Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Schema-Ebene

In Anbetracht der Subjektivität und schwankenden Genauigkeit von Emotionszuschreibungen erscheint es keineswegs selbstverständlich, sie als Kommunikationserfolg zu werten, da es sich hierbei nicht um gesichertes Wissen, sondern lediglich um Vermutungen über die Emotionen Anderer handelt. Neben dem unzuverlässigen Wahrheitsgehalt von Emotionszuschreibungen gibt es ein weiteres Problem, das die Anwendbarkeit des Wissensbegriffs erschwert. Die traditionelle, auf Platon zurückgehende Definition von Wissen besagt, dass Wissen »gerechtfertigte – oder begründete, berechnete, in angemessener Weise gebildete – wahre Meinung« ist (Platon, *Theatiteos*, zitiert in der Übersetzung von Jäger, 2005, S. 11). Um als Wissen zu gelten, muss eine Meinung also nicht nur wahr sein. Die Person muss auch triftige Gründe haben, sie für wahr zu halten. Die Zuschreibung von Emotionen als Wissen zu bezeichnen, setzt demnach voraus, dass sie nicht nur zufällig mit der Selbstzuschreibung der Person übereinstimmt, sondern in angemessener Weise gerechtfertigt und

begründet ist. Dieser zweite Aspekt des Wissensbegriffs ist im Zusammenhang mit der Zuschreibung von Emotionen ebenfalls problematisch. Wie wir diskutiert haben, gibt es keine eindeutigen, kontextunabhängigen Kriterien für Emotionsausdruck, die als objektiver Maßstab für die Zuschreibung von Emotionen dienen könnten.

Die Zuschreibung von Emotionen als reine Unterstellung ohne kommunikative Bedeutung abzutun, hieße unseres Erachtens dennoch das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Subjektivität von Bedeutungen ist in der Kommunikationstheorie ein altbekanntes Problem, das nicht nur Emotionsausdruck, sondern grundsätzlich jedes Kommunikationsverhalten betrifft. Im Folgenden soll daher diskutiert werden, wie dieses Problem in der allgemeinen Kommunikationstheorie gelöst wurde und inwiefern sich diese Lösungsansätze auf emotionale Kommunikation übertragen lassen. Wir werden dabei auf zwei, zum Teil miteinander verbundene Theoriefamilien eingehen: auf konstruktivistische und handlungstheoretische Kommunikationsmodelle. Beiden Theoriefamilien gemeinsam ist die Skepsis gegenüber klassischen sprach- und erkenntnistheoretischen Positionen, die die Bedeutung von Äußerungen mit dem objektivem Wahrheitsgehalt bzw. Realitätsbezug der Äußerung gleichsetzen. Kommunikation wird hier vielmehr auf der Grundlage subjektiver Bedeutungen und Handlungsfunktionen von Äußerungen erklärt.

Konstruktivistische Kommunikationstheorien gehen davon aus, dass »Wissen« immer den Charakter einer subjektiven Wirklichkeitskonstruktion hat, deren objektiver Wahrheitsgehalt in letzter Konsequenz nicht überprüfbar ist. Die Existenz eines Wesensunterschieds zwischen objektiven Tatsachen und subjektiven Meinungen wird damit in Frage gestellt – was klassische Begriffe von Wissen, Wahrheit und Erkenntnis letztlich obsolet macht. An ihre Stelle tritt ein weiter Kognitionsbegriff, der subjektive Wahrnehmungen, Gedanken usw. als grundsätzlich gleichberechtigte Wissens- und Erkenntnisformen einschließt. Dieser subjektive Wissensbegriff führt zu der Schlussfolgerung, dass Wissen als solches nicht kommunizierbar ist. Menschen können einander durch ihr Kommunikationsverhalten lediglich dazu anregen, Bedeutungen zuzuschreiben und jeweils eigene Kognitionen (Wahrnehmungen, Gedanken usw.) zu entwickeln (Maturana & Varela, 1987; Schmidt, 1980; Rusch, 1999; Luhmann, 1981; Watzlawick et al., 1967).

Watzlawick et al. (1967) leiten hieraus die bekannte These ab, dass man »nicht nicht kommunizieren kann«. Jedes Verhalten oder Nichtverhalten kann soziale Bedeutungszuschreibungen anregen. Ob die subjektiv wahrgenommene Bedeutung des Kommunikationsverhaltens vom Anderen so gemeint war, spielt dabei eine untergeordnete Rolle.

Sobald soziale Bedeutungen zugeschrieben werden, stehen diese Bedeutungen im Raum und beeinflussen das weitere Verhalten der Kommunikationspartner.

Wenn man also akzeptiert, dass alles Verhalten in einer zwischenpersönlichen Situation Mitteilungscharakter hat, d. h. Kommunikation ist, so folgt daraus, dass man, wie man es auch versuchen mag nicht nicht kommunizieren kann. Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere, und diese anderen können ihrerseits nicht *nicht* auf diese Kommunikation reagieren und kommunizieren damit selbst. (Watzlawick, Beavin & Jackson, 1982, S. 51, Hervorhebung im Original)

Wenn man die anregende Wirkung des Kommunikationsverhaltens auf subjektive Bedeutungszuschreibungen zum Maßstab nimmt, dann hat mit der Zuschreibung von Emotionen bereits Kommunikation stattgefunden.

Viele Autoren, auch solche, die von konstruktivistischen Prämissen ausgehen, sind allerdings der Ansicht, dass diese Betrachtungsweise den Kommunikationsbegriff über Gebühr ausweitet, so dass er vom Begriff des Verhaltens nicht mehr abgrenzbar ist (vgl. Rusch, 1994; Meister, 1987). Handlungstheoretische Modelle fordern dagegen, dass Bedeutungen nicht nur zugeschrieben werden, sondern dass sie vom Kommunikationspartner auch so gemeint waren. Kommunikation wird hier als soziales Handeln aufgefasst, das mit bestimmten Absichten und Zielen verbunden ist. Diese sozialen Intentionen bilden aus handlungstheoretischer Sicht den primären Bedeutungsgehalt der Kommunikation (Grice, 1957; 1969; Austin, 1962; Searle, 1991; Habermas, 1997; Meggle, 1997; Groeben, 1986; Schmidt, 1980; Rusch, 1999). Nach Grice (1969) setzt sich die gemeinte Bedeutung einer Äußerung aus folgenden Intentionen zusammen:

»S meinte mit dem Äußern von x etwas« ist wahr gdw. für einen Hörer H gilt: S äußerte x mit der Absicht, daß

- (1) H eine bestimmte Reaktion r zeigt
- (2) H glaubt (erkennt), daß S (1) beabsichtigt
- (3) H (1) aufgrund seiner Erfüllung von (2) erfüllt.

(Grice, 1969, in deutscher Übersetzung: Grice, 1979, S. 20)

Kommunikation ist demnach (1.) mit sozialen Intentionen verbunden – d. h. mit Absichten, Wünschen und Erwartungen, die das Verhalten Anderer betreffen. Das Kommunikationsverhalten ist (2.) mit der Absicht verbunden, dass diese sozialen Intentionen vom Anderen erkannt werden – in der Absicht, dass (3.) diese Erkenntnis den Anderen bewegt, in der gewünschten Weise zu reagieren (vgl. auch Meggle, 1997; Jäger, 1997).

Geht man von der verbreiteten Auffassung aus, dass Emotionsausdruck den Charakter eines spontanen, unwillkürlichen Kommunikationsverhaltens hat (z. B. Ekman, 1972; Buck, 1984), erscheint die Anwendbarkeit handlungstheoretischer Kommunikationsmodelle zunächst fraglich. Der Begriff der Intentionalität, auf den sich handlungstheoretische Modelle beziehen, unterscheidet sich jedoch in wesentlichen Punkten vom alltagssprachlichen Begriff der Handlungsabsicht. Mit Intentionalität ist nicht die Willensentscheidung gemeint, eine Handlung auszuführen, sondern vielmehr die Erwartung, dass die Handlung bestimmte Konsequenzen hat. Ein Verhalten kann daher gleichzeitig intentionale und nichtintentionale Aspekte aufweisen, weil sich die Erwartung von Konsequenzen auf bestimmte Merkmale des Verhaltens bezieht, während andere Merkmale desselben Verhaltens als konsequenzenlos erachtet werden. Der intentionale Gehalt von Handlungen ist nicht an sprachliche Repräsentation gebunden. Es reicht aus, wenn die Person eine vage Vorstellung von den erwarteten Konsequenzen ihres Handelns hat (vgl. Mead, 1934; 1991; Grice, 1957; 1968; Meggle, 1997; Searle, 1991; Dennett, 1996; Rusch, 1999).

Der Sinn, in dem ein und dasselbe Ereignis oder ein und dieselbe Folge von Ereignissen sowohl eine absichtliche als auch eine unabsichtliche Handlung sein kann, hat keinen intrinsischen Zusammenhang zu sprachlichen Repräsentationen, sondern vielmehr zu intentionaler Präsentation. Einige Aspekte des Ereignisses können die Erfüllungsbedingungen des intentionalen Gehalts sein, andere Aspekte mögen nicht dazugehören; und unter den Aspekten der ersten Art ist die Handlung absichtlich, unter denen der zweiten Art nicht; und daran wie der intentionale Gehalt seine Erfüllungsbedingungen präsentiert, muß nichts irgendwie Sprachliches sein. (Searle, 1991, S. 134)

Im Sinne dieses Intentions-Begriffs kann Emotionsausdruck durchaus intentional sein. Jemand der weint, erwartet in der Regel, dass sein Weinen Mitleid erregt. Jemand der schimpft, erwartet, dass sein Schimpfen beim Anderen eine Verhaltensänderung bewirkt, usw. Das bedeutet weder, dass derjenige aus freier Willensentscheidung weint oder schimpft, noch dass seine Erwartung in sprachlicher Form repräsentiert sein muss. Vor dem Hintergrund dieser Auffassung von Intentionalität bietet der prototypenorientierte Definitionsansatz eine Reihe von Anknüpfungspunkten für handlungstheoretische Kommunikationsmodelle.

1. Emotionale Skripts weisen nach Fischer, Shaver & Carnochan (1990, S. 94) eine starke soziale Komponente auf. Bei der Aktivierung emotionaler Skripts werden daher Absichten, Wünsche und Überzeugungen mit aktiviert, die das Verhalten An-

derer betreffen. Wer Angst hat sucht Rat und Hilfe, wer sich ärgert, will seinen Willen durchsetzen usw.

2. Skripttypische Ausdrucksformen bilden ein geeignetes Mittel, um Anderen solche sozialen Intentionen mitzuteilen. Da der Ausdruck Teil des gleichen Emotionskripts ist wie die sozialen Intentionen, kann er beim Kommunikationspartner vergleichbare Skripts aktivieren und somit dazu beitragen, dass die sozialen Intentionen der Person verstanden werden.
3. Emotionsausdruck ist gleichzeitig geeignet, den Kommunikationspartner zum Handeln zu bewegen, indem er zur Einfühlung und Perspektivübernahme anregt. Nach Batson & Oleson (1990) beeinflusst Mitgefühl die Motivation, Anderen zu helfen.

Die wechselseitige Aktivierung emotionaler Skripts erfüllt damit alle der von Grice genannten Aspekte, die den intentionalen Bedeutungsgehalt von Kommunikationshandlungen ausmachen. Wir wollen diese handlungstheoretische Perspektive auf emotionale Kommunikation an einem Beispiel verdeutlichen: Nehmen wir an, eine alte Dame steht an der Straßenkreuzung und hat Angst, allein über die Straße zu gehen. Ihre Angst ist mit einer sozialen Intention verbunden, die für das Angst-Skript typisch ist – sie wünscht sich, dass ihr jemand hilft (Intention 1). Zum Skript gehört außerdem ein typisches Ausdrucksverhalten – sie schaut sich mit besorgtem Gesichtsausdruck um. Nehmen wir an, ein Passant kommt auf sie zu und sie nimmt Blickkontakt mit ihm auf. Spätestens in diesem Moment wird der alten Dame klar, dass ihr Ausdrucksverhalten erwartbare Konsequenzen hat. Sie erwartet, dass der Passant ihre Angst und ihren Wunsch nach Hilfe versteht (Intention 2). Die alte Dame kann gleichzeitig erwarten, dass das Verstehen ihrer Wünsche und Gefühle beim Passanten Mitgefühl hervorruft und ihn bewegt, ihren Wunsch zu erfüllen (Intention 3). Sie wird daraufhin eine konkrete Verhaltensreaktion erwarten – nämlich dass der Passant ihr seinen Arm anbietet und sie über die Straße begleitet (= Intention 1).

Der Erfolg von Kommunikation bemisst sich aus handlungstheoretischer Sicht am Erfolg der kommunikativen Intention – d.h. an der Absicht, verstanden zu werden (vgl. Meggle, 1993; Jäger, 1997). Die soziale Intention als solche muss nicht unbedingt erfolgreich sein (der Passant muss der alten Dame nicht helfen). Es reicht aus, wenn die soziale Intention verstanden wird (der Passant muss ihren Wunsch nach Hilfe verstehen). Denn die kommunikative Intention (Intention 2) besteht in der Absicht, dass die soziale Intention

(Intention 1) verstanden wird. Wenn die soziale Intention verstanden wurde, hat die Kommunikationsabsicht bereits ihr Ziel erreicht.

Verschiedene Autoren (z.B. Rusch, 1999; Meggle, 1993, 491f) weisen allerdings darauf hin, dass Menschen den Erfolg ihrer Kommunikationsabsichten nicht direkt beurteilen können, weil sie nicht wissen können, was im Kopf des Anderen vorgeht. Sie können lediglich beurteilen, ob sich der Andere erwartungsgemäß verhält. In der Alltagskommunikation wird der Erfolg von Kommunikationsabsichten in der Regel mit der erwartungsgemäßen Reaktion des Anderen gleichgesetzt. Wenn die soziale Interaktion erfolgreich war, gehen die Kommunikationspartner intuitiv davon aus, dass die mitgeteilten Intentionen vom Anderen verstanden wurden. Diese Schlussfolgerung ist zwar streng genommen unzulässig, weil es auch andere Gründe dafür geben könnte, dass der Kommunikationspartner so reagiert. Dennoch plädiert Rusch (1999; 1992) dafür, die intuitive Erfolgsprüfung von Kommunikationsabsichten anhand der Reaktion des Anderen als heuristisch sinnvolles Schlussverfahren gelten zu lassen. Diese Heuristik bringt die Kommunikationspartner der Wahrheit über die Gedanken und Gefühle des Anderen ein entscheidendes Stück näher – auch wenn sie nie mit absoluter Sicherheit herausfinden werden, was im Kopf des Anderen vorgeht.

Rusch (1992, S. 216) schlussfolgert in diesem Zusammenhang, dass nur der Sprecher den Erfolg der Kommunikation beurteilen kann, weil er durch seine Erwartungen an die Reaktion des Hörers das Erfolgskriterium für »richtiges« Verstehen bestimmt. Wir sind jedoch der Ansicht, dass dem Hörer vergleichbare Heuristiken zur Verfügung stehen, um den Erfolg der Kommunikation zu beurteilen und einzuschätzen, ob er den Sprecher richtig verstanden hat. Durch die Zuschreibung sozialer Intentionen bilden sich auch beim Hörer Erwartungen über das Verhalten des Sprechers aus, die im Zuge der anschließenden Interaktion bestätigt oder in Zweifel gezogen werden können. Die erwartungsgemäße Interaktion gibt daher für beide Kommunikationspartner Grund zu der Annahme, dass die Kommunikation erfolgreich war. (Wenn der Passant der alten Dame hilft, kann die alte Dame davon ausgehen, dass ihre Angst und ihr Wunsch nach Hilfe verstanden wurden. Wenn sich die alte Dame helfen lässt, hat auch der Passant Grund zu der Annahme, dass er ihre Wünsche und Gefühle richtig verstanden hat. Denn warum sollte sie sich helfen lassen, wenn sie sich keine Hilfe wünscht? Und warum sollte sie sich Hilfe wünschen, wenn sie keine Angst hat, allein über die Straße zu gehen?)

Unsere Überlegungen zu handlungstheoretischen Kommunikationsmodellen führen somit zu der Schlussfolgerung, dass Emotionsausdruck unter bestimmten Voraussetzungen

geteiltes Wissen über Emotionen hervorbringen *kann*. Es gibt eine Reihe erkenntnistheoretischer Positionen, die das hypothesenprüfende Handeln als Königsweg der Erkenntnis betrachten und behaupten, dass Wissenschaft letztlich nichts anderes tun könne, als Hypothesen aufzustellen und diese durch Handeln und empirische Erfahrung zu überprüfen (u. a. Peirce, 1976; Popper, 1935; Schmidt, 1987). Legt man diesen empirisch-pragmatischen Erkenntnisbegriff zugrunde, *kann* die spontane Zuschreibung von Emotionen im Verlauf der weiteren Interaktion zu Wissen im Sinne begründeter, wahrer Meinung werden. Voraussetzung dafür ist, dass die Kommunikationspartner einander nicht nur Emotionen, sondern auch soziale Intentionen zuschreiben und dass sie auf der Grundlage ihrer Zuschreibungen interagieren. Aufgrund der Zuschreibung sozialer Intentionen, die mit emotionalen Skripts verbunden sind, wird die Zuschreibung von Emotionen zu einer überprüfaren Hypothese, die im Zuge der anschließenden Interaktion bestätigt oder verworfen werden kann. In Bezug auf die Erkenntnisfunktion von Kommunikation wäre daher die erfolgreiche Interaktion bzw. Anschlusskommunikation als zusätzliches Erfolgskriterium zu nennen.

Ähnlich wie wir dies für Kommunikationsprozesse auf der Reiz-Reaktions-Ebene herausgearbeitet hatten, gibt es auch auf der Schema-Ebene nicht *das* eine, alleingültige Erfolgskriterium für emotionale Kommunikation. Emotionale Kommunikation gestaltet sich vielmehr als ein komplexer Prozess, in dem verschiedene Teilerfolge ineinandergreifen. Im Rahmen der allgemeinen Kommunikationstheorie werden diese Teilerfolge unterschiedlich beurteilt und gewichtet. Die einzelnen Betrachtungsweisen sind u. E. jedoch in einem sinnvollen Ergänzungsverhältnis zu sehen. Wenn man den weiten Kommunikationsbegriff von Watzlawick et al. (1967) zum Maßstab nimmt, dann hat mit der Zuschreibung von Emotionen bereits Kommunikation stattgefunden. Aus der Perspektive handlungstheoretischer Kommunikationsmodelle (z. B. Grice, 1969; Meggle, 1997) müssen außerdem soziale Intentionen zugeschrieben werden, und das Verstehen dieser Intentionen muss vom Anderen intendiert sein. Im Hinblick auf die Erkenntnisfunktion von Kommunikation kommt ein weiteres Erfolgskriterium hinzu: Die wechselseitige Zuschreibung von Emotionen und sozialen Intentionen darf nicht nur zufällig mit der Selbstzuschreibung des Kommunikationspartners übereinstimmen. Damit geteiltes Wissen über Emotionen und soziale Intentionen entsteht, müssen die Kommunikationspartner auf der Grundlage ihrer spontanen Zuschreibungen interagieren und ihre Zuschreibungen dadurch einer pragmatischen Realitätsprüfung unterziehen.

Abschließend sollen die zentralen Gedanken zur assoziativen Verarbeitungsebene noch einmal zusammengefasst werden:

- Auf der Ebene assoziativer Schemata kann Emotionsausdruck als ein Verhalten charakterisiert werden, das als Teil eines emotionalen Skripts erlebt wird und aufgrund seiner Form und seines Kontexts beim Kommunikationspartner emotionale Skripts aktiviert. Emotionsausdruck wird von beiden Kommunikationspartnern als Teil eines ganzheitlichen Handlungsskripts wahrgenommen, das Kontextinformationen über emotionsauslösende Situationen, sonstige Reaktionen und Selbstkontrollstrategien einschließt.
- Wie die Ausdrucksforschung gezeigt hat, ist nonverbales Ausdrucksverhalten nicht in monokausaler Weise an physiologische Erregung oder subjektive Gefühle gekoppelt. Der nonverbale Ausdruck wird gleichzeitig durch Absichten, Wünsche und Überzeugungen beeinflusst, die sich aus dem sozialen Kontext ergeben, und ist daher in der Regel auch Ausdruck dieser sozialen Intentionen.
- Obwohl zwischen Emotionen und Ausdrucksverhalten kein monokausaler Zusammenhang besteht, ist die subjektive Wahrnehmung in der Lage, verwertbare Informationen über Emotionen aus dem nonverbalen Verhalten herauszufiltern. Wie im Rahmen der Empathieforschung gezeigt wurde, gelingt es Menschen mit überzufälliger Wahrscheinlichkeit, Emotionen am Ausdrucksverhalten des Kommunikationspartners zu erkennen.
- Die übereinstimmende Selbst- und Fremdzuschreibung von Emotionen ist aber noch kein geteiltes Wissen im eigentlichen Sinn. Um ihre spontane Zuschreibung von Emotionen in begründetes Wissen zu überführen, müssen die Kommunikationspartner auf der Grundlage ihrer Zuschreibungen interagieren. Emotionale Kommunikation bringt also erst dann begründetes Wissen über die Emotionen Anderer hervor, wenn sie den Kriterien handlungstheoretischer Kommunikationsmodelle genügt – d.h. wenn es im Kommunikationsprozess zur wechselseitigen Zuschreibung sozialer Intentionen, zur Herausbildung geteilter Erwartungen und zur erfolgreichen Kooperation bzw. Anschlusskommunikation der Beteiligten kommt.

8.3 Bottom-up-Prozesse: Nonverbales Feedback und geteilte Bedeutungen

In der Einführung zu diesem Kapitel wurde bereits darauf eingegangen, dass sich der Prototypenansatz nicht nur als eine Theorie des assoziativen Emotionswissens begreift, sondern gleichzeitig für sich in Anspruch nimmt, die Bedeutung sprachlicher Emotionskonzepte zu erklären. Um unsere Überlegungen zum Prototypenansatz abzurunden, soll deshalb diskutiert werden, welchen Beitrag er zur Erklärung symbolischer Kommunikationsprozesse leisten kann.

Zunächst einmal lässt sich daran anknüpfen, was in Kapitel 4 über die Bedeutung emotionaler Skripts für die subjektive Wahrnehmung von Emotionen gesagt wurde. Indem emotionale Skripts eigene und fremde Erfahrungen verallgemeinern und typisieren, führen sie zur Herausbildung eines generalisierten Wissens über Emotionen. Emotionale Skripts bilden damit einen geteilten Wissensvorrat, auf den sich symbolische Kommunikation beziehen kann. Aufgrund der assoziativen Verknüpfung emotionaler Skripts mit Emotionswörtern und anderen symbolischen Ausdrucksformen können die Kommunikationspartner diesen geteilten Wissensvorrat aktivieren und zur Verständigung nutzen.

Nonverbaler Emotionsausdruck scheint darüber hinaus beim Erlernen sprachlicher Kommunikation eine wichtige Rolle zu spielen. Nach Bruner (1993) baut der Spracherwerb auf nonverbalen Fähigkeiten auf, die sich schon wesentlich früher entwickeln – vor allem auf der Fähigkeit, mit Anderen einen geteilten Aufmerksamkeitsfokus und geteilte Interaktionsziele auszuhandeln. Mit ca. 9 Monaten entwickeln Kinder Fähigkeiten, die es nach Meinung vieler Entwicklungspsychologen bereits erlauben, von intersubjektiver Kommunikation zu sprechen (vgl. Trevarthan, 1980; Bruner 1993; Stern, 1993, S. 179-230). Hierzu gehören Fähigkeiten wie die Blickrichtung Anderer zu verfolgen, mit dem Finger auf etwas zu zeigen, jemanden durch Vorzeigen eines Spielzeugs zum Mitspielen aufzufordern, usw. Kinder lernen zunächst, dass es ein geteiltes Bewusstsein für Wahrnehmungsobjekte und Handlungsabsichten gibt und wie dieses geteilte Bewusstsein mit nonverbalen Mitteln hergestellt werden kann. Erst wenn diese Fähigkeit gefestigt ist, lernen sie, dass man mithilfe sprachlicher Zeichen auf geteiltes Wissen verweisen kann.

Es gibt nun verschiedene Gründe zu der Annahme, dass geteilte Emotionen beim Herstellen, Aufrechterhalten und Aushandeln eines geteilten Aufmerksamkeits- und Handlungsfokus wichtige Funktionen erfüllen. Interessant sind hier vor allem die Untersuchungen von Stern (1993, S. 198-230) zur Bedeutung des nonverbalen Feedbacks in der Mutter-Kind-Interaktion sowie die Untersuchungen von Sorce et al. (1985) zur sozialen Vergegenwärtigung (social referencing).

Das von Stern (1993) beschriebene Kommunikationsmuster der »Affektabstimmung« lässt sich in der Mutter-Kind-Kommunikation ab ca. 9 Monaten beobachten. Statt den Emotionsausdruck des Kindes direkt zu imitieren, wie sie es in der Kommunikation mit jüngeren Säuglingen tun, geben Mütter den Ausdruck des Kindes nun in abgewandelter Form wieder, indem sie Eigenschaften wie Intensität, Zeitmuster und räumliche Gestaltmerkmale aufgreifen und in andere Ausdrucksmodalitäten »übersetzen«.⁴⁶ Eine rhythmische Armbewegung des Kindes kann beispielsweise durch eine rhythmisch ähnliche Lautäußerung oder Kopfbewegung wiedergegeben werden. Während einer gemeinsamen Interaktion geben Mütter ihren Kindern solche Abstimmungssignale durchschnittlich einmal pro Minute. Auf den ersten Blick sieht es so aus als würden die Kinder vom Abstimmungsverhalten der Mutter überhaupt keine Notiz nehmen. Wenn die Abstimmungssignale ausbleiben, reagieren sie jedoch irritiert. Sie unterbrechen ihr Spiel und nehmen Blickkontakt zur Mutter auf (Stern, 1993, S. 208-217).

Stern (1993) nimmt an, dass Kinder das Abstimmungsverhalten der Mutter nicht nur als Feedback für ihre Gefühle interpretierten, sondern als generalisiertes Feedback dafür, dass die Mutter ihre Perspektive teilt – d. h. dass sie mit ihrer Aufmerksamkeit bei der Sache ist, dass sie mit dem Verhalten des Kindes einverstanden ist usw.⁴⁷ Denn die Art, wie Kinder auf das Ausbleiben von Abstimmungssignalen reagieren, deutet darauf hin, dass sie sich aktiv darum bemühen, eine geteilte Perspektive herzustellen. In dem Moment, in dem das bestätigende Feedback für ihre eigene Perspektive ausbleibt, wenden sie ihre Aufmerksamkeit der Mutter zu, um sich an deren Perspektive zu orientieren. Auch andere Autoren (z.B. Scaife & Bruner, 1975; Murphy & Messer, 1977; Sorce et al., 1985) gehen davon aus, dass 9 Monate alte Säuglinge bereits zur aktiven Perspektivübernahme in der Lage sind. Sie können die Blickrichtung Anderer verfolgen und herausfinden, worauf sich deren Aufmerksamkeit richtet; und sie können zwischen dem Gesicht der Person und dem Objekt ihrer Aufmerksamkeit hin und her schauen und dadurch herausfinden, wie die Person die Situation bewertet.

Offenbar nutzen Säuglinge und Kleinkinder den Gesichtsausdruck auch, um herauszufinden, wie ihre eigenen Verhaltensabsichten von der Mutter beurteilt werden. Dieses

⁴⁶ Stern (1993, S. 198-200) geht davon aus, dass dieses indirekte Widerspiegeln von Emotionen dem Kind versichert, dass es nicht einfach nachgeahmt, sondern tatsächlich verstanden wurde. Die Übereinstimmungen im nonverbalen Ausdrucksverhalten beziehen sich nach Stern (1993, S. 211-212) auf folgende Qualitäten: Intensitätskontur (81% – d. h. in 81% der Fälle stimmt die Intensitätskontur überein), Dauer (69%), absolute Intensität (61%), räumliche Gestalt (47%), Takt (13%) und Rhythmus (13%).

⁴⁷ Von Seiten der Mütter scheint das Abstimmungsverhalten jedenfalls so gemeint zu sein. Um herauszufinden, was Mütter mit ihrem Abstimmungsverhalten bezwecken, wurden ihnen Videoaufzeichnungen von Interaktionen mit ihren Kindern gezeigt. In den meisten Fällen gaben die Mütter an, dass sie Anteilnahme am Erleben ihres Kindes zeigen wollten (Stern, 1993, S. 110-113).

Orientierungsverhalten wird als soziale Vergewisserung (social referencing) bezeichnet (vgl. Sorce et al., 1985; Stern, 1993, S. 309-312). Es tritt vor allem in Situationen auf, in denen Kinder verunsichert sind. Wenn sie nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen, nehmen Kinder Blickkontakt zur Mutter auf, um sich an deren Gesichtsausdruck zu orientieren. Eine klassische Versuchsanordnung, mit der dieses Kommunikationsmuster untersucht wurde, ist die »visuelle Klippe« (visual cliff) (vgl. Sorce et al., 1985). Einjährige Kinder werden mit einem Spielzeug gelockt, ein gefährlich erscheinendes Hindernis zu überqueren (z. B. eine schiefe Ebene oder eine durchsichtige Plexiglasscheibe). In dem Moment, in dem sie das Hindernis erreichen, zögern die Kinder und schauen zur Mutter. Wenn die Mutter fröhlich oder interessiert schaut, krabbeln die meisten Kinder weiter. Wenn die Mutter ängstlich oder verärgert schaut, kehren fast alle Kinder um.

Emotionsausdruck erfüllt demnach wichtige Funktionen beim Aushandeln einer sozial akzeptierten Realität, auf die sich sprachliche Kommunikation beziehen kann. Affekt Abstimmung vermittelt dem Kind, welche Wahrnehmungen, Verhaltensweisen und Gefühle von Anderen geteilt werden und welche nicht (vgl. Stern, 1993, S. 285-312). Durch soziale Vergewisserung lernt das Kind, Unsicherheiten in Bezug auf eigene Gefühle und Verhaltensabsichten aufzulösen und einen sozial akzeptierten Umgang mit der Situation zu entwickeln (vgl. Sorce et al., 1985). Wenn Kinder sprechen lernen, verfügen sie bereits über eine soziale Realität, in der es geteiltes Wissen über Wahrnehmungsobjekte, Intentionen und Gefühle gibt; und sie haben bereits erste Verbindlichkeiten darüber ausgehandelt, was in diese geteilte Realität hineingehört und was nicht. Sprache und andere Formen des Zeichengebrauchs bauen demnach auf einem gefestigten System sozialer Bedeutungen auf, die nonverbal ausgehandelt wurden.

8.4 Ausblick: Emotionsausdruck als Metakommunikation

Die Feedbackfunktion des Emotionsausdrucks in der Mutter-Kind-Kommunikation wirft darüber hinaus ein interessantes Licht auf den Prozess der impliziten Hypothesenprüfung, durch den die Kommunikationspartner sich ein Urteil bilden, ob die Kommunikation erfolgreich war. Wie im letzten Abschnitt diskutiert wurde, müssen kommunikative Intentionen hierzu in ein größeres Kausalschema eingeordnet werden, in welchem das mitgeteilte Wissen beim Kommunikationspartner eine bestimmte Reaktion hervorruft – so dass die Reaktion des Kommunikationspartners Rückschlüsse auf die Realisierung der Kommunikationsabsicht erlaubt. Ob die erwartete Reaktion in einer konkreten Hilfeleistung bei der

Situationsbewältigung besteht oder in einem Feedbacksignal, ist für den Prozess der Erfolgsprüfung von Kommunikationsabsichten im Grunde unerheblich. Entscheidend ist vielmehr, dass das Verhalten des Kommunikationspartners eine erwartbare Reaktion auf das mitgeteilte Wissen darstellt.

Obwohl es naheliegend erscheint, dass Emotionsausdruck als metakommunikatives Signal genutzt wird, um Anderen den Erfolg von Kommunikationsabsichten zu signalisieren, ist diese Feedbackfunktion des Emotionsausdrucks kaum erforscht (vgl. hierzu den Literaturüberblick von Hess, Philippot & Blairy, 1999). Es gibt zwar eine Vielzahl von Belegen dafür, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner vergleichbare Ausdrucksreaktionen hervorruft (Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994, S. 7-47; Blairy, Herrera & Hess, 1999; Cacioppo, Tassinary & Fridlund, 1990, S. 358-359; Dimberg, 1982; McHugo et al., 1985). Solche Ausdrucksreaktionen werden in der Regel jedoch durch eine angeborene Nachahmungstendenz erklärt und nicht mit intentionalem Feedbackverhalten in Zusammenhang gebracht.⁴⁸ Gleichzeitig gibt es eine relativ umfangreiche Literatur zur Funktion des nonverbalen Feedbacks in der Kommunikation zwischen Erwachsenen, die belegt, dass nonverbales Feedback metakommunikative Inhalte wie Verständnis, Zustimmung, emotionale Unterstützung u. ä. vermittelt (Gottman, 1994; Pasupathi et al., 1999; Jones & Guerrero, 2001; Jones & Burlison, 2003; Andersen, 1985; Duncan, 1972; Duncan & Fiske, 1977). Bei den untersuchten Signalen handelt es sich allerdings nicht um emotionsspezifisches Feedback, sondern um allgemeine Ausdrucksformen von Aufmerksamkeit und Zuneigung wie Lächeln, Blickkontakt, Nicken, direkte Körperorientierung und Vokalisationen wie »hmm«. Der Forschungsstand kann also die These weder ausschließen noch bestätigen, dass Emotionsausdruck eine metakommunikative Feedbackfunktion erfüllt. Falls sie zutrifft, hätte die Feedbackhypothese jedoch interessante Konsequenzen in Bezug auf das Erlernen kommunikativer Rollen und die Selbstzuschreibung von Kommunikationsabsichten, auf die wir zum Abschluss unserer Überlegungen kurz eingehen wollen.

Sofern Emotionsausdruck eine metakommunikative Funktion erfüllt, beruht diese Funktion auf der wechselseitigen Bezogenheit des Kommunikationsverhaltens. Beide Partner haben einen aktiven Anteil daran, dass die Zuschreibungsbedingungen für die Feed-

⁴⁸ Dass die Möglichkeit, solche Ausdrucksreaktionen als intentionales Feedback zu interpretieren, so gut wie nie in Betracht gezogen wurde, ist vermutlich auf den Einfluss des Empathiemodells von Lipps (1907) zurückzuführen. Die Annahme einer angeborenen Nachahmungstendenz spielt in diesem Modell eine wichtige Rolle. Nach Lipps löst die unwillkürliche Nachahmung des Emotionsausdrucks Gefühle aus, die es ermöglichen, die Gefühle Anderer nachzuempfinden. Dieses Modell wurde in den 90er Jahren von verschiedenen Autoren aufgegriffen, um Phänomene wie Gefühlsansteckung und Empathie zu erklären (vgl. Hatfield, Cacioppo & Rapson, 1994; Levenson, Ekman & Friesen, 1990; Levenson, 1996; Wallbott, 1991). Nach Einschätzung von Blairy, Herrera & Hess (1999) konnte es einer genaueren Überprüfung allerdings nicht standhalten.

backfunktion des Emotionsausdrucks erfüllt werden. Um als solches interpretiert zu werden, muss das Abstimmungsverhalten der Mutter unmittelbar auf den Ausdruck des Kindes folgen und mit diesem in Bezug auf modalitätsübergreifende Eigenschaften wie Intensität, Zeitmuster und räumliche Gestaltmerkmale übereinstimmen (Stern, 1993, S. 211-212). Indem Mütter gebeten wurden, ihr Abstimmungsverhalten bewusst zu verändern, konnte gezeigt werden, dass ein Abschwächen oder Übertreiben der Intensität bereits als FehlAbstimmung wahrgenommen wird und beim Kind Irritation hervorruft (Stern, 1993, S. 214-217). Um diese differenzierte Form der Bezugnahme zu ermöglichen, muss das Kind eine Reihe aktiver Vorleistungen erbringen. Sein Emotionsausdruck muss als abgrenzbare Einheit im Strom des nonverbalen Verhaltens erkennbar sein. Er muss ein spezifisches Muster von Intensitäts-, Zeit- und Gestaltmerkmalen aufweisen, das die Mutter aufgreifen kann, um den Bezug ihres Ausdrucks zum Ausdruck des Kindes deutlich zu machen. Außerdem muss das Kind seine Aufmerksamkeit dem Feedback zuwenden und dafür gegebenenfalls seinen eigenen Ausdruck unterbrechen.⁴⁹

Die Kriterien, die den Emotionsausdruck des einen Partners als Ausdruck einer Mitteilungsabsicht qualifizieren und den des anderen Partners als metakommunikatives Feedbacksignal, sind somit nicht die Eigenschaften des Ausdrucks an sich, sondern vielmehr die Rollenverteilung im Rahmen eines aufeinander bezogenen Kommunikationsmusters. Zunächst bringt einer der Kommunikationspartner ein Gefühl zum Ausdruck. Der andere Partner gibt nun ein Feedback, das sich auf den Ausdruck des ersten Partners bezieht – wobei die Feedbackfunktion durch die zeitliche Nähe und formale Ähnlichkeit zum Ausdruck des ersten Partner gekennzeichnet wird. Da es sich um ein gemeinsam erzeugtes Kommunikationsmuster handelt, setzt diese Rollenverteilung das Einverständnis beider Kommunikationspartner voraus. Indem ein Partner sein Verhalten ändert, kann er die Rollenverteilung durchbrechen und dadurch die Bedeutung des Emotionsausdrucks für beide verändern.

Vermutlich ist es kein Zufall, dass das Kommunikationsmuster der AffektAbstimmung nach ähnlichen Prinzipien funktioniert wie die Koordination von Hörer- und Sprecherrollen in der Kommunikation zwischen Erwachsenen. Was von Stern (1993, S. 198-230) für die AffektAbstimmung zwischen Mutter und Kind gezeigt wurde, gilt auch für den Sprecherwechsel in der verbalen Kommunikation: Solange der Sprecher Feedback bekommt, fühlt er sich in seiner Rolle bestätigt. Wenn das Feedback des Hörers ausbleibt,

⁴⁹ Ein Säugling, der ununterbrochen schreit, kann beispielsweise kein Feedback bekommen. Bruner (1993, S. 76-100) betrachtet es daher als erstes Anzeichen eines intentionalen Kommunikationsverhaltens, wenn Säuglinge ihr Schreien unterbrechen. Mit ca. 9 Monaten entwickeln sie eine neue Form des Schreiens, das nun deutlicher akzentuiert und durch Pausen unterbrochen ist, in denen das Kind auf ein Feedback wartet.

unterbricht der Sprecher seine Rede und schaut den Hörer an – was diesem Gelegenheit gibt, die Sprecherrolle zu übernehmen (vgl. Duncan, 1972; Duncan & Fiske, 1977). Ähnlich wie beim Kommunikationsmuster der sozialen Vergewisserung (Sorce et al., 1985) kann aber auch der Sprecher selbst den Rollenwechsel einleiten, indem er seine Rede unterbricht, den Hörer anschaut und auf eine Reaktion wartet.

Geht man davon aus, dass Hörer- und Sprecherrollen durch den Dialog der Gefühle in der Mutter-Kind-Kommunikation gelernt werden, würde das erklären, wie Kinder dazu kommen, ihrem Emotionsausdruck eine kommunikative Wirkung zuzuschreiben. Indem sich die Mutter in die Rolle des Feedback gebenden »Hörers« begibt und dem Kind eine Mitteilungsabsicht zuschreibt, macht sie es auf die kommunikative Wirkung seines Ausdrucks aufmerksam. Der aktive Beitrag des Kindes zur Affektabstimmung braucht anfangs nicht unbedingt intendiert zu sein. Ausdrucksformen, die sich für eine Affektabstimmung eignen, können auch zufällig entstehen. Indem die Mutter solche Ausdrucksformen herausgreift und durch ihr Feedback darauf eingeht, definiert sie ein bestimmtes Segment im Strom des nonverbalen Verhaltens als Ausdruck einer Mitteilungsabsicht. Das Kind wird dadurch angeregt, seinem Ausdruck eine kommunikative Wirkung zuzuschreiben – auch wenn diese Wirkung im Moment des Ausdrucksverhaltens vielleicht gar nicht beabsichtigt war. Die Strukturierung von Emotionsausdruck zu einer abgrenzbaren Einheit und die Selbstzuschreibung kommunikativer Intentionen wären demnach Bestandteile einer protolinguistischen »Sprecher«-Rolle, in die Kinder hineinwachsen, weil ihre Mütter immer wieder die komplementäre Rolle des Feedback gebenden »Hörers« einnehmen.

Fassen wir die Ergebnisse dieses Kapitels noch einmal zusammen:

- Der prototypenorientierte Definitionsansatz beschreibt emotionale Kommunikation auf einer subjektiven Wahrnehmungsebene – als wechselseitige Aktivierung emotionaler Skripts. Ob die subjektive Zuschreibung von Emotionen im Kommunikationsprozess einer objektiven Realität entspricht, lässt sich nicht pauschal beurteilen. Entscheidend ist vielmehr, dass die Kommunikationspartner sich selbst und Anderen kommunikative Intentionen zuschreiben und aufgrund dieser Zuschreibungen interagieren. Emotionale Skripts spielen hierbei eine wichtige Rolle, weil sie Erfahrungswissen verallgemeinern und es dadurch ermöglichen, skripttypische Aspekte aus dem komplexen Strom des nonverbalen Verhaltens herauszufiltern und mit sozialen Intentionen zu verknüpfen.

- Der prototypenorientierte Definitionsansatz bietet gleichzeitig eine Erklärung für emotionale Feedbackmechanismen wie Affektabstimmung und soziale Vergewisserung, durch die sich Kinder rückversichern, ob ihre Wahrnehmungen, Verhaltensabsichten und Gefühle von den erwachsenen Bezugspersonen geteilt werden. Dieser permanente Abstimmungs- und Vergewisserungsprozess führt zur Herausbildung eines geteilten Bedeutungsvorrats, auf den sich symbolische Kommunikation beziehen kann. Emotionales Feedback kann als metakommunikatives Signal über den Erfolg von Kommunikationsabsichten aufgefasst werden, das Kinder schon vor dem Spracherwerb mit kommunikativen Rollen vertraut macht und ihnen vermittelt, welche Kommunikationsinhalte Bestandteil der sozial akzeptierten Realität sind und welche nicht.

An einem Punkt führt der prototypenorientierte Definitionsansatz allerdings nicht weiter: Er kann nicht erklären, worin der Unterschied zwischen symbolischem und nonverbalem Emotionsausdruck besteht. Aus Sicht des Prototypenansatzes haben beide Formen des Emotionsausdrucks die gleiche Bedeutung. Sie verweisen auf das assoziative Erfahrungswissen, das in emotionalen Skripts gebündelt ist. Die Bedeutung von Emotionswörtern ist zwar in der Regel präziser und weniger kontextabhängig als die des nonverbalen Emotionsausdrucks, aber der Bedeutungsvorrat, auf den sich verbale und nonverbale Ausdrucksformen beziehen, ist im Prinzip der gleiche. Um die Eigengesetzlichkeiten emotionaler Kommunikation auf der symbolischen Ebene zu verstehen, ist es notwendig, den sozialkonstruktivistischen Definitionsansatz hinzuzuziehen, mit dem wir uns im folgenden Kapitel beschäftigen werden.

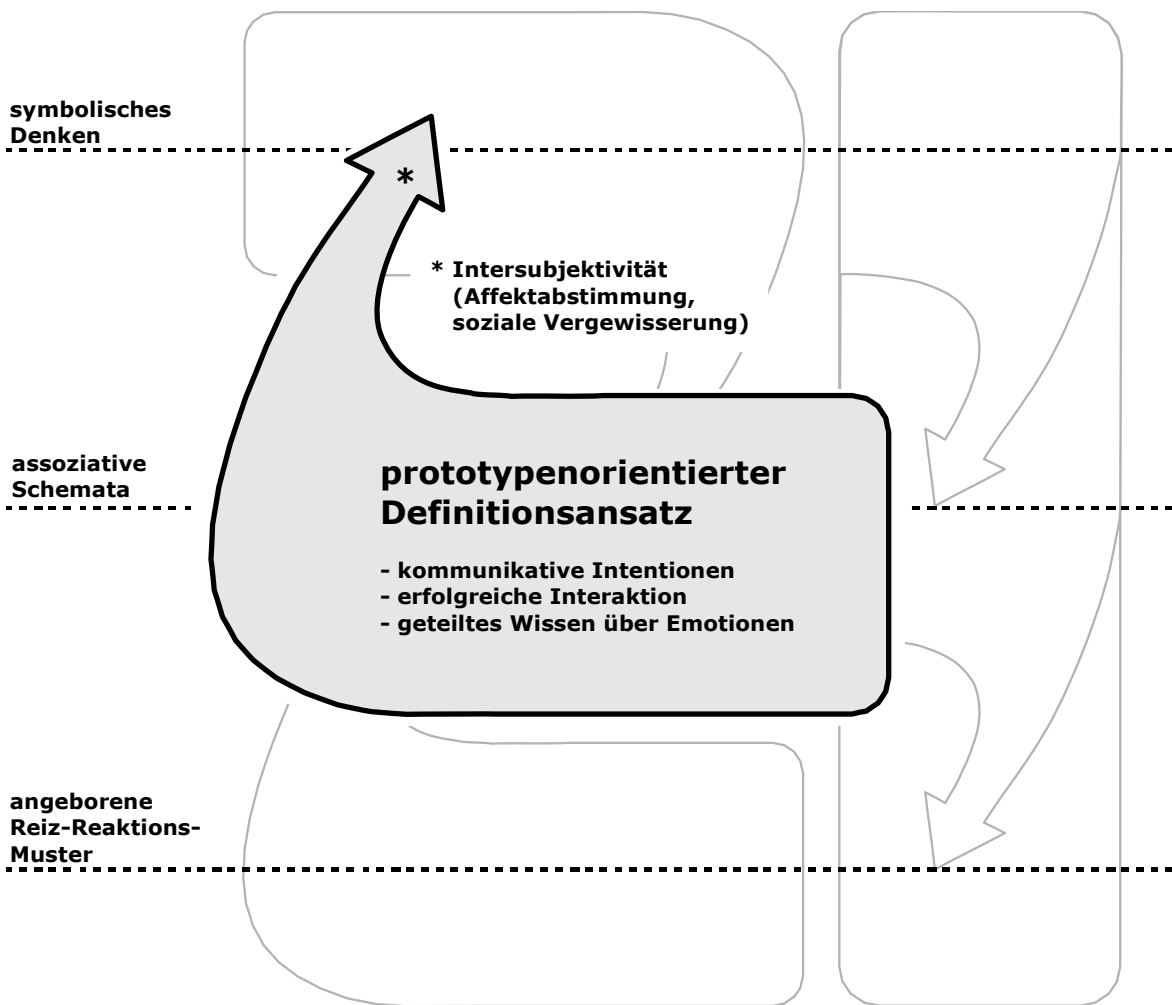


Abbildung 8: Die Ergebnisse zum prototypenorientierten Definitionsansatz im Überblick. Die Grafik veranschaulicht, wie der prototypenorientierte Definitionsansatz im Rahmen des Gesamtmodells einzuordnen ist, und fasst die zentralen Wirkungsmechanismen emotionaler Kommunikation auf der Schema-Ebene zusammen. Der Inhalt des Kastens bezieht sich auf die Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Schema-Ebene. Der mit * gekennzeichnete Inhalt des Pfeils bezieht sich auf emotionale Kommunikationsphänomene, die Bottom-up-Prozesse zwischen Schema-Ebene und Symbol-Ebene vermitteln.

9. Der sozialkonstruktivistisch orientierte Definitionsansatz

In den letzten beiden Kapiteln haben wir uns mit den nonverbalen Grundlagen emotionaler Kommunikation beschäftigt. Besonderer Wert wurde dabei auf Bottom-up-Prozesse gelegt, die zur Herausbildung eines geteilten Bedeutungsvorrats führen, auf den sich symbolische Kommunikation beziehen kann. In diesem Kapitel soll emotionale Kommunikation nun aus der Perspektive des sozialkonstruktivistischen Definitionsansatzes betrachtet werden, der davon ausgeht, dass Zeichen bereits eine konventionelle Bedeutung haben. Was lässt sich unter dieser Voraussetzung über die Eigendynamiken emotionaler Kommunikation auf der Zeichen-Ebene aussagen? Um den sozialkonstruktivistischen Definitionsansatz ins Gedächtnis zu rufen, hier noch einmal der Wortlaut der Arbeitsdefinition, die auf der Grundlage der sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien entwickelt wurde:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des sozialen Aushandelns von Emotionen mithilfe von Zeichen.

Aus der Sicht sozialkonstruktivistischer Emotionstheorien lässt sich die symbolische Ebene emotionaler Kommunikation wie folgt charakterisieren: Da Emotionen wichtige Funktionen im Zusammenleben der sozialen Gemeinschaft erfüllen, werden sie durch ein System von Normen und Regeln kontrolliert. Die symbolischen Ausdrucksformen für Emotionen spielen hierbei eine wichtige Rolle. Die Regeln, die bestimmen, welche Emotionswörter auf welche Situationen und Handlungen anzuwenden sind, sagen gleichzeitig etwas über die moralische Legitimation von Emotionen aus. Sie definieren, wie die Situation zu bewerten ist, wie sich die Person zu verhalten hat, mit welchen Zukunftsperspektiven und moralischen Verpflichtungen eine Emotion verbunden ist und welche Bedeutung all dies für die Person und ihre Stellung innerhalb der sozialen Ordnung hat. Die Regeln des Zeichengebrauchs wirken gleichzeitig als moralische Legitimation bzw. Verpflichtung, bestimmte Emotionen zu erleben und sich entsprechend zu verhalten.

Wie Averill (1991, S. 161-163) betont, reicht das Norm- und Regelbewusstsein einer Einzelperson aber nicht aus, um Emotionen moralisch zu legitimieren. Die Anwendbarkeit von Emotionsregeln muss auch durch das soziale Umfeld bestätigt werden. In ihrer Eigenschaft als soziales Rollenverhalten sind Emotionen in ein System aufeinander bezogener Rollen eingebunden und erfordern daher ein komplementäres Rollenverhalten anderer Personen. Bei Emotionen, die nur für die Person selbst existieren, fehlt der Bezug zur gemeinschaftlich anerkannten Realität und damit auch die Verbindlichkeit im Hinblick auf moralische Rechte und Pflichten, die sich aus der emotionalen Rolle ergeben. Emotionen – sofern sie aus einem normativen Rollenverständnis heraus erlebt werden – setzen daher einen sozialen Konsens über die Anwendbarkeit von Normen und Regeln voraus.

9.1 Das Verhältnis zu anderen Definitionsansätzen

Wie verhält sich dieser sozialkonstruktivistische Grundgedanke nun zu den anderen Definitionsansätzen, die in den letzten beiden Kapiteln diskutiert wurden? Was den neurologischen Definitionsansatz betrifft, gibt es relativ wenig Berührungspunkte. Viele Autoren weisen sogar ausdrücklich darauf hin, dass die Anwendbarkeit von Emotionskonzepten nicht an akute Erregungszustände gebunden ist (Harré, 1986; Averill, 1994; Wierzbicka, 1995; Lutz, 1988; Bedford, 1986). Wie im Zusammenhang mit dem Leib-Seele-Problem und der Nature-Nurture-Debatte diskutiert wurde, gibt es durchaus Positionen, die zwischen neurologischen und sozialkonstruktivistischen Erklärungsansätzen vermitteln.⁵⁰ Es wird jedoch allgemein davon ausgegangen, dass zwischen angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern und symbolischem Denken kein direkter Zusammenhang besteht. Wechselwirkungen zwischen diesen Prozessen werden vielmehr durch die vermittelnde Funktion assoziativer Schemata erklärt. Die interessantere Frage ist daher, wie sich der sozialkonstruktivistische Definitionsansatz zum prototypenorientierten Ansatz verhält.

Aus Sicht des Prototypenansatzes sollten die beiden Arbeitsdefinitionen gut vereinbar sein, da dieser Ansatz davon ausgeht, dass die Bedeutung von Emotionswörtern in Form emotionaler Skripts repräsentiert ist (Shaver et al., 1987; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990). Auch die meisten sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien nehmen an,

⁵⁰ Auf der einen Seite weisen viele neurologische Theorien darauf hin, dass Emotionen keine starren Reiz-Reaktions-Muster bilden. Durch den Einfluss kortikaler Regulationsmechanismen können die Reaktionen subkortikaler Emotionssysteme an wechselnde Situationskontexte angepasst werden (vgl. Damasio, 1997; Rolls, 1995; LeDoux, 2002). Auf der anderen Seite betont der körperbasierte Konstruktivismus (Kövecses, 2000), dass Emotionskonzepte keine vollkommen arbiträren Konstrukte sind, sondern immer auch den biologisch vorgegebenen Plausibilitätsrahmen für symbolische Sinnkonstruktion berücksichtigen.

dass sich Emotionswörter auf prototypische Handlungsskripts beziehen (vgl. Kövecses, 2000; Rosaldo, 1984; Lutz, 1988; Heider, 1991; Wierzbicka, 1990; Shweder, 1994; Averill, 1991).⁵¹ Die Kommunikationspartner müssen demnach über ein geteiltes Skriptwissen verfügen, um sich mithilfe symbolischer Ausdrucksformen verständigen zu können.

Die sozialkonstruktivistischen Theorien weisen allerdings darauf hin, dass die Bedeutung von Emotionskonzepten in vielfacher Weise über diesen primären Bedeutungsaspekt hinausgeht. Die Bedeutung von Zeichen ergibt sich nicht nur aus den konkreten Ereignissen und Handlungen, auf die sie angewendet werden können, sondern auch aus ihrer Einbettung in die übergeordneten Sinnstrukturen und symbolischen Diskurse einer Kultur. Nach Harré muss eine umfassende Analyse von Emotionskonzepten folgende Sinnzusammenhänge berücksichtigen:

1. das Repertoire der Sprachspiele⁵², die in einer Kultur verfügbar sind;
2. die moralische Ordnung, in der die moralischen Bewertungen, die sowohl über die Bedeutung als auch über die angemessene Verwendung von Emotionsterminologien bestimmen, selbst einen Sinn ergeben;
3. die sozialen Funktionen (Akte), die bestimmte Emotionsausdrücke und das Sprechen über Emotionen in den dramaturgisch geformten Episoden einer Kultur erfüllen;
4. die narrativen Formen, die durch den Ablauf der in 1, 2 und 3 genannten Situationen realisiert werden;
5. die Regelsysteme, durch die diese komplizierten Formen des sozialen Handelns sowie die emotionalen Qualitäten von Handlungen und Akteuren aufrechterhalten, verändert, kritisch erklärt und gelehrt werden.

(Harré, 1986, S. 13; unsere Übersetzung)

Die Einordnung von Emotionen in solche übergeordneten Sinnzusammenhänge ist von ausschlaggebender Bedeutung für ihre moralische Bewertung. Die Aktivierung emotionaler Skripts ist daher allein nicht hinreichend, um Emotionen sozial auszuhandeln.

Eine andere Frage wäre, ob die Skriptaktivierung notwendige Bedingung für das soziale Aushandeln von Emotionen ist. Dieser Teil der Frage ist schwieriger zu beantwor-

⁵¹ Was die Entstehung dieser Skripts betrifft, gehen die Auffassungen auseinander. Während der Prototypenansatz annimmt, dass der Skriptbildungsprozess von sinnlich konkreten Erfahrungen ausgeht und später durch symbolisch kodiertes Wissen überformt wird, sind die sozialkonstruktivistischen Theorien der Ansicht, dass emotionale Skripts auf der Ebene symbolischer Diskurse gebildet werden und durch den allgegenwärtigen Gebrauch symbolischer Ausdrucksformen verinnerlicht werden. Unabhängig davon, wie emotionale Skripts entstehen, ist man sich jedoch einig, dass sie den Charakter eines impliziten Schemawissens haben, das Wahrnehmung und Verhalten auf einer vorbewussten Ebene steuert.

⁵² Der Begriff des Sprachspiels stammt von Wittgenstein (2001). Gemeint ist hier das Verhältnis von Emotionskonzepten zu anderen Konzepten, die ähnliche Phänomenbereiche betreffen und folglich als alternative Sinngebungen für emotionales Verhalten in Frage kommen. Nach Shweder (1994) gehören dazu u. a. Konzepte wie »Krankheit«, »verhext Sein« oder »Leid« im religiösen Sinn.

ten. Auf der einen Seite müssen die Kommunikationspartner über ein geteiltes Skriptwissen verfügen, um sich mithilfe symbolischer Ausdrucksformen verständigen zu können, da dieses Skriptwissen den Bedeutungskern von Emotionskonzepten bildet. Auf der anderen Seite ist jedoch davon auszugehen, dass den Kommunikationspartnern ihr Skriptwissen im Moment des symbolischen Aushandelns nicht in vollem Umfang bewusst ist. Wie im Zusammenhang mit der Imagery-Debatte diskutiert wurde, handelt es sich bei emotionalen Skripts um flexible Wissensstrukturen, die bei jeder Aktivierung unter Einbeziehung von Kontextinformationen neu generiert werden (Mangold-Allwin, 1993, S. 67-98). Da sich der Kontext durch das Handeln der Person verändert, werden emotionale Skripts während der Ausführung ständig aktualisiert und an den veränderten Kontext angepasst. Die Aktivierung von Skriptwissen ist somit kein punktuell Ereignis, sondern ein Prozess, der sich über den gesamten Zeitrahmen der emotionalen Episode erstreckt.

In Bezug auf die Schema-Ebene emotionaler Kommunikation ist die Annahme, dass geteiltes Skriptwissen aktiviert wird, vergleichsweise unproblematisch. Emotionale Kommunikation ist hier an die interaktive Situationsbewältigung gebunden. Durch den Interaktionszusammenhang verfügen die Kommunikationspartner über einen gemeinsamen Wahrnehmungs- und Handlungskontext, der mit seiner spezifischen Verlaufsstruktur in die Aktivierung von Skriptwissen einfließt. Im Fall symbolischer Kommunikation verhält es sich anders. Zu den grundlegenden Eigenschaften symbolischer Kommunikation gehört, dass sie auch in Abwesenheit eines konkreten Referenten möglich ist, da konkrete Wahrnehmungsgegenstände hier in andere Darstellungsformate übersetzt werden, die unabhängig von ihnen gespeichert werden können (vgl. Eco, 1985, S. 242-276). Symbolische Kommunikation erhält dadurch eine zeitliche Offenheit, die vorsymbolische Kommunikationsformen nicht haben. Die Kommunikationspartner können über vergangene Emotionserlebnisse sprechen oder sich auf emotional bedeutsame Ereignisse in der Zukunft vorbereiten. Selbst wenn die Kommunikation während der emotionalen Episode selbst stattfindet, ist der Zeitrahmen der Kommunikation meist nicht mit dem Zeitrahmen der emotionalen Episode identisch. Statt einer prozesshaften, auf das unmittelbare Handeln bezogenen Form der Wissensrepräsentation haben wir es daher im Fall symbolischer Kommunikation mit einem punktuellen und diskontinuierlichen Zugriff auf emotionale Skripts zu tun.

Averill (1994, S. 385) verweist im diesem Zusammenhang auf Dennetts (1991) »Multiple Drafts«-Modell des Bewusstseins. Bewusstsein hat nach Dennett nie den Status einer fertigen Repräsentation. Das Bewusstsein im aktuellen Moment ist immer nur eine von unendlich vielen Versionen (drafts) der Repräsentation von Ereignissen. Im Moment

des sinnlich konkreten Erlebens sind diese Versionen anschaulich und detailreich, aber die großen Zusammenhänge fehlen. Im Moment der Planung oder nachträglichen Reflexion treten die abstrakten Zusammenhänge ins Bewusstsein und die sinnlich konkreten Details gehen verloren. Isoliert betrachtet hat keine dieser Momentaufnahmen den Charakter einer vollständigen Skriptaktivierung. Erst in der Summe ergeben sie ein ganzheitliches Skript.

Wenngleich symbolische Ausdrucksformen vom Bedeutungsgehalt auf emotionale Skripts in ihrer Gesamtheit verweisen, können sie diese Skripts im Moment des Zeichengebrauchs also nicht in ihrer Gesamtheit aktivieren. Sie können höchstens den Anstoß zu einer vollständigen Skriptaktivierung geben, wenn sie in einem geeigneten Wahrnehmungs- und Handlungskontext verwendet werden. Sofern sie losgelöst vom Kontext verwendet werden – was für symbolische Kommunikationsprozesse nicht untypisch ist – muss das aktivierte Skriptwissen hingegen schemenhaft und fragmentarisch bleiben.

Das Verhältnis zwischen dem sozialkonstruktivistischen und dem prototypenorientierten Definitionsansatz gestaltet sich demnach ähnlich wie das Verhältnis zwischen dem prototypenorientierten und dem neurologischen Definitionsansatz. Die Gegenstandsbereiche beider Definitionsansätze überschneiden sich, ohne dass sich einer von beiden auf einen Spezialfall des anderen reduzieren ließe. Der Überschneidungsbereich wird durch emotionale Kommunikationsprozesse gebildet, bei denen das symbolische Aushandeln von Emotionen auf die konkrete Situation bezogen ist. Der Prototypenansatz lässt sich darüber hinaus auf emotionale Kommunikationsprozesse anwenden, bei denen Emotionen ausschließlich über nonverbales Feedback ausgehandelt werden. Der sozialkonstruktivistische Definitionsansatz ist wiederum auf Kommunikationsprozesse anwendbar, bei denen Emotionen losgelöst vom Kontext mithilfe von Zeichen ausgehandelt werden.

Was das Verhältnis zu den anderen Arbeitsdefinitionen betrifft, scheint es daher angebracht, den sozialkonstruktivistischen Definitionsansatz als eigenständige Modellebene zu behandeln. Im Folgenden soll nun diskutiert werden, inwiefern die Zeichen-Ebene emotionaler Kommunikation einen spezifischen Beitrag zum Kommunikationsprozess leistet, der über die anderen beiden Ebenen hinausgeht.

9.2 Emotionale Kommunikation auf der Zeichen-Ebene

Von den vier Arbeitsdefinitionen für emotionale Kommunikation, die im Rahmen dieser Arbeit entwickelt wurden, hat der sozialkonstruktivistische Definitionsansatz zweifellos den stärksten Bezug zur allgemeinen Kommunikationstheorie. Die sozialkonstruktivisti-

schen Emotionstheorien verorten sich sowohl bezüglich des Gegenstands als auch des theoretischen und methodischen Hintergrunds im Kontext der Linguistik und der kulturellen Anthropologie – beides Disziplinen, in denen der Begriff des Zeichens eine zentrale Rolle spielt. Entsprechend ihrer zeichentheoretischen Orientierung ist es für die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien ein wichtiges Anliegen, zu zeigen, dass Emotionen den Charakter symbolischer Konzepte haben und dass Emotionsausdruck ein symbolischer, auf kulturellen Konventionen beruhender Ausdruck ist (vgl. Harré, 1986; Lutz, 1988; Bedford, 1986; Averill, 1994; Wierzbicka, 1995; Schweder, 1994). Freilich stimmen nicht alle Emotionstheorien mit dieser Sichtweise überein. Im Folgenden werden wir daher der Zeichenfunktion des Emotionsausdrucks genauer auf den Grund gehen und analysieren, welche Zeichenbegriffe auf welche Formen von Emotionsausdruck anwendbar sind.

9.2.1 Emotionsausdruck als Zeichen?

Kontroversen über die Zeichenfunktion des Emotionsausdrucks beziehen sich meist auf den nonverbalen Ausdruck. Während einige Autoren den nonverbalen Ausdruck primär als biologisches Signalverhalten betrachten (z. B. Ekman, 1972; Izard, 1971; Buck & Ginsburg, 1991; Kappas, Hess & Scherer, 1991; Johnstone, van Reekung & Scherer, 2001), heben andere Autoren die willkürlichen und konventionellen Aspekte des nonverbalen Ausdrucks hervor (z. B. Harré, 1986; Averill, 1991; Wierzbicka, 1995; Lutz, 1988; Ricci Bitti & Poggi, 1991; DePaulo, 1991).

In der Diskussion um den Zeichencharakter des nonverbalen Ausdrucks sind insbesondere zwei Fragestellungen von Bedeutung: zum einen die Frage, ob Emotionsausdruck eine angeborene, von kulturellen Konventionen unabhängige Grundlage hat, und zum anderen die Frage, inwiefern der nonverbale Ausdruck willkürlich kontrolliert werden kann. Mit der ersten Frage hat sich vor allem die kulturvergleichende Ausdrucksforschung beschäftigt. Die meisten interkulturellen Untersuchungen kommen zu dem Ergebnis, dass es grundlegende Übereinstimmungen in Bezug auf den mimischen und stimmlichen Ausdruck von Emotionen gibt, die auf eine angeborene Grundlage des Emotionsausdrucks schließen lassen (vgl. Ekman, 1972; Izard, 1971; Matsumoto & Ekman, 1989; Kappas, Hess & Scherer, 1991). Wie im Zusammenhang mit der Nature-Nurture-Debatte diskutiert wurde, gibt es auch kritische Positionen, die die Ergebnisse der kulturvergleichenden Ausdrucksforschung in Frage stellen (u. a. Russel, 1994; Wierzbicka, 1995; Besnier, 1995). Die Einwände stützen sich allerdings nicht auf gegenteilige Befunde, sondern auf methodi-

sche Kritik, die in späteren Studien der Ausdrucksforschung z.T. berücksichtigt wurde (vgl. Kupperbusch et al., 1999, S. 30-33). Weitere Hinweise auf eine angeborene Grundlage des Emotionsausdrucks stammen aus Beobachtungen zum Gesichtsausdruck blind geborener Kinder, der sich nicht wesentlich vom Ausdruck Sehender unterscheidet (vgl. Charlesworth & Kreutzer, 1973). Auch in Studien mit Affen, die isoliert von ihren Artgenossen aufgezogen wurden, konnten arttypische Ausdrucksformen beobachtet werden (Geen, 1992). Wenngleich die Bedeutung solcher Befunde kontrovers diskutiert wird, stellen sie u. E. eine ernst zu nehmende Herausforderung für die Annahme dar, dass Emotionsausdruck ein rein symbolisches, auf kulturellen Konventionen beruhendes Zeichensystem bildet.

Ein weiteres Argument, das häufig gegen die Zeichenfunktion von Emotionsausdruck ins Feld geführt wird, ist der spontane, unwillkürliche Charakter bestimmter Ausdrucksformen. Ein klassisches Beispiel hierfür ist das sogenannte »Duchenne«-Lächeln. Guillaume-Benjamin Duchenne fand bereits 1862 heraus, dass der Augenringmuskel, der sich beim »echten« Lächeln zusammenzieht, nicht willkürlich kontrahiert werden kann, weshalb diese Ausdrucksbewegung beim Höflichkeitslächeln fehlt (vgl. Ekman & O'Sullivan 1991, S. 173). Ein weiteres Beispiel für Ausdrucksbewegungen, die wenige Menschen willkürlich hervorbringen können, ist die charakteristische Bewegung der Augenbrauen, die beim spontanen Angst-Ausdruck auftritt (vgl. Ekman, 1985).

Die Beobachtung, dass der mimische Ausdruck willkürliche und unwillkürliche Anteile aufweist, wird auch durch neurologische Befunde gestützt. Die neurologische Forschung geht von zwei verschiedenen Verarbeitungswegen für willkürliche und unwillkürliche Ausdrucksbewegungen aus. Willkürliche Ausdrucksbewegungen werden durch den motorischen Kortex über pyramidale Nervenbahnen gesteuert, während unwillkürliche Ausdrucksbewegungen durch limbische und subkortikale Strukturen ausgelöst und über extrapyramidale Nervenbahnen vermittelt werden (Damasio 1997, S. 194-197; Rinn 1991, S. 10-15).

Weitere Befunde, die für eine Differenzierung spontaner und willkürlicher Ausdrucksformen sprechen, stammen aus der Entwicklungspsychologie. Während sich spontane Ausdrucksformen zu einem frühen Entwicklungszeitpunkt manifestieren (Camras, Malatesta & Izard, 1991; Field et al., 1982), bildet sich die willkürliche Ausdruckskontrolle erst später heraus. Die Fähigkeit, Emotionsausdruck willkürlich hervorzubringen, entwickelt sich bei Kindern ab ca. 3 bis 4 Jahren (Zuckerman & Przewuzman, 1979) und verbessert sich mit zunehmendem Alter (Shennum & Bugental, 1982; Lewis, Sullivan & Va-

sen, 1987; Odom & Lemond, 1972; Feldman, Jenkins & Popoola, 1979). Die Fähigkeit, spontane Ausdrucks- und Verhaltensimpulse zu unterdrücken, entwickelt sich ebenfalls ab dem dritten Lebensjahr (vgl. Schore, 1994; Shoda, Mischel & Peake, 1990; Kochanska, 1997; Kochanska, Murray & Coy, 1997; Feldman, Greenbaum & Yirmiya, 1999; Saarni & Weber, 1999). Emotionen glaubhaft vorzutäuschen, die im Widerspruch zu den spontan erlebten Gefühlen stehen, ist eine schwierigere Aufgabe, die erst von älteren Kindern und Erwachsenen mit Erfolg bewältigt wird (Morency & Krauss, 1982; Shennum & Bugental, 1982; Feldman, Jenkins & Popoola, 1979; Feldman, Tomasian & Coats, 1999; Parham, Feldman, Oster & Popoola, 1981; Saarni, 1984; Davis, 1995).

In Bezug auf den nonverbalen Ausdruck wird daher von vielen Autoren zwischen willkürlichen und unwillkürlichen Kommunikationsanteilen unterschieden (z. B. Ekman, 1972; Buck, 1984; Patterson, 1983; Rinn 1991; DePaulo, 1991; Planalp, 1999). Der unwillkürliche Anteil wird dabei in der Regel auf biologische Mechanismen zurückgeführt, während der willkürliche Anteil mit kulturellen Konventionen in Zusammenhang gebracht wird. Ein prominentes Beispiel hierfür ist Bucks (1984) Unterscheidung zwischen spontaner und symbolischer Kommunikation. Spontane Kommunikation (spontaneous communication) wird von Buck in Abgrenzung von symbolischer Kommunikation (symbolic communication) folgendermaßen definiert:

Zusammengefasst ist spontane Kommunikation durch folgende Haupteigenschaften definiert: (1) Sie beruht auf biologisch geteilten Signalsystemen, (2) sie ist unwillkürlich, (3) die Elemente der Botschaft sind Signale und keine Symbole und (4) sie ist nicht propositional und daher per Definition nicht falsifizierbar. (Buck, 1984, S. 7, unsere Übersetzung)

Symbolische Kommunikation hingegen beruht nach Buck (1984) auf kulturell definierten, arbiträren Zeichensystemen und setzt bewusste Kommunikationsabsichten voraus. Er verweist in diesem Zusammenhang auf das Konzept der Ausdrucksregeln (display rules) von Ekman & Friesen (1969; Ekman, 1972), auf das in Kapitel 8 bereits eingegangen wurde.

Es wird allgemein davon ausgegangen, dass nur der willkürliche Anteil des nonverbalen Ausdrucks Zeichencharakter hat, da er im Unterschied zum spontanen Anteil intentional und durch kulturelle Konventionen geregelt ist. Ganz so unproblematisch, wie es auf den ersten Blick erscheint, ist die Annahme des Symbolcharakters aber auch im Fall des willkürlichen Emotionsausdrucks nicht. Der Symbolbegriff ist in der Kommunikationstheorie eng mit dem Kriterium der Arbitrarität verbunden (vgl. Eco, 1987; Peirce, 1931-1958/ dt. 1967-1970; Saussure, 1916/1967). Arbitrarität bedeutet, dass Zeichen und Be-

zeichnetes in einer willkürlichen Beziehung zueinander stehen, die ausschließlich auf sozialen Konventionen beruht. Die Anwendbarkeit dieses Kriteriums ist im Fall des willkürlichen Emotionsausdrucks fraglich, da die Bedeutung willkürlicher Ausdrucksformen zum Großteil auf ihrer formalen Ähnlichkeit mit dem spontanen Emotionsausdruck beruht.

Der Begriff der »symbolischen Kommunikation« ist daher im Zusammenhang mit dem nonverbalen Emotionsausdruck insgesamt kritisch zu sehen. Es gibt jedoch Zeichenbegriffe, die weiter gefasst sind und keine arbiträre Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem voraussetzen. Wir werden uns im nächsten Abschnitt genauer mit solchen weiten Zeichenbegriffen beschäftigen und deren Anwendbarkeit auf Emotionsausdruck diskutieren. Zunächst soll jedoch auf den Bereich des sprachlichen Emotionsausdrucks eingegangen werden, da auch hier die Anwendbarkeit des Arbitraritäts-Kriteriums in manchen Fällen umstritten ist.

Dass Emotionswörter wie »Liebe«, »Angst« oder »Trauer« den Charakter arbiträrer Zeichen haben, daran gibt es im allgemeinen wenig Zweifel. Bei einigen sprachlichen Ausdrucksformen wird das Kriterium der Arbitrarität jedoch kontrovers diskutiert. Als kritische Fälle gelten u. a. die lautmalerischen Wörter (Onomatopoetika), die typische Klangeigenschaften des Bezeichneten aufgreifen (z. B. »oh«, »haha«, »puh« usw.). Ist es in solchen Fällen gerechtfertigt, zu behaupten, dass der Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem ein willkürlicher ist, der allein auf sozialen Konventionen beruht? Einige Zeichentheorien weisen darauf hin, dass auch die Onomatopoetika in gewissem Maße kulturellen Konventionen unterliegen. Die Bedeutung des lautmalerischen Ausdrucks »au« im Deutschen wird im Französischen beispielsweise durch »aie« wiedergegeben. Trotz solcher interkultureller Unterschiede gibt es jedoch eine klangliche Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem, die ihren rein arbiträren Charakter in Frage stellt.

Ähnliche Einwände wurden auch in Bezug auf bildhafte Ausdrucksformen wie Metaphern und Metonyme formuliert (z. B. Lakoff & Kövecses, 1987; Johnson, 1987; Kövecses, 2000). Metonyme für Emotionen beziehen sich meist auf Körperreaktionen, die für die bezeichnete Emotion als Ganzes stehen (z. B. Herzklopfen, Erröten, weiche Knie, u. ä.). Sie sind daher nach Kövecses (2000) durch biologische Voraussetzungen mit bedingt. Ähnliches gilt für Emotionsmetaphern. Emotionsmetaphern verweisen auf bildhafte Schemata (image schemas), die sich am körperlichen Emotionserleben orientieren und kulturübergreifende Gemeinsamkeiten aufweisen (vgl. Lakoff & Kövecses, 1987; Kövecses, 2000).

Wie Lakoff & Kövecses (1987; vgl. Kövecses, 2000) zeigen konnten, bilden die Metaphern für Emotionen im Englischen ein geordnetes System. Die meisten Emotions-Metaphern lassen sich auf eine überschaubare Anzahl allgemeiner Metaphern zurückführen. Beispielsweise können Metaphern wie »He is boiling with anger.« (Er kocht vor Wut.), »She was bursting with anger.« (Sie platzte vor Wut.), »He is just blowing off steam.« (Er lässt nur Dampf ab.) usw. als Varianten der allgemeinen Metapher »Ärger ist eine heiße Flüssigkeit in einem Behälter« aufgefasst werden. Ein Großteil der allgemeinen Metaphern sind wiederum Varianten der Metapher »Emotionen sind Kräfte«. Im Fall von Ärger ist die Kraft der Druck, den die heiße Flüssigkeit auf den Behälter ausübt.

Nach Kövecses (2000, S. 139-163) gibt es kulturübergreifende Gemeinsamkeiten in der Struktur bildhafter Schemata, auf die sich Emotionsmetaphern beziehen. So spielt z. B. die Behälter-Metapher in allen untersuchten Sprachen eine wichtige Rolle. Emotionen werden kulturübergreifend als »innere« Zustände der Person umschrieben. Eine Person kann »voll von« Angst, Wut, Freude, Trauer oder Liebe sein. Auch emotionsspezifische Formen der Behälter-Metapher wie »Ärger ist eine heiße Flüssigkeit in einem Behälter« sind (zumindest teilweise) auf andere Kulturen übertragbar. In den meisten untersuchten Sprachen stellte sich das Bild von der heißen Flüssigkeit in einem Behälter als die zentrale Metapher für Ärger heraus. Dies gilt insbesondere für Englisch (Lakoff & Kövecses, 1987), Ungarisch (Bokor, 1997), Japanisch (Matsuki, 1995) und Wolof (Munro, 1991).

Auch die konkreten Metaphern, die sich aus dieser allgemeinen Ärger-Metapher ableiten, stimmen weitgehend überein. Unterschiede zwischen den genannten Sprachen beziehen sich vor allem auf Körperregionen, die als metaphorische Behälter für Ärger dienen. Im Englischen ist der Behälter der gesamte Körper. Im Ungarischen können auch der Kopf bzw. das Gehirn als Behälter für Ärger dienen. In der japanischen Ärger-Metaphorik ist der primäre Behälter der Bauch (*hara*). Wenn der Ärger anwächst, steigt er zunächst in die Brust und schließlich in den Kopf. Im Chinesischen wird Ärger ebenfalls als Flüssigkeit oder Gas in einem Behälter umschrieben (King, 1989; Yu, 1995). In diesem Fall handelt es sich allerdings nicht um eine heiße Flüssigkeit, sondern um *qi*. *Qi* ist ein zentrales Konzept in der chinesischen Kultur. Es bezeichnet eine Form von Energie, die als Flüssigkeit oder Gas durch den Körper strömt. Die zentrale Metapher für Ärger im Chinesischen ist ein Überfluss an *qi*, der Druck im Körper oder in einzelnen Organen erzeugt.

Wenn man die Metapher »Ärger ist eine heiße Flüssigkeit in einem Behälter« mit Rücksicht auf die chinesische Sprache so verallgemeinert, dass Ärger »eine Flüssigkeit mit

Druck in einem Behälter« ist, ergibt sich nach Kövecses (2000, S. 155) eine kulturübergreifende Ärger-Metapher, die in allen untersuchten Sprachen folgende Aspekte impliziert:

- Der Behälter mit der Flüssigkeit ist die ärgerliche Person.
- Die Flüssigkeit in dem Behälter ist der Ärger.
- Der Druck der Flüssigkeit auf den Behälter ist die Macht des Ärgers über die ärgerliche Person.
- Die Ursache für den Druck ist die Ursache für die Macht des Ärgers.
- Der Versuch, die Flüssigkeit im Behälter zu halten, ist der Versuch, den Ärger zu kontrollieren.
- Die Flüssigkeit, die den Behälter verlässt, ist der Ausdruck des Ärgers.
- Die physikalische Dysfunktionalität des Behälters ist die soziale Dysfunktionalität der ärgerlichen Person.

(Kövecses, 2000, S. 155, unsere Übersetzung)

Die interkulturelle Übereinstimmung komplexer metaphorischer Sinnstrukturen deutet nach Kövecses (2000) darauf hin, dass Emotionsmetaphern keine vollkommen arbiträren Konstrukte sind. Sie scheinen sich vielmehr an körperlichen Basis-Schemata für Emotionen zu orientieren. In Fall von Ärger beinhaltet das körperliche Basis-Schema physiologische Reaktionen wie das Ansteigen von Blutdruck und Körpertemperatur, die in metaphorische Bilder von Druck und Hitze in einem Behälter umgesetzt werden.

Wenn man das Kriterium der Arbitrarität als Maßstab für die Zeichenfunktion von Emotionsausdruck ansetzt, würde das folglich bedeuten, dass nur ein Teil des sprachlichen Emotionsausdrucks – nämlich Emotionswörter im engen Sinn – für eine solche Funktion in Frage kommen. Wie wir im Folgenden diskutieren werden, gibt es allerdings weiter gefasste Zeichenbegriffe, die keine arbiträre Zeichenrelation voraussetzen.

9.2.2 Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Zeichen-Ebene

Wie in Kapitel 6 bereits angedeutet wurde, gibt es eine große Anzahl von Zeichentheorien, die wir hier nicht erschöpfend diskutieren können. Wir werden uns daher auf die viel zitierte Systematik von Zeichenbegriffen bei Peirce (1931-1958/1967-1970) beziehen, die u. a. von Eco (1985, 1987) aufgegriffen und weiterentwickelt wurde. Peirce und Eco gehen von einem weiten Zeichenbegriff aus, der neben arbiträren Symbolen auch indexikalische und ikonische Zeichen einschließt. Gemeinsames Merkmal aller Zeichentypen ist nach Eco (1985, 1972) der konventionelle Charakter des Zeichens. Die einzelnen Zeichentypen un-

terscheiden sich jedoch in Bezug auf die Art der Konventionen, die der Beziehung von Zeichen und Bezeichnetem zugrunde liegen.

Indexikalische Zeichen beruhen auf der Hinweisfunktion des Zeichens, das die Aufmerksamkeit des Interpretanten auf das Bezeichnete lenkt. Rauch kann beispielsweise als indexikalisches Zeichen das Vorhandensein von Feuer anzeigen. Indexikalische Zeichen werden von vielen Autoren nicht als Zeichen im eigentlichen Sinn betrachtet, weil der Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem naturgegeben erscheint. Wie Eco (1972, S. 30) betont, haben aber auch indexikalische Zeichen einen konventionellen Hintergrund. Sie beruhen auf Regeln des schlussfolgernden Denkens, die kulturell vermittelt sind. Dies wird u. a. am Beispiel von Krankheitssymptomen deutlich, deren Interpretation auf kulturell vermitteltem Wissen beruht und oft eine langjährige medizinische Ausbildung erfordert.

Die Anerkennung auch der Symptome als semiotischer Vorgänge bedeutet keineswegs eine Entkonventionalisierung der Semiotik, so dass man sie als Sprache Gottes oder des Seins betrachten könnte. Sie bedeutet nur eine Feststellung von Interpretationskonventionen auch in der Art und Weise, wie wir versuchen, Naturphänomene zu entziffern, *als ob* diese Zeichen wären, die etwas mitteilen. Die Kultur hat nämlich einige Phänomene selektioniert und als Zeichen aufgestellt, weil diese in der Tat unter geeigneten Umständen etwas mitteilen. (Eco, 1972, S. 30, Hervorhebung im Original)

Im Sinne des indexikalischen Zeichenbegriffs kann spontaner Emotionsausdruck durchaus Zeichenfunktionen erfüllen, auch wenn er auf unwillkürlichen biologischen Mechanismen beruht. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob die Interpretation des Ausdrucksverhaltens durch kulturelle Konventionen geregelt ist. Die Ergebnisse der kulturvergleichenden Ausdrucksforschung scheinen auf den ersten Blick nahelegen, dass kein kulturspezifisches Wissen erforderlich ist, um Emotionsausdruck als solchen zu erkennen. Wir sind jedoch der Auffassung, dass diese Schlussfolgerung voreilig wäre. Die Beobachtung, dass Emotionsausdruck in allen untersuchten Kulturen ähnlich interpretiert wird, schließt keineswegs aus, dass das Wissen, auf dem die Interpretation beruht, ganz oder teilweise erlernt ist.

Verschiedene Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass bei der Interpretation des nonverbalen Ausdrucks neben angeborenen Fähigkeiten auch erlerntes Wissen und kulturelle Konventionen eine Rolle spielen (vgl. Buck, 1984; Rosenthal & DePaulo, 1979; Brothers, 1997; Feldman, Philippot & Custrini, 1991, Matsumoto, 1992). So konnten Feldman, Philippot & Custrini (1991, S. 344-346) zeigen, dass soziales Feedback bei Kindern einen Lerneffekt hat, der ihre Leistungen beim Erkennen von Emotionsausdruck verbes-

sert. Des Weiteren gibt es Hinweise auf kultur- und geschlechtsspezifische Unterschiede in der Interpretation von Emotionsausdruck. Buck (1984) spricht hier in Anlehnung an Ekman (1972) Begriff der Ausdrucksregeln von »Dekodierregeln« (decoding rules).

Nach Matsumoto (1992) sind Angehörige der japanischen Kultur bei der Zuschreibung negativer Emotionen zurückhaltender als Amerikaner, während sich in der Zuschreibung positiver Emotionen keine kulturellen Unterschiede zeigten. Matsumoto erklärt dieses Ergebnis mit Verweis auf die »kollektivistische« Kultur Japans, in der negative Emotionen in stärkerem Maße sozial unerwünscht sind als in der »individualistischen« Kultur der USA. Japaner würden es daher als unhöflich empfinden, negative Emotionen wie Angst, Ärger, Trauer und Ekel zuzuschreiben.

Andere Autoren (z. B. Rosenthal & DePaulo, 1979; Buck, 1984, S. 264-281) weisen auf die Bedeutung geschlechtsspezifischer Dekodierregeln hin. Ein interessantes Ergebnis, das in diesem Zusammenhang gefunden wurde, betrifft das verbreitete Stereotyp, dass Frauen Emotionsausdruck besser interpretieren können als Männer. Der Forschungsüberblick von Buck (1984, S. 264-268) ergab, dass dieses Stereotyp nur in solchen Studien bestätigt wurde, in denen gestellte Gesichtsausdrücke als Teststimuli verwendet wurden. In Studien mit spontanen Gesichtsausdrücken konnten dagegen keine Geschlechtsunterschiede festgestellt werden. Nach Rosenthal & DePaulo (1979) können die unterschiedlichen Ergebnisse durch geschlechtsspezifische Dekodierregeln erklärt werden. Frauen scheinen bei der Interpretation des nonverbalen Ausdrucks »höflicher« vorzugehen als Männer. Sie achten mehr auf kontrollierte nonverbale Kanäle wie den Gesichtsausdruck und weniger auf schwer kontrollierbare Kanäle wie stimmlichen Ausdruck. Die Herausbildung geschlechtsspezifischer Dekodierstile lässt sich laut Buck (1984, S. 267) im Verlauf der kindlichen Entwicklung verfolgen:

Je älter Mädchen werden, desto mehr geht ihr Vorteil gegenüber Jungen in Bezug auf durchlässige Kanäle (leaky channels) zurück, während ihr Vorteil in Bezug auf weniger durchlässige Kanäle größer wird. Anscheinend ist dies Ausdruck ihres Lernens, wann es sozial angemessen ist, verschiedene Arten nonverbaler Kommunikation zu dekodieren, und wann nicht. (Buck 1984, S. 267, unsere Übersetzung).

Vor dem Hintergrund solcher kultur- und geschlechtsspezifischer Dekodierregeln scheint es u. E. gerechtfertigt, davon auszugehen, dass der spontane Emotionsausdruck die Funktion eines indexikalischen Zeichens erfüllen *kann*. Voraussetzung hierfür ist, dass die Interpretation des Ausdrucksverhaltens bestimmten Dekodierregeln entspricht, die von der so-

zialen Gemeinschaft anerkannt sind und im Einklang mit der sozialen Rolle des Interpretanten stehen. Interpretationen, die von sozial akzeptierten Dekodierregeln für Emotionsausdruck abweichen, wären dagegen keine erfolgreiche Kommunikation im Sinne des indexikalischen Zeichenbegriffs.

Ein Beispiel hierfür ist folgendes Ergebnis von Rosenthal & DePaulo (1979): Frauen, die zu einem männlichen Dekodierstil neigten und verstärkt auf »durchlässige« Kanäle (leaky channels) achteten, wurden von Anderen weniger sozial erfolgreich eingeschätzt als Frauen mit rollentypischem Dekodierverhalten. Dieses Ergebnis verdeutlicht, dass es keine »objektiv richtige« Interpretation des nonverbalen Ausdrucks gibt. Sozial erfolgreich ist emotionale Kommunikation vielmehr dann, wenn Emotionsausdruck auf sozial angemessene Weise interpretiert wird – und was sozial angemessen ist, kann je nach Kultur und sozialen Rollen der Kommunikationspartner variieren.

Eine weitere Schlussfolgerung, die sich aus den Ergebnissen von Rosenthal & DePaulo (1979) ergibt, ist dass der willkürliche Emotionsausdruck unter Umständen ebenfalls eine indexikalische Zeichenfunktion erfüllen *kann*. In Abhängigkeit von der Situation und den sozialen Rollen der Kommunikationspartner kann es sozial angemessen sein, primär auf die willkürlichen Anteile des nonverbalen Ausdrucks zu achten und diese zur Grundlage für die Zuschreibung von Emotionen zu machen. Es mag auf den ersten Blick widersinnig erscheinen, den willkürlichen Emotionsausdruck als indexikalisches Zeichen zu interpretieren, da willkürlicher Emotionsausdruck oft mit Täuschungsabsichten in Verbindung gebracht wird (vgl. u. a. Buck 1984, S. 231-254; Ekman, 1985). Einige Autoren (z. B. DePaulo, 1991, S. 351) weisen u. E. jedoch zu Recht darauf hin, dass willkürlicher Ausdruck keineswegs immer darauf abzielt, Andere zu täuschen. Willkürlicher Ausdruck kann auch mit der Absicht verbunden sein, den spontanen Ausdruck zu unterstreichen und den Kommunikationspartner auf tatsächlich empfundene Emotionen aufmerksam zu machen.

Wann es angemessen ist, dem willkürlichen Ausdruck Anderer zu vertrauen und ihn als indexikalisches Zeichen zu interpretieren und wann nicht, ist durch soziale Konventionen geregelt. In Liebes- und Freundschaftsbeziehungen gilt es beispielsweise als Affront, die ausgedrückten Emotionen anzuzweifeln, während es in Geschäftsbeziehungen als naiv gilt, Emotionen offen auszudrücken und den Ausdruck Anderer für bare Münze zu nehmen. Weder der spontane noch der willkürliche Emotionsausdruck haben also von sich aus die Funktion eines indexikalischen Zeichens. Ihre Zeichenfunktion beruht vielmehr auf sozialen Konventionen, die vorschreiben, wer in welchen Situationen welche Aspekte des nonverbalen Ausdrucks als Hinweis auf das Vorliegen von Emotionen interpretieren darf.

Ein weiterer Zeichenbegriff, der im Zusammenhang mit Emotionsausdruck interessant ist, ist der Begriff des ikonischen Zeichens. Beim ikonischen Zeichen beruht die Zeichenrelation auf der Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem (vgl. Eco, 1972, S. 200; Morris, 1946; Peirce, 1931-1958 / 1967-1970). Zu den ikonischen Zeichen gehören neben Abbildungen auch grafische Darstellungen, Diagramme, u. ä., die bestimmte formale Eigenschaften des Bezeichneten (Größenrelationen, zeitlichen Verlauf usw.) wiedergeben. Nach Eco (1972, 1985) haben auch ikonische Zeichen konventionellen Charakter. Sie greifen auf bestimmte Darstellungskonventionen zurück, die vorschreiben, welche Eigenschaften des Bezeichneten relevant sind und welche weggelassen werden können, welche Darstellungsmittel für welche formalen Eigenschaften zu verwenden sind usw. Beispiele für ikonische Darstellungskonventionen sind die Zentralperspektive (Schmidt, 1998), die Abgrenzung von Figur und Hintergrund durch eine schwarze Linie (Eco, 1972, S. 204-205) oder die Darstellung von Mädchen durch die Attribute Rock und Zöpfe.

Der Begriff des ikonischen Zeichens ist u. E. hilfreich, um die Zeichenfunktion von Ausdrucksformen wie Metaphern, Metonymen, Onomatopoeika und bestimmten Aspekten des willkürlichen Emotionsausdrucks zu beschreiben. Die genannten Ausdrucksformen greifen spezielle Eigenschaften des Bezeichneten auf, während andere Eigenschaften vernachlässigt werden; und sie wählen aus der Vielfalt von Darstellungsmöglichkeiten bestimmte Darstellungsmittel aus.

Beim Höflichkeitslächeln wird beispielsweise der Ausdruck von Freude und Zuneigung durch Hochziehen der Mundwinkel wiedergegeben, während eine andere wichtige Ausdrucksbewegung, das Zusammenziehen des Augenringmuskels fehlt. Diese Konvention gilt auch für die bildhafte Darstellung lächelnder Gesichter. Hochgezogene Mundwinkel sind für die Darstellung fröhlicher Gesichter essentiell, wohingegen die »Lachfalten«, die durch Kontraktion des Augenringmuskels entstehen, ein optionales Darstellungsmerkmal bilden. Die konventionellen Merkmale werden in der Darstellung von Emotionen oft hervorgehoben und überzeichnet, um das Gemeinte deutlicher zu machen – etwa in der schauspielerischen Darstellung von Emotionen.

Für Metaphern und Metonyme gilt ebenfalls, dass die Darstellung des Bezeichneten auf einige konventionelle Merkmale reduziert ist. Im Fall von Metonymen stehen einzelne Körperreaktionen (z. B. Tränen, Herzklopfen, Zittern) für die Emotion als Ganzes. Auch Metaphern greifen bestimmte Aspekte des Emotionserlebens heraus, während andere vernachlässigt werden. Wie bereits erwähnt, beziehen sich Ärger-Metaphern in vielen Kulturen auf das Empfinden von Druck und Hitze im Körper, während in der chinesischen Är-

ger-Metaphorik nur der Aspekt des Druckempfindens berücksichtigt wird (vgl. Kövecses, 2000). Auch die Darstellungsmittel sind konventionell. Jede Kultur verfügt über ein festes Repertoire an metaphorischen Bildern und Redewendungen, mit denen allgemeine Metaphern ausgedrückt werden können.

Eine weitere Ausdrucksform, die im Bereich ikonischer Zeichen eingeordnet werden kann, ist die Musik. Den Ergebnissen der Musikpsychologie zufolge greift Musik typische Klangeigenschaften des stimmlichen Emotionsausdrucks auf (Juslin, 1997; 2000; Laukka & Gabrielsson, 2000). Diese Klangeigenschaften werden aber nicht eins zu eins wiedergegeben, sondern mithilfe bestimmter Darstellungskonventionen umgesetzt – etwa durch Dur- oder Moll-Tonalität, Rhythmus, Tempo, Wahl der Instrumente usw.

Der Begriff des ikonischen Zeichens deckt somit eine Vielzahl von Ausdrucksformen für Emotionen ab – u. a. Emotionsmetaphern, Metonyme, Onomatopetika, bildhafte Emotionsdarstellungen, Musik sowie darstellende Aspekte des willkürlichen Emotionsausdrucks. Diese Ausdrucksformen greifen typische Merkmale von Emotionen auf (z. B. aus dem Bereich der Körperempfindungen oder des spontanen Ausdrucks) und geben diese Eigenschaften unter Verwendung bestimmter Darstellungskonventionen wieder.

Voraussetzung für den Erfolg von Kommunikation mittels ikonischer Zeichen ist die konsensuelle Anwendung von Darstellungsregeln durch die Kommunikationspartner. Der Grad der Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Emotionsdarstellungen können reduziert und abstrakt sein, solange sie konventionelle Erkennungsmerkmale der bezeichneten Emotion beinhalten und die geltenden Darstellungskonventionen erfüllen.⁵³ Für das Scheitern ikonischer Kommunikation ist in der Regel nicht die mangelnde Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem ausschlaggebend, sondern vielmehr mangelnde Kenntnis der Darstellungskonventionen bzw. das Verkennen der Darstellungsrelation als solcher.⁵⁴

Eine dritte Gruppe bilden die symbolischen Zeichen, die von vielen Autoren in Anlehnung an Saussure (1916/1967) als Zeichen im eigentlichen Sinn betrachtet werden, da

⁵³ Ein Beispiel für stark abstrahierte Emotionsdarstellungen sind »Emoticons«, die sich in der Chat- und E-Mail-Kommunikation eingebürgert haben. Emotionen werden hier durch eine Kombination von Satzzeichen dargestellt, z. B. :-) für Freude und :-(für Bedauern. Der relativ geringe Grad an Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten tut dem Erfolg der Kommunikation keinen Abbruch. Im Gegenteil: durch die Reduktion auf zentrale Darstellungsmerkmale und die starke Konventionalität der Darstellungsmittel sind Emoticons für diejenigen, die die Darstellungskonventionen kennen, leicht zu reproduzieren und zu verstehen.

⁵⁴ Eine allzu große Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten kann sogar dazu führen, dass ikonische Zeichen als indexikalische Zeichen missverstanden werden – z. B. wenn Emotionsausdruck so glaubhaft imitiert wird, dass ihn der Kommunikationspartner für spontanen Ausdruck hält. Der Ausdruck mag in solchen Fällen als indexikalisches Zeichen erfolgreich sein, da er die Zuschreibungsbedingungen für authentischen Emotionsausdruck erfüllt. Als ikonisches Zeichen hat er seine Funktion dagegen verfehlt, wenn die Darstellungsrelation zwischen Zeichen und Bezeichnetem unerkannt bleibt (z. B. wenn ein ironischer Ausdruck fälschlicherweise als ernst gemeinter Ausdruck interpretiert wird).

hier der konventionelle Charakter des Zeichens am deutlichsten zum Tragen kommt. Symbolische Zeichen beruhen auf einer arbiträren Zeichenrelation. Zeichen und Bezeichnetes sind hier ausschließlich durch soziale Konvention miteinander verbunden. Sie stehen in einem willkürlichen Verhältnis zueinander, das nicht wie bei den anderen Zeichentypen durch eine Hinweisfunktion oder formale Ähnlichkeit motiviert ist.

Wichtigstes Beispiel für symbolische Zeichen im Bereich des Emotionsausdrucks sind die Emotionswörter. Wörter wie »Liebe«, »love«, »amour« oder »любовь« stehen in einem willkürlichen Verhältnis zu den bezeichneten Emotionen. Ihre Bedeutung lässt sich ohne Kenntnis sprachlicher Konventionen nicht erschließen. Wie im Zusammenhang mit sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien diskutiert wurde, sind nicht nur die sprachlichen Ausdrücke, sondern auch die durch sie bezeichneten Emotionskonzepte in starkem Maße konventionell. Der Gebrauch von Emotionswörtern richtet sich nach einem komplexen System von Regeln, die vorschreiben, welche Emotionswörter auf welche Personen, Situationen und Handlungen anwendbar sind und welche Konsequenzen sich aus der Zuschreibung von Emotionen für die soziale Rolle der Person und ihre Stellung in der sozialen Ordnung ergeben. Der Erfolg emotionaler Kommunikation als symbolisches Zeichen beruht auf der konsensuellen Anwendung dieser Regeln durch die Kommunikationspartner.

Neben Emotionswörtern gibt es eine Vielzahl weiterer symbolischer Ausdrucksformen, deren Verwendung auf ähnlichen Regelsystemen beruht – u. a. symbolische Gesten (z. B. beleidigende Gesten als Ausdruck von Ärger), symbolische Geschenke (z. B. Verlobungs- und Eheringe als Ausdruck von Liebe), Kleidung (z. B. schwarze Kleidung als Ausdruck von Trauer) rituelle oder abergläubische Handlungen (z. B. sich bekreuzigen, auf Holz klopfen als Ausdruck von Angst). Wie die genannten Beispiele verdeutlichen, erfüllen viele Zeichen neben symbolischen Funktionen gleichzeitig auch indexikalische oder ikonische Funktionen. So haben symbolische Geschenke wie Ehe- und Verlobungsringe neben ihrem symbolischen Wert in der Regel auch einen materiellen Wert, der als indexikalisches Zeichen für den Wohlstand des Schenkenden und seine Wertschätzung gegenüber dem Beschenkten fungiert. Die Trauerfarbe Schwarz hat gleichzeitig eine metaphorische Bedeutung (»Trauer ist Dunkelheit«). Auch symbolische Gesten haben oft ikonische oder indexikalische Komponenten.

Die Übergänge zwischen den verschiedenen Zeichentypen sind somit fließend. Welche Zeichenfunktionen Emotionsausdruck erfüllen kann, hängt nicht allein von Form und Materialität des Ausdrucks ab, sondern vielmehr von den Regeln und Konventionen, die die Kommunikationspartner anwenden, um den Ausdruck zu interpretieren. Da die Re-

geln des Zeichengebrauchs in starkem Maße kontextabhängig sind, können ähnliche Ausdrucksformen je nach Kontext mit unterschiedlichen Bedeutungen und/oder Zeichenfunktionen verbunden sein.⁵⁵ Entscheidend für den Erfolg emotionaler Kommunikation auf der Zeichenebene ist vielmehr, dass sich die Kommunikationspartner in konsensueller Weise auf soziale Regeln und Konventionen des Emotionsausdrucks und seiner Interpretation beziehen.

Der konventionelle Charakter von Ausdrucks- und Dekodierregeln ist allerdings nicht gleichbedeutend damit, dass diese Regeln für die Kommunikationsteilnehmer unänderlich sind. Konsens entsteht durch Kommunikation und muss im Kommunikationsprozess immer wieder bestätigt, hinterfragt und neu ausgehandelt werden. Wie verschiedene Autoren (z. B. Eco, 1985; Derrida, 1972; Schmidt, 2003) betonen, ist zeichenbasierte Kommunikation ein offener Prozess, der alternative Bedeutungskonstruktionen zulässt. Aufgrund ihrer Einbettung in größere Zeichensysteme regen Zeichen dazu an, das Nichtgesagte mitzudenken und die Bedeutung von Zeichen zu hinterfragen, indem man sie mithilfe anderer Zeichen interpretiert. Dieses Prinzip der Reflexivität und Offenheit für alternative Sinnkonstruktionen bildet ein entscheidendes Merkmal der Zeichen-Ebene emotionaler Kommunikation, das sie von den anderen beiden Modellebenen unterscheidet. Gegen die spontane Wahrnehmung von Emotionsausdruck können sich die Kommunikationspartner nicht wehren. Indem sie Emotionsausdruck als Zeichen auffassen, können sie sich jedoch einen Interpretationsspielraum eröffnen, der es ihnen erlaubt, den Ausdruck auf verschiedene Weise zu deuten und die ausgedrückten Emotionen zu hinterfragen. Der soziale Konsens, an dem sich der Erfolg emotionaler Kommunikation auf der Zeichen-Ebene bemisst, muss der Kommunikation also nicht notwendigerweise vorausgehen. Er kann auch im Kommunikationsprozess selbst erst ausgehandelt werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es für die Zeichen-Ebene emotionaler Kommunikation kein alleingültiges Erfolgskriterium gibt, sondern vielmehr eine Gruppe von Kriterien, die sich in sinnvoller Weise ergänzen. Wenn man von einem weiten Zeichenbegriff ausgeht, der indexikalische und ikonische Zeichen einschließt, können auch angeborene Ausdrucksformen und sinnlich konkrete Emotionsdarstellungen Zeichencha-

⁵⁵ Das Berühren der Stirn mit dem Zeigefinger kann beispielsweise je nach Kontext die Bedeutung einer beleidigenden Geste oder einer anerkennenden Geste haben. Der mimische Ausdruck bildet hier ein wichtiges Kontextmerkmal, das zwischen beiden Bedeutungen differenziert. Im Zusammenhang mit dem Ausdruck negativer Emotionen (z. B. Ärger, Verachtung, Besorgnis) bedeutet die Geste »Du spinnst!« oder »Er/sie spinnt!«. In Kombination mit dem Ausdruck positiver Emotionen (z. B. Freude, Überraschung, Genugtuung) bedeutet die Geste »Aha!«, »Tolle Idee!«. Ricci Bitti & Poggi (1991) beschreiben weitere Beispiele für die Funktion des mimischen Ausdrucks als bedeutungsunterscheidendes Kontextmerkmal für symbolische Gesten in Italien.

rakter haben. Die Zeichenfunktion des Emotionsausdrucks ist nicht an die konkrete Form und Materialität des Ausdrucks gebunden. Sie beruht vielmehr auf der konsensuellen Anwendung von Ausdrucks- und Interpretationskonventionen. Die einzelnen Zeichenbegriffe unterscheiden sich im Hinblick darauf, was Gegenstand dieser Konventionen ist. Beim indexikalischen Zeichenbegriff steht die (gewollte oder ungewollte) Hinweisfunktion des Emotionsausdrucks im Vordergrund. Indexikalische Konventionen bestimmen, wer welche Ausdrucksformen in welchen Situationen als Hinweis auf das Vorliegen von Emotionen interpretieren darf. Beim ikonischen Zeichenbegriff stehen die Darstellungskonventionen im Mittelpunkt, die bestimmen, welche Merkmale von Emotionen für welche Art der Darstellung relevant sind und welche Darstellungsmittel angemessen sind, um diese Merkmale zu repräsentieren. Der symbolische Zeichenbegriff betont die willkürlichen Aspekte von Zeichen, die nicht durch Hinweis- oder Darstellungsfunktionen motiviert sind, sondern allein auf sozialen Konventionen beruhen.

Der konventionelle Charakter aller drei Zeichenfunktionen macht sie zu flexiblen Erfolgskriterien. Da die Konventionen des Zeichengebrauchs im Kommunikationsprozess neu ausgehandelt werden können, kann sich die Zeichenfunktion von Emotionsausdruck im Verlauf der Kommunikation verändern. Dies gilt insbesondere, wenn Kommunikationsmedien zugleich als Speicher- und Reproduktionsmedien dienen – wie etwa im Fall der Schrift, der Fotografie oder der digitalen Medien. Zeichen, die unabhängig vom menschlichen Gedächtnis gespeichert und reproduziert werden können, eröffnen zeitlich unbegrenzte Möglichkeiten der Anschlusskommunikation (vgl. Assmann & Assmann, 1994; Elsner, Grumbrecht, Müller & Spangenberg, 1994), was letztlich dazu führt, dass Erfolg und Misserfolg zeichenbasierter Kommunikation zu keinem Zeitpunkt endgültig feststehen, sondern in der Anschlusskommunikation immer wieder neu ausgehandelt werden können.

Nachdem wir uns mit den sozialen Regeln und Konventionen beschäftigt haben, die der Zeichenfunktion von Emotionsausdruck zugrunde liegen, werden wir im nächsten Abschnitt auf Top-down-Prozesse eingehen, die dazu führen, dass solche Regeln und Konventionen von den Kommunikationspartnern verinnerlicht werden. Zuvor sollen die zentralen Gedanken dieses Abschnitts noch einmal zusammengefasst werden:

- Auf der Zeichen-Ebene emotionaler Kommunikation können Emotionsausdruck und dessen Interpretation als normatives Verhalten beschrieben werden. Die Regeln für die Verwendung von Emotionswörtern und anderen zeichenhaften Ausdrucksformen sind gleichzeitig Ausdruck der Emotionsregeln einer Kultur. Sie definieren,

wie bestimmte Situationen zu bewerten sind, wie sich die Person zu verhalten hat und welche Konsequenzen sich aus der Zuschreibung von Emotionen für die soziale Rolle der Person ergeben.

- Die starke sozialkonstruktivistische These, dass alle Formen des Emotionsausdrucks Symbolcharakter haben, ist allerdings nicht unproblematisch, da der Symbolbegriff eng mit dem Kriterium der Arbitrarität verbunden ist. Die Annahme, dass Emotionsausdruck in einem arbiträren, allein durch kulturelle Konventionen definierten Verhältnis zu den ausgedrückten Emotionen steht, lässt sich vor dem Hintergrund der kulturvergleichenden Ausdrucksforschung nicht aufrecht erhalten.
- Wenn man von einem weiten Zeichenbegriff ausgeht, der neben symbolischen Zeichen auch indexikalische und ikonische Zeichen einschließt, lässt sich der Zeichenbegriff aber auch auf solche Ausdrucksformen anwenden, die in einem nicht-arbiträren Verhältnis zu den ausgedrückten Emotionen stehen – wie u. a. spontaner und willkürlicher nonverbaler Ausdruck, Metaphern, Metonyme, bildhafte Emotionsdarstellungen und Musik.
- Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Zeichen-Ebene sind die indexikalischen, ikonischen und symbolischen Zeichenfunktionen, die Emotionsausdruck gemäß den Regeln und Konventionen einer Kultur erfüllen kann. Entscheidend sind nicht die Form und Materialität des Ausdrucks, sondern die konsensuelle Anwendung kulturspezifischer Ausdrucks- und Interpretationsregeln, auf denen die Zeichenfunktion des Emotionsausdrucks beruht. Aufgrund der Offenheit und Reflexivität zeichenbasierter Kommunikation können diese Regeln im Kommunikationsprozess hinterfragt und neu ausgehandelt werden.

9.3 Top-down-Prozesse: Emotionale Kommunikation und verinnerlichte Normen

Die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien beschäftigen sich nicht nur mit symbolischer Kommunikation. Sie nehmen gleichzeitig für sich Anspruch, den Einfluss symbolischer Konzepte auf das sinnlich konkrete Emotionserleben zu erklären. Um unsere Überlegungen zum sozialkonstruktivistischen Definitionsansatz abzurunden, soll deshalb disku-

tiert werden, inwiefern dieser Ansatz einen Beitrag zur Erklärung von Top-down-Prozessen leisten kann, die von der Zeichen-Ebene auf die Schema-Ebene zurückwirken.

Aus sozialkonstruktivistischer Sicht handelt es sich bei Emotionsregeln primär um implizite Regeln, die von den Mitgliedern einer Kultur durch den ständigen Gebrauch symbolischer Ausdrucksformen »verinnerlicht« werden. Was genau verbirgt sich hinter solchen Formulierungen? Inwiefern kann man behaupten, dass Zeichenbedeutungen zu spontanen Automatismen werden, die das Verhalten einer Person bestimmen, auch wenn sie sich dessen gar nicht bewusst ist? Wie im Kapitel zu sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien bereits erläutert wurde, erklären diese Theorien den Einfluss von Zeichen-Bedeutungen durch den selektiven und konstruktiven Charakter der Emotionswahrnehmung (vgl. Averill, 1993; Shweder, 1994; Harré, 1986). Sprachliche Emotionskonzepte dienen als Interpretationsschemata, die verschiedene Bereiche der subjektiven Erfahrung wie körperliche Empfindungen, Gefühlszustände, kognitive Bewertungen und Verhaltensimpulse in einen übergeordneten Sinnzusammenhang integrieren. Die einzelnen Aspekte von Emotionskonzepten werden durch solche Konzepte zu einer kohärenten Geschichte verknüpft, die sich entsprechend den Erzählkonventionen der jeweiligen Kultur entfaltet.

Der selektive und konstruktive Charakter der Emotionswahrnehmung hat wiederum Auswirkung auf emotionale Skripts. Wie bereits erläutert, handelt es sich bei emotionalen Skripts um flexible Wissensstrukturen, die bei jeder Aktivierung unter Einbeziehung von Kontextinformationen neu generiert und an wechselnde Situationskontexte angepasst werden. Selbst wenn man davon ausgeht, dass sich emotionale Skripts primär auf der Grundlage angeborener Reiz-Reaktions-Muster herausbilden, führt die Aktivierung im Kontext zeichenbasierter Kommunikation dazu, dass diese Skripts mit jedem Abruf den kulturspezifischen Emotionsgeschichten ein Stück ähnlicher werden.

Im Folgenden sollen verschiedene Ansätze vorgestellt werden, die den Prozess der Aneignung kulturellen Emotionswissens genauer beleuchten. Hierzu gehören u. a. die Spiel- und Kreativitätstheorien (Csikszentmihalyi, 1996; Bühler, 1924), das Konzepte der »Meta-Emotionen« (meta-emotions) (Gottman, Katz & Hooven 1997; Oliver, 1993; Mayer & Gaschke, 1988; Bartsch et al., 2006) und das der »Gefühlsregeln« (feeling rules) (Hochschild, 1983).

Kulturelle Aktivitäten wie Spiele, Rituale, Erzählungen, Musik, Tanz, darstellende Kunst u. ä. spielen bei der Aneignung kulturellen Emotionswissens eine wichtige Rolle. Viele Autoren gehen davon aus, dass solche kulturellen Aktivitäten mit einer intrinsisch motivierenden Erlebnisqualität verbunden sind, die die Teilnehmer als belohnend empfin-

den, auch wenn ihnen die Tätigkeit darüber hinaus keine erkennbaren Vorteile bringt (Csikszentmihalyi, 1996; 1997; Bühler, 1924; Sokolowski, 1993; Vorderer, Steen & Chan, im Druck). Csikszentmihalyi (1996) hat in diesem Zusammenhang den Begriff des »Flow«-Zustands geprägt.⁵⁶ Ein ähnliches Konzept wurde von Bühler (1924, S. 457) entwickelt. Sein Begriff der »Funktionslust« bezieht sich auf die Erlebnisqualität des Spiels bei Kindern. Ähnlich wie Bühler (1924) geht Csikszentmihalyi (1996) davon aus, dass der reibungslose Ablauf komplexer Tätigkeiten ein Lustgefühl hervorruft, das die Person unabhängig von äußeren Belohnungen motiviert.

Die Entstehung von Flow-Zuständen wird nach Csikszentmihalyi (1997, S. 163-166) durch folgende Voraussetzungen begünstigt:

1. Jede Phase der Aktivität ist durch klare Ziele bestimmt.
2. Man erhält unmittelbares Feedback für das eigene Handeln / Denken.
3. Aufgaben und Fähigkeiten befinden sich in einem ausgewogenen Verhältnis.
4. Die Aufmerksamkeit ist vollständig auf das eigene Handeln konzentriert.
5. Irrelevante Reize und Gedanken können vom Bewusstsein ausgeschlossen werden.
6. Man hat keine Versagensängste.
7. Man hört auf, sich selbst zu beobachten.
8. Das Zeitgefühl wird aufgehoben.
9. Die Aktivität wird um ihrer selbst willen ausgeübt.

Nach Csikszentmihalyi (1996) sind viele kulturelle Aktivitäten wie Tanz, Sport, Spiele, Rituale u. ä. so aufgebaut, dass sie Flow-Erlebnisse begünstigen. Entscheidend ist jedoch nicht die konkrete Art der Tätigkeit, sondern vielmehr das ausgewogene Verhältnis von Anforderungen und Fähigkeiten. Damit sich der Flow-Zustand einstellt, müssen die Fähigkeiten der Person herausgefordert sein. Die Person darf weder unterfordert sein, dann würde sie sich langweilen, noch darf sie überfordert sein, sonst würden Versagensängste und Frustrationserlebnisse aufkommen.

Ein wichtiger Bereich von Aktivitäten, durch die sich Kinder kulturspezifisches Emotionswissen aneignen, ist das Rollenspiel. Kinder geraten beim Rollenspiel besonders schnell in den Flow-Zustand. Oft vergessen sie schon nach kurzer Zeit, dass ihre Rolle nur gespielt ist und entwickeln spontane Emotionen. Sie lachen, runzeln die Stirn, schreien, schlagen und fangen manchmal sogar an zu weinen (Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 105; vgl. Watson & Getz, 1990; Saarni & Weber, 1999). Diese Beobachtung ist vor al-

⁵⁶ Der Flow-Zustand wurde nach der Metapher des »Fließens« benannt, die viele der von Csikszentmihalyi (1996) interviewten Personen verwendeten, um den hochkonzentrierten und doch mühelosen Charakter spielerischer und kreativer Aktivitäten zu beschreiben.

lem deshalb interessant, weil sich der bewusste Zugriff auf emotionales Skriptwissen bei Kindern erst relativ langsam herausbildet. Wenn Emotionen in den Kontext eines fiktiven Rollenspiels eingebettet sind, können 2- bis 3-jährige Kinder die typischen Ausdrucksformen dieser Emotionen aber bereits auf lebhaft Weise hervorbringen (vgl. Saarni & Weber, 1999, S. 81; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990, S. 105). Das Aufgehen in ihrer gespielten Rolle ermöglicht es Kindern, ein implizites Emotionswissen auszutesten und zu erweitern, das sie noch nicht in Worte fassen können. Wie im Rahmen theaterpädagogischer Ansätze gezeigt wurde, kann auch bei älteren Kindern und Erwachsenen mithilfe des Rollenspiels implizites Wissen über Emotionen, zwischenmenschliche Beziehungen und soziale Rollen freigesetzt werden, auf das die Person sonst keinen Zugriff hat. Hierauf beruhen u.a. die schauspielpädagogischen Ansätze von Stanislawski und Brecht (Stanislawski, 1954/1996; Steinweg, 1995; Hentschel, Hoffman & Vaßen, 1997).

Bei älteren Kindern und Jugendlichen verlagert sich das spielerische Austesten von Emotionsregeln und sozialen Identitäten immer mehr vom Rollenspiel in die Beschäftigung mit fiktionalen Erzählungen und die hiervon ausgehenden Tagträumereien (Derdeyn & Turley, 1994; Ashbach, 1994). Statt ihre fiktiven Rollen und Emotionen auszuagieren, spielen sie diese nun vor allem in der Fantasie durch. Während der Pubertät entwickeln Jugendliche oft ein »suchtartiges« Mediennutzungsverhalten (z. B. »Lesesucht«, »Fernsehsucht«, »Computerspielsucht« u. ä.) das unverkennbare Merkmale von Flow-Zuständen aufweist (vgl. Graf, 2002; Rheingold, 1993, S. 151f).

Kulturelle Aktivitäten wie Rollenspiele und die Beschäftigung mit fiktionalen Geschichten bieten Kindern und Jugendlichen einen Kontext, der ihrem kognitiven Entwicklungsstand angemessen ist, und in dem sie emotionale Fähigkeiten wie Einfühlung, Selbstbeherrschung u. ä. frei von den Gefahren und Handlungserfordernissen realer Auslösesituationen austesten können. Gleichzeitig bieten solche Aktivitäten einen sozialen Kontext, der durch Andere bereits in regelhafter Weise vorstrukturiert ist und dadurch das Erlernen regelhafter Zusammenhänge erleichtert. Vor allem wenn die Spielpartner ältere Kinder oder Erwachsene sind, wird der Spielablauf durch deren Vorstellungen über Emotionen und soziale Interaktionen bestimmt. Ähnliches gilt für fiktionale Erzählungen. Auch hier werden soziale Informationen in einer durch Andere vorselektierten und vorstrukturierten Weise dargeboten. Auf diese Weise werden Erfolgserlebnisse möglich, die die zum Einsatz gebrachten Fähigkeiten bestätigen und zur Teilnahme an ähnlichen Aktivitäten motivieren.

Die »Erziehung der Gefühle« ist jedoch nicht auf kulturelle Aktivitäten beschränkt. Verschiedene Autoren weisen darauf hin, dass das alltägliche Feedback sozialer Bezugs-

personen wie Eltern, gleichaltrige Freunde und Arbeitskollegen bei der Sozialisation von Emotionen eine wichtige Rolle spielt (z. B. Gottman, Katz & Hooven, 1997; Hochschild, 1983; Haas, 1978; Smith & Kleinmann, 1989). Das positive bzw. negative Feedback für Emotionen wird im Verlauf der Situation verinnerlicht und wirkt sich auf die emotionale Entwicklung aus. Emotionen, die durch das soziale Umfeld bestätigt werden, werden von der Person kultiviert und in das Selbstbild integriert, während sozial unerwünschte Emotionen ignoriert, geleugnet und unterdrückt werden.

Gottman, Katz & Hooven (1997) sprechen in diesem Zusammenhang von »Meta-Emotionen« (vgl. Bartsch et al., 2006). Meta-Emotionen sind Gefühle über Gefühle, die im Zusammenhang mit der primären Emotion erlebt werden (z. B. Scham über einen Wutausbruch oder Spaß am »Nervenkitzel«). Sie bilden eine gefühlsmäßige Einstellung zur primären Emotion, die beeinflusst, wie diese Emotion erlebt und ausgedrückt wird. Untersuchungen von Gottman, Katz & Hooven (1997) zur emotionalen Kommunikation in Familien deuten darauf hin, dass Meta-Emotionen – bewusst oder unbewusst – von Eltern an ihre Kinder weitergegeben werden. Eltern, die sich im qualitativen Interview positiv über Emotionen wie Ärger oder Trauer äußerten, gaben gleichzeitig an, dass sie diese Emotionen bei ihren Kindern mit Aufmerksamkeit und Anteilnahme verfolgten und das Bedürfnis hatten, ihre Fähigkeiten im produktiven Umgang mit diesen Emotionen an die Kinder weiterzugeben. Eltern, die sich negativ über diese Emotionen äußerten, gaben dagegen an, dass sie ihre Kinder zurechtweisen, ablenken oder ignorieren würden, wenn sie das betreffende Gefühl bei ihnen beobachten (vgl. Gottman, Katz & Hooven, 1997, S. 45-85, 140-145).

Nach Gottman, Katz & Hooven (1997) betreiben Eltern, die den Emotionen ihrer Kinder aufgeschlossen gegenüberstehen, mit ihnen ein sogenanntes »Emotionstraining« (emotion coaching), das folgende Aspekte beinhaltet:

1. Der Elternteil nimmt die Emotion des Kindes bewusst wahr.
2. Der Elternteil sieht die Emotion des Kindes als eine Gelegenheit für Intimität und Lernen.
3. Der Elternteil hilft dem Kind, die Emotion, die es hat, sprachlich zu benennen.
4. Der Elternteil zeigt Mitgefühl oder bestätigt die Emotion des Kindes.
5. Der Elternteil hilft dem Kind, Probleme zu lösen.

(Gottman, Katz & Hooven, 1997, S. 84, unsere Übersetzung)

Wenn Eltern über positive Meta-Emotionen verfügen, haben ihre Kinder demnach Gelegenheit, verschiedene Fähigkeiten zu lernen, die es ihnen ermöglichen, Emotionen bewusst

auszuleben, zu kommunizieren und in produktive Bahnen zu lenken. Wenn die Eltern das Kind zurechtweisen, ablenken oder ignorieren, bleibt seine Emotion dagegen ein sinn- und namenloser Erregungszustand. Das Kind erfährt dann nicht wesentlich mehr als dass die Eltern diesen Zustand missbilligen und ihn nach Möglichkeit vermeiden. Eltern mit negativen Meta-Emotionen tun sogar eine Reihe von Dingen, die die Entstehung koordinierter Handlungsskripts für Emotionen aktiv behindern. Sie lenken die Aufmerksamkeit des Kindes vom Auslöser ab, sie ignorieren oder kritisieren sein Verhalten und lassen das Kind nicht zu Wort kommen. Die Ergebnisse der Verdrängungsforschung (z.B. Weinberger, 1990; Brosschot & Jansen, 1998; Mendolia, 1999; Schwartz, 1990) deuten darauf hin, dass sozial unerwünschte Emotionen oft gar nicht mehr bewusst als solche erlebt werden und sich nur noch in Form diffuser Erregungszustände oder Stresssymptome äußern.

Kinder scheinen demnach die Anteilnahme und Unterstützung ihrer Eltern zu brauchen, um eine positive Einstellung zu Emotionen zu entwickeln – und damit das Selbstvertrauen, sich auf Emotionen einzulassen. Diese Unterstützung können Eltern ihren Kindern nur dann geben, wenn sie selbst über positive Meta-Emotionen verfügen. Meta-Emotionen können somit als Bestandteil sozialer Rollen aufgefasst werden, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Soziale Bezugspersonen wie gleichaltrige Freunde und Arbeitskollegen scheinen im weiteren Verlauf der Individualentwicklung eine ähnliche Funktion bei der Sozialisation von Meta-Emotionen zu übernehmen. So spielt nach Gottman (1986; 1994, S. 275-283) die Präferenz von Kindern für gleichgeschlechtliche Freundschaften eine wichtige Rolle bei der Sozialisation geschlechtsspezifischer Meta-Emotionen.

Interessant sind auch die Beobachtungen von Hochschild (1983) zur Sozialisation von Emotionen durch die »Gefühlsregeln« (feeling rules) des Arbeitsumfelds (vgl. Planalp, 1999, S. 71-103). Gefühlsregeln können expliziter Bestandteil von »Unternehmensphilosophien« sein – z. B. dass sich Stewardessen und Disneyland-Mitarbeiter unter keinen Umständen über die Gäste ärgern dürfen (Hochschild, 1983). Es kann sich aber auch um ungeschriebene Gesetze einer Berufsgruppe handeln. So ist z. B. unter Bauarbeitern die Angst vor Unfällen ein Tabuthema (Haas, 1978), und von Medizinstudenten werden Gefühle wie Ekel, Mitleid, Scham und sexuelle Erregung tabuisiert, die bei der Untersuchung und Behandlung von menschlichen Körpern entstehen (Smith & Kleinmann, 1989). Autoren wie Hochschild (1983) und Smith & Kleinman (1989), die sich mit der berufsbedingten Tabuisierung von Emotionen beschäftigt haben, kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass diese Tabuisierung nicht nur bewirkt, dass die Mitglieder der Berufsgruppe

die tabuisierten Emotionen vor Anderen verbergen, tabuisierte Emotionen werden oft gar nicht mehr bewusst erlebt und äußern sich nur noch als unspezifischer »Stress«.

Koordinierte und sozial akzeptierte Skripts für Emotionen können also nur durch die Anteilnahme und Vorbildwirkung Anderer erlernt werden, die selbst eine positive Einstellung zur betreffenden Emotion entwickelt haben. Ein Umfeld, in dem die primäre Emotion tabuisiert wird, lässt solche Skripts gar nicht erst entstehen – oder es trägt sogar aktiv dazu bei, dass bereits vorhandene Skripts verlernt werden. Meta-Emotionen führen somit zu einer selektiven Kultivierung emotionaler Skripts, die mit der sozialen Rolle der Person vereinbar sind. Die Person braucht nicht unbedingt zu wissen, aufgrund welcher Überzeugungen, Normen und Werthaltungen ihre Emotionen von Anderen bestätigt oder abgelehnt werden. Es reicht aus, die Ablehnung oder Bestätigung des sozialen Umfelds zu spüren, um normative Werthaltungen gegenüber Emotionen in Form von Meta-Emotionen zu verinnerlichen.

9.4 Ausblick: Emotionale Kommunikation und kollektives Wissen

Unsere Überlegungen zur Aneignung kultureller Emotionsregeln führen zu der Schlussfolgerung, dass diese Regeln den Charakter eines kollektiven Wissens haben. Nicht nur weil es sich um kulturell überliefertes Wissen handelt, sondern weil der soziale Kontext in vielen Fällen unverzichtbarer Bestandteil dieses Wissens ist. Wie wir im Zusammenhang mit dem Prototypenansatz diskutiert haben, ist Emotionswissen in Form flexibler Konzepte repräsentiert, die bei jedem Abruf unter Einbeziehung von Kontextinformationen neu generiert werden. Kontextinformationen, die durch Andere eingebracht werden, fließen daher in die aktivierten Schemata ein und beeinflussen die Qualität des aktivierten Wissens.

Fischer et al. (1993) gehen davon aus, dass Wissen und Fähigkeiten nicht primär als Eigenschaften einer isolierten Person zu begreifen sind, sondern als Eigenschaften der Person in einem bestimmten sozialen Kontext. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von einem optimalen und einem funktionalen Entwicklungsstand kognitiver Fähigkeiten. Der funktionale Entwicklungsstand besteht aus Leistungen, die die Person aus eigener Initiative und ohne fremde Unterstützung erbringen kann. Der optimale Entwicklungsstand wird durch Leistungen gebildet, die die Person selbständig erbringen kann, wenn sie durch den sozialen Kontext geeignete Denkanstöße und Feedbackinformationen bekommt. Wie Fischer et al. (1993) zeigen konnten, sind Kinder in der Entwicklung emotionaler Skripts und anderer sozialkognitiver Fähigkeiten mit ihrem optimalen Entwicklungsstand dem

funktionalen Entwicklungsstand meist um Jahre voraus (vgl. auch Fischer, Shaver & Carnochan, 1990; Fischer & Pipp, 1984).

Kulturelle Aktivitäten wie Rollenspiele und fiktionale Erzählungen bieten Heranwachsenden einen sozialen Kontext, der durch Andere in regelhafter Weise vorstrukturiert ist und somit das optimale Entwicklungslevel anspricht. Fähigkeiten im Umgang mit emotionsauslösenden Situationen können hier unter optimalen Erfolgsbedingungen angewendet werden. Auch wenn sich solche Erfolgserlebnisse im Alltag nicht ohne Weiteres reproduzieren lassen, geben sie wichtige Impulse für das Selbstbild und die emotionale Entwicklung der Person.

Erweitert man den sozialkonstruktivistischen Ansatz um Konzepte wie Spieltheorien und Meta-Emotionen bietet er somit eine geeignete Grundlage, um die Aneignung impliziter Emotionsregeln und die Teilhabe an kollektivem Emotionswissen zu beschreiben. Durch die Einbindung in soziale Beziehungen und die Beteiligung an kulturellen Aktivitäten erhalten Menschen permanent soziales Feedback für ihre Emotionen. Emotionen, die im Einklang mit sozialen Normen und Rollenerwartungen stehen, werden durch positives Feedback wie soziale Anerkennung, Aufmerksamkeit, Flow-Erlebnisse u. ä. belohnt, während sozial unerwünschte Emotionen durch das soziale Umfeld abgelehnt, tabuisiert und lächerlich gemacht werden. Das soziale Feedback für Emotionen löst zusätzliche Emotionen und Motivationszustände aus, die sich auf die Erlebnisqualität der ursprünglichen Emotionen auswirken. Im Verlauf der Sozialisation werden solche Feedback-Emotionen verinnerlicht und prägen die Einstellung zur primären Emotion. Kinder und Jugendliche brauchen nicht unbedingt zu wissen, warum sie positives oder negatives Feedback für bestimmte Emotionen erhalten. Das regelmäßige Erleben von Feedback-Emotionen reicht bereits aus, um eine positive oder negative Einstellung zur betreffenden Emotion zu entwickeln, die das Selbstbild und die emotionale Entwicklung beeinflusst.

Fassen wir die Ergebnisse dieses Kapitels noch einmal zusammen:

- Der sozialkonstruktivistische Definitionsansatz beschreibt emotionale Kommunikation auf der Ebene von Zeichen – als Prozess des sozialen Aushandelns von Emotionen. Die Regeln des Zeichengebrauchs sind gleichzeitig Ausdruck kulturspezifischer Normen und Regeln, die die soziale Angemessenheit von Emotionen betreffen. In seiner Funktion als Zeichen trägt Emotionsausdruck dazu bei, diese Regeln zu bestätigen, zu hinterfragen und neu auszuhandeln. Wenn man von einem weiten Zeichenbegriff ausgeht, der neben arbiträren Symbolen auch ikonische und indexi-

kalische Zeichen einschließt, können sämtliche Formen des Emotionsausdrucks Zeichenfunktionen erfüllen. Ausschlaggebend für den Erfolg der verschiedenen Zeichenfunktionen, die Emotionsausdruck erfüllen kann, sind nicht die Form und Materialität des Ausdrucks, sondern vielmehr die konsensuelle Anwendung kulturspezifischer Ausdrucks- und Interpretationsregeln. Aufgrund der Reflexivität und Offenheit von Zeichen können die Kommunikationspartner dazu beitragen, die Regeln des Zeichengebrauchs und damit die Erfolgsbedingungen der Kommunikation im Kommunikationsprozess zu hinterfragen und neu zu definieren.

- Der sozialkonstruktivistische Definitionsansatz bietet gleichzeitig eine geeignete Grundlage, um zu beschreiben, wie Emotionsregeln von den Mitgliedern einer Kultur verinnerlicht werden. Kulturelle Tätigkeiten wie Rollenspiele, fiktionale Erzählungen u. ä. bieten Kindern und Jugendlichen einen Kontext, in dem sie ihr Emotionswissen frei von den Gefahren und Handlungserfordernissen realer Auslösesituationen anwenden können. Sie stellen regelhaft vorstrukturierte Informationen zur Verfügung, die den Teilnehmern solcher Aktivitäten Erfolgserlebnisse vermitteln und sie über ihr bisheriges Wissen im Umgang mit Emotionen hinauswachsen lassen. Meta-Emotionen, die in der Kommunikation mit Bezugspersonen wie Eltern, Freunden und Arbeitskollegen gelernt werden, vermitteln Heranwachsenden ein intuitives »Bauchgefühl«, welche Emotionen zu ihrer sozialen Rolle passen, und beeinflussen dadurch die Entscheidung, sich auf reale oder fiktive Emotionsgeschichten einzulassen und die hierfür erforderlichen Fähigkeiten zu kultivieren.

Im folgenden Kapitel werden wir auf den letzten der vier Definitionsansätze eingehen: auf den bewertungsorientierten Definitionsansatz. Wir haben diesen Definitionsansatz bewusst ans Ende gestellt, weil sich der Erklärungsanspruch der Bewertungstheorien auf alle drei Modellebenen gleichzeitig bezieht. Der bewertungsorientierte Ansatz bringt also keine neue Modellebene ins Spiel. Er wirft aber eine interessante Frage auf, die wir bisher aus unseren Überlegungen ausgeklammert haben: Welche Informationen müssen eigentlich kommuniziert werden, damit man von geteilten Emotionen, geteiltem Wissen über Emotionen oder von sozialem Konsens über Emotionen sprechen kann?

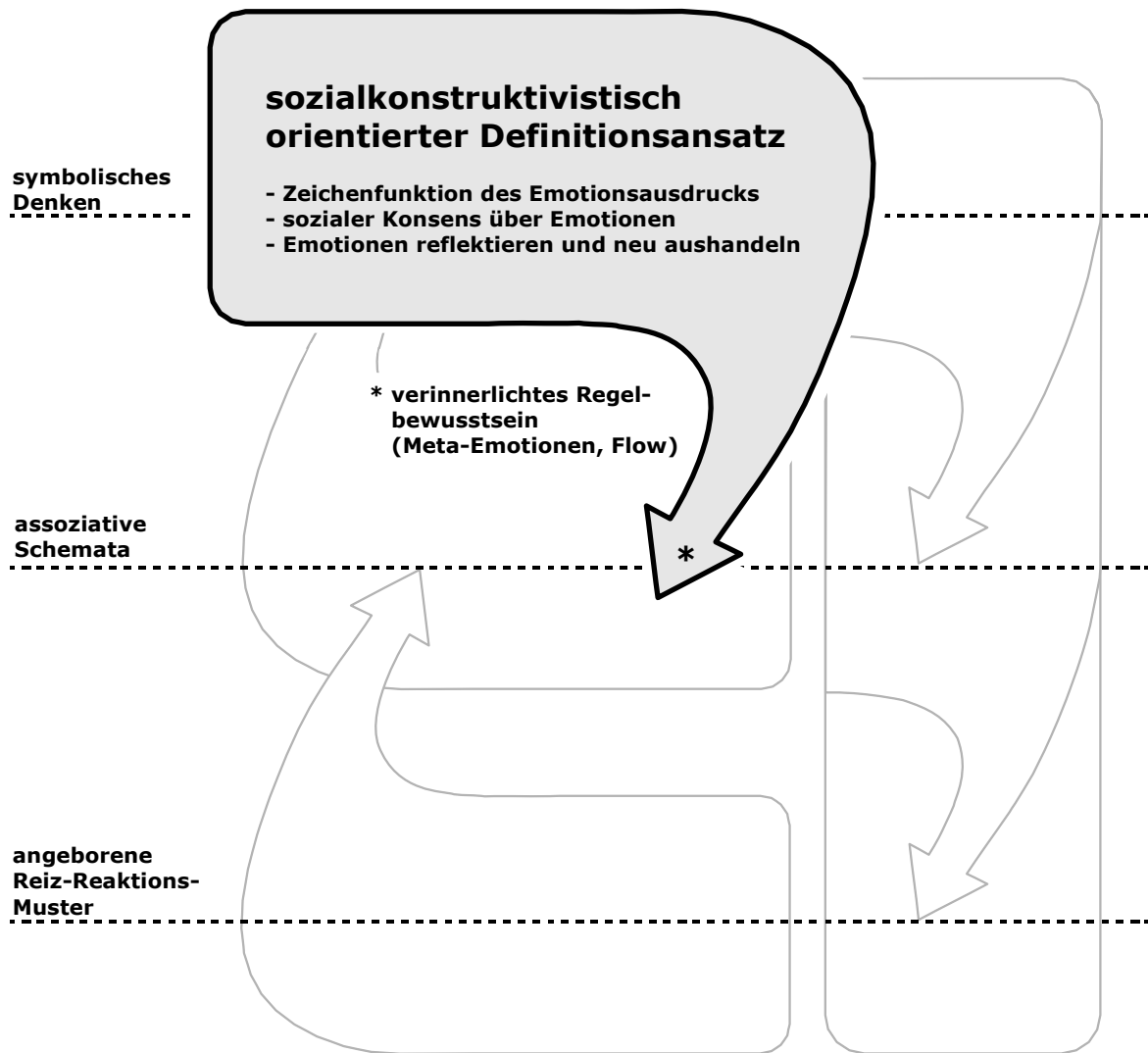


Abbildung 9: Die Ergebnisse zum sozialkonstruktivistisch orientierten Definitionsansatz im Überblick. Die Grafik veranschaulicht, wie der sozialkonstruktivistisch orientierte Definitionsansatz im Rahmen des Gesamtmodells einzuordnen ist, und fasst die zentralen Wirkungsmechanismen emotionaler Kommunikation auf der Symbol-Ebene zusammen. Der Inhalt des Kastens bezieht sich auf die Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Zeichen-Ebene. Der mit * gekennzeichnete Inhalt des Pfeils bezieht sich auf emotionale Kommunikationsphänomene, die Top-down-Prozesse zwischen Symbol-Ebene und Schema-Ebene vermitteln.

10. Der bewertungsorientierte Definitionsansatz

Nachdem wir anhand der anderen Definitionsansätze zentrale Funktionsmechanismen emotionaler Kommunikation auf den drei Modellebenen – angeborene Reiz-Reaktions-Muster, assoziative Schemata und zeichenbasierte Kommunikation – diskutiert haben, wenden wir uns dem bewertungsorientierten Definitionsansatz zuwenden. Wir haben diesen Ansatz bewusst ans Ende unserer Überlegungen gestellt, da sich der Erklärungsanspruch der Bewertungstheorien auf alle drei Modellebenen gleichzeitig bezieht. Im Folgenden soll diskutiert werden, inwiefern sich dieser umfassende Erklärungsanspruch auf emotionale Kommunikationsprozesse übertragen lässt und welche Schlussfolgerungen sich daraus für das Zusammenwirken der drei Modellebenen ergeben. Zur Erinnerung, hier noch einmal die Arbeitsdefinition, die im Kapitel zu Bewertungstheorien der Emotionen entwickelt wurde:

Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des Informationsaustauschs über kognitive Bewertungen.

Wie verhält sich dieser Definitionsansatz zu den Aussagen über emotionale Kommunikation, die auf der Grundlage der anderen Definitionsansätze herausgearbeitet wurden?

10.1 Kommunikation von Bewertungen auf der Reiz-Reaktions-Ebene

Beginnen wir mit der Ebene der angeborenen Reiz-Reaktions-Muster: Findet hier bereits ein Informationsaustausch über kognitive Bewertungen statt? Um diese Frage positiv beantworten zu können, müssen kognitive Bewertungen wie Neuheit, Valenz, Zielrelevanz, Urheberschaft, Bewältigungsmöglichkeiten, Gewissheit und normative Bewertung mithilfe des angeborenen Emotionsausdrucks enkodiert und vom Kommunikationspartner mittels

angeborener Fähigkeiten dekodiert werden können. Im Folgenden werden wir uns daher mit der Frage beschäftigen, wie solche Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster realisiert werden könnten.

Was die Frage der Enkodierung von Bewertungsinformationen betrifft, gibt es zwei Erklärungsansätze, die bei der Einführung des bewertungsorientierten Definitionsansatzes bereits vorgestellt wurden. Die Affekt-als-Information Hypothese von Schwarz & Clore (1988) geht davon aus, dass die einzelnen Bewertungskomponenten auf einer vorbewussten Ebene zu einer ganzheitlichen Situationsbewertung integriert werden, die sich für die Person selbst als subjektives Gefühl und für Andere als Emotionsausdruck äußert. Andere Autoren (Scherer, 1984; 2000; Smith, 1989) vertreten die These, dass der nonverbale Ausdruck ein direkter Ausdruck kognitiver Bewertungen ist. Emotionsausdruck wird hier als eine Kombination verschiedener Ausdrucksreaktionen betrachtet, die jeweils bestimmte Bewertungskomponenten widerspiegeln (vgl. Wehrle, Kaiser, Schmidt & Scherer, 2000; Kaiser & Wehrle, 2001). Unabhängig davon, ob die einzelnen Bewertungen explizit in den Emotionsausdruck einfließen oder implizit als Teil einer ganzheitlichen emotionalen Bewertung – in beiden Fällen gibt das Ausdrucksverhalten Aufschluss darüber, wie die Person die Situation bewertet. Emotionsausdruck wird dadurch zu einer Informationsquelle, die vom Kommunikationspartner für eigene Bewertungs- und Entscheidungsprozesse genutzt werden kann (Scherer, 1994; Parkinson, 2001; Manstead & Fischer, 2001).

Wie sieht es nun mit der Dekodierung der durch Emotionsausdruck kommunizierten Bewertungen aus? Vor dem Hintergrund unserer bisherigen Überlegungen zur Reiz-Reaktions-Ebene erscheint es keineswegs selbstverständlich, dass auf dieser Ebene differenzierte Bewertungsinformationen ausgetauscht werden. Wie im Zusammenhang mit dem neurologischen Definitionsansatz diskutiert wurde, löst Emotionsausdruck in der Regel keine objektgerichteten Emotionen aus, sondern lediglich ungerichtete Stimmungen. Der Einfluss von Emotionsausdruck auf die Aktivierung subkortikaler Emotionssysteme trägt zwar wesentlich dazu bei, die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners auf emotional relevante Umweltereignisse zu lenken und begünstigt dadurch die Entstehung geteilter Emotionen. Die Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse, die Stimmungen zu objektgerichteten Emotionen machen, sind jedoch eine kognitive Leistung, die der Kommunikationspartner selbst erbringen muss.

Man könnte nun argumentieren – diese These wird u. a. von Frijda (1994) und Lazarus (1994) vertreten – dass es sich bei Stimmungen um generalisierte, objektungerichtete Bewertungszustände handelt. Das würde bedeuten, dass die Stimmungen, die durch Emoti-

onsausdruck vermittelt werden, sämtliche Bewertungsinformationen enthalten, die für die Entstehung von Emotionen erforderlich sind. Wenn es dem Kommunikationspartner gelingt, den Auslöser zu identifizieren, auf den sich die ausgedrückten Bewertungen beziehen, würde die Stimmung zu einer objektgerichteten Emotion. Problematisch an dieser Behauptung ist allerdings, dass sie im Hinblick auf angeborene Reiz-Reaktions-Muster schwer zu überprüfen ist. Bewertungsinformationen, die sich auf angeborene Emotionsauslöser beziehen, sind für den Kommunikationspartner redundant. In dem Moment, in dem er das Umweltereignis erkannt hat, auf das sie sich beziehen, braucht er die Bewertungsinformationen nicht mehr, weil sie sich aus dem Ereignis selbst erschließen.

Wir wollen diesen Punkt an dem Beispiel mit dem Bären verdeutlichen, das im Zusammenhang mit dem neurologischen Definitionsansatz diskutiert wurde: Die Personen A und B begegnen im Wald einem Bären. A entdeckt den Bären zuerst. Da es sich um einen angeborenen Emotionsauslöser handelt, wird bei A automatisch ein bestimmtes Bewertungsmuster aktiviert. A erkennt intuitiv, dass die Situation neu und unangenehm ist, dass sie im Widerspruch zu ihren Zielen steht, dass sie durch äußere Umstände verursacht wurde, schwer zu kontrollieren ist und einen ungewissem Ausgang hat. Dieses Bewertungsmuster ruft bei A eine Angstreaktion hervor und führt dazu, dass sie einen unwillkürlichen Angstschrei ausstößt. Von den komplexen Bewertungsinformationen, die bei A zur Entstehung der Angstreaktion geführt haben, braucht B im Prinzip nur die erste zu erfahren. Die Information, dass etwas Neues, Unerwartetes passiert ist, aktiviert nach Ellsworth (1994a, S. 151) einen »emotionalen Bereitschaftszustand«, der Orientierungs- und Bewertungsprozesse anregt (vgl. auch Mandler, 1990; Scherer, 1984). Sobald B den Bären entdeckt hat, erschließen sich ihr die restlichen Bewertungsinformationen von selbst.

Ob Emotionsausdruck neben der Information über ein unerwartetes Ereignis noch andere Bewertungsinformationen vermittelt, lässt sich somit auf der Grundlage angeborener Reiz-Reaktions-Muster nicht ohne Weiteres entscheiden. Der Kommunikationspartner würde diese Informationen so oder so erfahren, wenn es ihm gelingt, das unerwartete Ereignis zu identifizieren, auf das sich der Emotionsausdruck bezieht. Dass alle Bewertungsinformationen, außer der Neuheit des Ereignisses, redundant sind, schließt zwar keineswegs aus, dass der angeborene Emotionsausdruck solche redundanten Informationen vermittelt. Verlässlich beurteilen lässt sich diese Frage aber nur dann, wenn die kommunizierten Bewertungsinformationen nicht redundant sind – d. h. wenn der Kommunikationspartner aufgrund des Emotionsausdrucks etwas Neues über die Bewertung der Situation erfährt.

Sehen wir uns daher die sozialen Lernprozesse noch einmal an, die im Kapitel zum neurologischen Definitionsansatz erläutert wurden. Assoziative Lernmechanismen wie stellvertretende und kooperative Konditionierung könnten eventuell Aufschluss darüber geben, welche Bewertungsinformationen auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster vermittelt werden. Diese sozialen Lernmechanismen beruhen auf angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern und tragen gleichzeitig zur Entstehung neuer Reiz-Reaktions-Muster bei. Wenn mithilfe des Emotionsausdrucks eine Bewertung konditioniert werden kann, die sich auf ursprünglich neutrale Reize überträgt, wäre dies ein starkes Indiz dafür, dass die neu gelernten Bewertungsinformationen durch Emotionsausdruck vermittelt wurden.

Die Untersuchungen zur stellvertretenden Konditionierung physiologischer Reaktionen⁵⁷ (Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980; Lanzetta & Englis, 1989; Bandura & Rosenthal, 1968; Krebs, 1975) werden allgemein als Beleg dafür interpretiert, dass der Ausdruck negativer Emotionen eine negative Bewertung vermittelt, die sich auf neutrale Reize überträgt. Bei der Hautleitfähigkeitsreaktion, die in vielen Experimenten konditioniert wurde (vgl. Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980, S. 910), handelt es sich in der Tat um eine physiologische Reaktion, die für negative Emotionen typisch ist (vgl. Levenson, 1994, S. 256; Scherer, 2001, S. 109). Dieses Ergebnis ist u.E. jedoch mit Vorsicht zu interpretieren, da die Hautleitfähigkeitsreaktion auch im Zusammenhang mit Neuheitsbewertungen und Aufmerksamkeitsprozessen nachgewiesen wurde (Scherer, 2001, S. 109; Dawson, Schell & Filion, 1990).⁵⁸ Ein anderes Ergebnis – die Konditionierung einer verlangsamten Herzfrequenz (Burns, Vaughan & Lanzetta, 1980, S. 910) – steht nach Scherer (2001, S. 109) im Widerspruch zur negativen Valenzbewertung und deutet eher auf eine Neuheitsbewertung hin. Die Ergebnisse zur stellvertretenden Konditionierung stützen also eher die These, dass Emotionsausdruck Neuheitsbewertungen vermittelt.

Wesentlich aussagekräftiger in Bezug auf Valenzbewertungen ist das Experiment der kooperativen Konditionierung von Miller, Murphy & Mirsky (1959).⁵⁹ Die Reaktion, die hier mithilfe des Emotionsausdrucks konditioniert wurde, ist eine Vermeidungsreaktion. Vermeidungsreaktionen können als eindeutiger Hinweis auf negative Valenzbewertungen interpretiert werden, da das Wesen der negativen Valenzbewertung für die meisten Autoren in der Motivation besteht, etwas zu vermeiden (vgl. Arnold, 1960; Roseman, 2001;

⁵⁷ Vgl. hierzu die Beschreibung des Experiments in Kapitel 7

⁵⁸ Nach Dawson, Shell & Filion (1990) steht die Hautleitfähigkeitsreaktion zum einen mit Stressreaktionen und zum anderen mit selektiver Aufmerksamkeit in Zusammenhang. Als neuroanatomische Basis gelten die sympathischen Projektionen des prämotorischen Kortex, der für Aufmerksamkeitslenkung und kontrollierte Bewegungen zuständig ist, sowie hypothalamische und limbische Zentren und die Retikulärformation, die das Aktivierungsniveau des Kortex reguliert (Dawson, Schell & Filion 1990, S. 312-324).

⁵⁹ Vgl. hierzu die Beschreibung des Experiments in Kapitel 7

Clore, 1994a; Scherer, 1984). Da das Versuchstier B den Auslösereiz nicht wahrnehmen kann, ist davon auszugehen, dass Emotionsausdruck unabhängig von der Präsenz des Auslösereizes eine negative Valenzbewertung vermitteln kann. Das Gleiche scheint auch für positive Valenzbewertungen zu gelten. Nach Miller, Banks & Kurahawa (1966; vgl. Miller, 1967) funktioniert die kooperative Konditionierung nicht nur im Fall des Vermeidungslernens, sondern auch bei Reaktionen, die eine Belohnung herbeiführen.

Der Forschungsstand lässt sich also dahingehend interpretieren, dass Emotionsausdruck auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster Neuheits- und Valenzbewertungen vermittelt. Ob Emotionsausdruck auf dieser Ebene komplexe Bewertungen wie Zielrelevanz, Urhebererschaft, Bewältigungsmöglichkeiten, Gewissheit oder normative Bewertungen vermittelt, lässt sich unseres Wissens nicht belegen.

Sofern man ihn auf die Bewertungskriterien Neuheit und Valenz einschränkt, lässt sich der bewertungsorientierte Definitionsansatz mit dem neurologischen Ansatz gut vereinbaren. Es gilt als erwiesen, dass subkortikale Emotionssysteme auf positive, negative und neue Stimuli reagieren (Rolls, 1995, S. 1097-1098). Es erscheint somit gerechtfertigt, davon auszugehen, dass Neuheits- und Valenzbewertungen auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster »dekodiert« werden können. »Dekodieren« würde dann bedeuten, dass Emotionsausdruck als ein Reiz fungiert, der auf der Ebene subkortikaler Emotionssysteme eine Reaktion auslöst – im Fall der Neuheitsbewertung eine Aufmerksamkeits- bzw. Orientierungsreaktion (vgl. LeDoux, 1996, S. 284-291; Rolls, 1995; Sokolov, 1975), im Fall der positiven Valenzbewertung einen aufsuchenden Motivationszustand (vgl. LeDoux, 2002, S. 235-259; Rolls, 1995; Luu, Tucker & Derryberry, 1998) und im Fall der negativen Valenzbewertung einen vermeidenden Motivationszustand (vgl. Damasio, 1997; Gray, 1990; Luu, Tucker & Derryberry, 1998).

Was den Informationsaustausch über komplexe Bewertungskriterien wie Zielrelevanz, Urhebererschaft, Bewältigungsmöglichkeiten, Gewissheit und normative Bewertung betrifft, wäre aus Sicht der neurologischen Theorien dagegen Skepsis angebracht. LeDoux (1994), Damasio (1997) und Panksepp (1994) vertreten die Auffassung, dass komplexe Situationsbewertungen auf Verarbeitungsprozessen im Kortex beruhen und dazu dienen, subkortikale Erregungsprozesse zu regulieren. Wie im Zusammenhang mit der Emotions-Kognitions-Debatte diskutiert wurde, ist in dieser Angelegenheit noch nicht das letzte Wort gesprochen. Wir halten es daher für angebracht, die Frage nach der Dekodierbarkeit komplexer Bewertungsinformationen auf der Reiz-Reaktions-Ebene offen zu lassen.

Geht man davon aus, was empirisch belegt und mit neurologischen Theorien vereinbar ist, gilt der bewertungsorientierte Definitionsansatz auf der Reiz-Reaktions-Ebene in erster Linie für Neuheits- und Valenzbewertungen. Aus der Sicht der Bewertungstheorien wäre in diesem Fall eher von »affektiver Kommunikation« zu sprechen. Neuheit und Valenz gelten zwar als notwendige, aber nicht als hinreichende Bedingung für die Entstehung von Emotionen. Wenn Stimuli ausschließlich nach Neuheit oder Valenz bewertet werden und die Bewertung keine tiefer gehende kognitive Verarbeitung erfordert, würden die meisten Autoren nicht von Emotionen sprechen, sondern vielmehr von Affekten (affects) (vgl. Clore, 1994; Frijda, 1994; Scherer, 1994). Wenn Emotionsausdruck auf der Reiz-Reaktions-Ebene nur einfache Bewertungen wie Neuheit und Valenz vermittelt, wären diese Informationen aus bewertungstheoretischer Sicht also nicht hinreichend, um beim Kommunikationspartner eine vollwertige Emotion hervorzurufen. Emotionsausdruck würde dann lediglich Affektreaktionen auslösen.

Man könnte freilich argumentieren – und diese These ist durchaus bedenkenswert – dass der Informationsaustausch über kognitive Bewertungen dadurch zustande kommt, dass die Kommunikationspartner einander auf emotional relevante Umweltereignisse aufmerksam machen. Wie die konstruktivistischen Kommunikationstheorien betonen, sind Informationen nicht im Ausdruck »enthalten«, sondern müssen vom Kommunikationspartner auf der Grundlage des Ausdrucks selbst generiert werden (Maturana & Varela, 1997; Schmidt, 1994, 1998; Rusch, 1994, 1999). Vor diesem Hintergrund ist es letztlich gleichgültig, auf welche Weise das Ausdrucksverhalten den Prozess der Informationserzeugung in Gang setzt. Für den Informationsaustausch über kognitive Bewertungen würden dann allerdings die gleichen Einschränkungen gelten, die wir in Bezug auf die Entstehung geteilter Emotionen herausgearbeitet hatten: Emotionsausdruck kann einen solchen Informationsaustausch nicht in monokausaler Weise verursachen, sondern lediglich als Folgeerscheinung der Übertragung ungerichteter Stimmungen provozieren.

Insgesamt bildet der bewertungsorientierte Definitionsansatz damit eine wichtige Ergänzung zum neurologischen Definitionsansatz. Er ermöglicht es, die Aussage zu präzisieren, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner »vergleichbare« Gehirnprozesse aktiviert und auf diese Weise dazu beiträgt, dass »vergleichbare« Emotionen entstehen. Setzt man die kognitiven Bewertungskriterien als Vergleichskriterien an, führt dies zu der Schlussfolgerung, dass es sich bei den emotionalen Qualitäten, die durch Emotionsausdruck auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster vermittelt werden, in erster Linie um affektive Qualitäten handelt, die auf Neuheits- und Valenzbewertungen beruhen. Ver-

mutlich werden diese affektiven Qualitäten erst dann zu objektgerichteten Emotionen mit einem differenzierten Bewertungsgehalt, wenn sie vom Kommunikationspartner mit einem konkreten Umweltereignis verknüpft werden, für das bereits ein vollständiges Bewertungsmuster existiert.

Ob die Vergleichbarkeit der kommunizierten Emotionen über affektive Qualitäten wie angenehm/unangenehm und erwartet/unerwartet hinausgeht, lässt sich daher nicht pauschal beurteilen. Unter Umständen können geteilte Emotionen mit einem sehr viel höheren Grad an Übereinstimmung entstehen. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners auf die gleichen Umweltereignisse gelenkt wird und dass diese Ereignisse bei ihm das gleiche Bewertungsmuster aktivieren. In einem Punkt sind sich neurologische Emotionstheorien und Bewertungstheorien jedenfalls einig: Angeborene Reiz-Reaktions-Muster bilden keine Garantie dafür, dass Umweltereignisse von den Kommunikationspartnern gleich bewertet werden und die gleichen Emotionen auslösen. Die Reiz-Reaktions-Muster, die bei der Entstehung von Emotionen eine Rolle spielen, sind in vieler Hinsicht offen für Lernprozesse und kulturelle Prägungen (vgl. LeDoux, 2002; Damasio, 1997; Panksepp, 1998; Lazarus, 1991; Manstead & Fischer, 2001; Mesquita & Ellsworth, 2001). Es wäre somit denkbar, dass aufgrund des Emotionsausdrucks beim Kommunikationspartner eine Emotion entsteht, die sich von der ausgedrückten Emotion in wesentlichen Bewertungsdimensionen unterscheidet.

Unabhängig davon, wie einfach oder komplex sie sind – in dem Moment, in dem die kommunizierten Bewertungsinformationen mit einem konkreten Ereignis verknüpft werden, hat die Wahrnehmung des Ereignisses einen Einfluss darauf, wie diese Informationen vom Kommunikationspartner weiterverarbeitet werden. Aus Sicht der Bewertungstheorien ist der kognitive Bewertungsprozess zu keinem Zeitpunkt abgeschlossen (vgl. Lazarus, 1991; Scherer, 2001). In dem Maße, wie die Person versucht, die Situation durch bewusste Verarbeitung und zielgerichtetes Handeln zu bewältigen, verändern sich der Charakter der Situation und ihre subjektive Wahrnehmung – und damit auch die kognitive Bewertung. Selbst wenn auf der Reiz-Reaktions-Ebene differenzierte Bewertungsinformationen ausgetauscht werden können, hätten diese Informationen also lediglich die Funktion eines provisorischen Inputs, der einem Prozess der permanenten Neubewertung (reappraisal) unterzogen wird und zur Entstehung vollkommen anderer Emotionen führen kann.

Unsere Überlegungen zur emotionalen Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene führen damit zu der Schlussfolgerung, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner ungerichtete Stimmungen mit einem affektiven Bewertungsgehalt hervorruft.

Diese Stimmungsbeeinflussung ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil sie Orientierungs- und Bewertungsprozesse anregt, die die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners auf emotional relevante Umweltereignisse lenken. Ob sich aus der Stimmung eine objektgerichtete Emotion entwickelt, die in Bezug auf sämtliche Bewertungskriterien mit der ausgedrückten Emotion übereinstimmt, hängt aber nicht allein vom Ausdrucksverhalten ab, sondern auch von einer Reihe zusätzlicher Faktoren. Wie präsent ist das Auslöseereignis? Aktiviert das Ereignis bei den Kommunikationspartnern die gleichen Bewertungsmuster? Was tun die Kommunikationspartner um die Situation zu bewältigen und welchen Einfluss haben diese Bewältigungsversuche auf ihre Bewertung der Situation?

Der bewertungsorientierte Definitionsansatz ändert somit nichts Grundsätzliches an den Ergebnissen zum neurologischen Ansatz. Er erlaubt jedoch einen differenzierteren Blick auf geteilte Emotionen, die infolge der Stimmungsbeeinflussung entstehen. Setzt man die kognitiven Bewertungskriterien als Vergleichskriterien an, wird deutlich, dass nur ein Minimum an Bewertungsinformation kommuniziert werden muss, um beim Kommunikationspartner einen emotionalen Bereitschaftszustand hervorzurufen, der seine Aufmerksamkeit auf das Ereignis lenkt und dadurch zur Entstehung von Emotionen führt. Der bewertungsorientierte Definitionsansatz macht damit auf eine wichtige Tatsache aufmerksam: Es kann sein, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner Emotionen hervorruft, die sich in wesentlichen Punkten von der ausgedrückten Emotion unterscheiden. Selbst wenn die spontane Bewertung der Situation übereinstimmt, können sich die Emotionen der Kommunikationspartner in unterschiedliche Richtungen entwickeln, da ihre Bewältigungsversuche den Charakter der Situation und deren subjektive Wahrnehmung verändern.

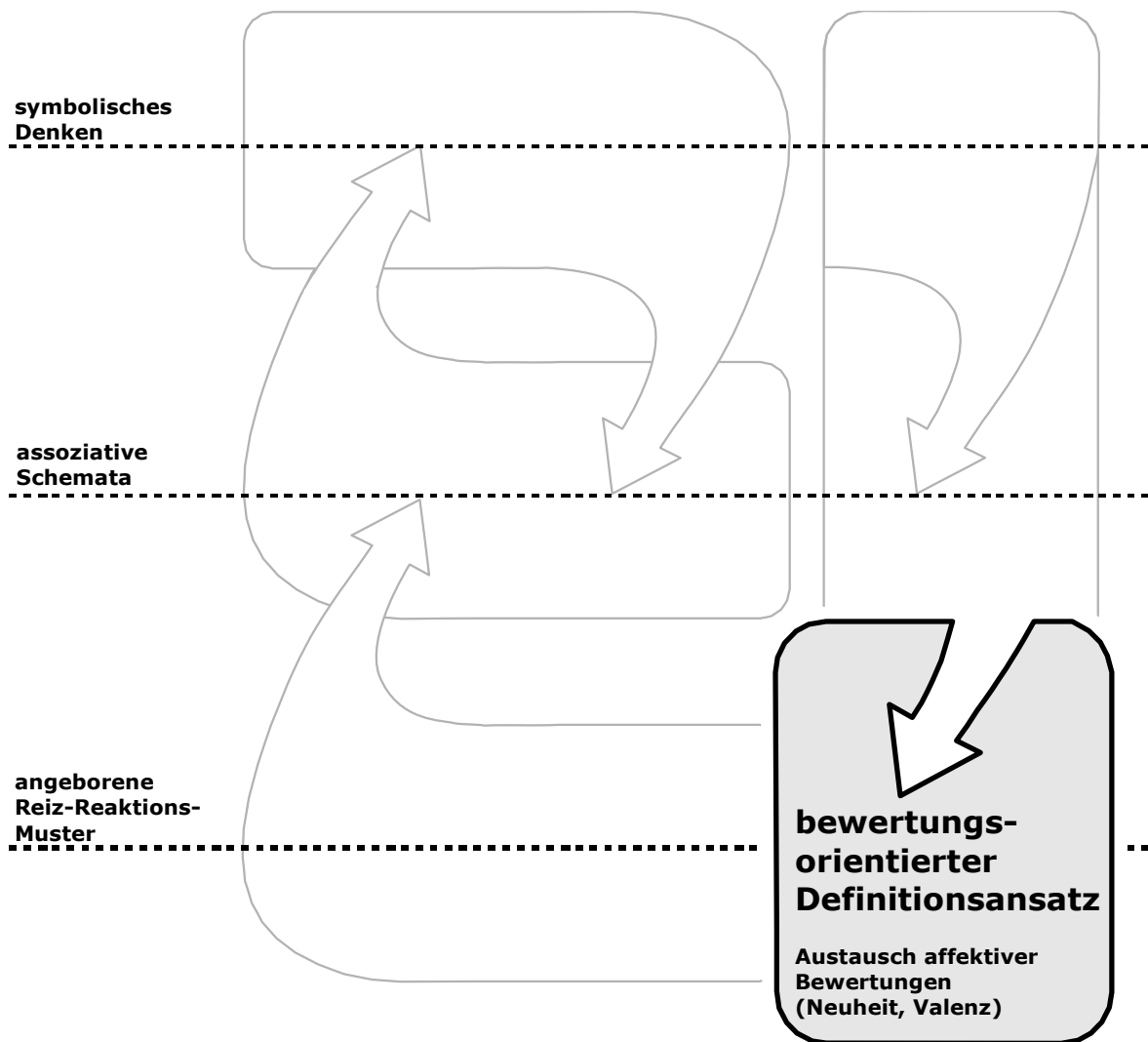


Abbildung 10: Die Ergebnisse zum Austausch von Bewertungsinformationen auf der Reiz-Reaktions-Ebene im Überblick. Die Grafik veranschaulicht, wie dieser Aspekt des bewertungsorientierten Definitionsansatzes im Rahmen des Gesamtmodells einzuordnen ist, und fasst Schwerpunkte des Austauschs von Bewertungsinformationen auf der Reiz-Reaktions-Ebene zusammen.

10.2 Kommunikation von Bewertungen auf der Schema-Ebene

Vieles von dem, was über den Austausch von Bewertungsinformationen auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster gesagt wurde, lässt sich auf erlernte Bewertungsschemata übertragen. Wenn die Kommunikationspartner bereits über gefestigte Bewertungsschemata für ein Ereignis verfügen, ist es letztlich irrelevant, ob es sich um angeborene oder erlernte Bewertungsschemata handelt. Emotionsausdruck hat dann in erster Linie eine aufmerksamkeitslenkende Funktion. Sobald der Andere das Ereignis identifiziert hat, auf das sich die kommunizierten Bewertungsinformationen beziehen, werden diese Informationen

entweder redundant, weil sie mit dem eigenen Bewertungsschema übereinstimmen, oder sie werden durch Neubewertungsprozesse revidiert, weil derjenige das Ereignis mit einem anderen Bewertungsschema verbindet.

Wir sind jedoch der Ansicht, dass der Austausch von Bewertungsinformationen auf der Schema-Ebene eine neue Qualität entfaltet, die über die aufmerksamkeitslenkenden Mechanismen der Reiz-Reaktions-Ebene hinausgeht. Diese neue Qualität hat damit zu tun, dass Menschen über die Fähigkeit der Perspektivübernahme verfügen und in der Lage sind, die Situationsbewertung Anderer unabhängig von ihrer eigenen Situationsbewertung zu verarbeiten. Die Fähigkeit, verschiedene Perspektiven einzunehmen und verschiedene Bewertungsmodelle einer Situation zu repräsentieren, ist u. E. von zentraler Bedeutung für das Verständnis emotionaler Kommunikation. Wenn die Kommunikationspartner nur ihre eigene Perspektive verarbeiten könnten, würde das bedeuten, dass sie die kommunizierten Bewertungsinformationen augenblicklich wieder vergessen, nachdem diese Informationen ihre aufmerksamkeitslenkende Funktion erfüllt haben. Im Zuge der ständigen Neubewertung würden sie sofort durch eigene Bewertungsprozesse überlagert.

Die Fähigkeit, mehrere Perspektiven auf eine Situation zu repräsentieren und zu bewerten, beruht auf einer Eigenschaft der assoziativen Verarbeitungsebene, die bereits im Zusammenhang mit dem prototypenorientierten Definitionsansatz thematisiert wurde: auf der Herausbildung eines generalisierten Wissens über Emotionen, das nicht an akute Erregung gebunden ist. Einige Autoren (z. B. Frijda & Mesquita, 2000; Oatley, 2000) weisen explizit darauf hin, dass kognitive Bewertungsschemata als emotionale Einstellungen ohne akute Erregungskomponente aktiviert werden können.⁶⁰

Der Gedanke, dass kognitive Bewertungsschemata unabhängig von der akuten Erregung aktiviert werden können, bedarf jedoch einiger ergänzender Anmerkungen, da er im Widerspruch zu der These von Lazarus (1991) steht, dass die kognitive Bewertung sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingung für die Entstehung von Emotionen sei. Folgt man dieser These, die zu den Grundannahmen vieler Bewertungstheorien gehört, würden alle Bewertungsinformationen, egal wie sie repräsentiert sind, zur Entstehung akuter Emotionen führen. Wie im Zusammenhang mit der Emotions-Kognitions-Debatte diskutiert wurde, hat sich diese Behauptung aber – zumindest in ihrer ursprünglichen Form – als unhaltbar erwiesen. Im Zuge der Debatte wurde von den meisten Autoren eingeräumt, dass die These von Lazarus (1991) nicht für die bewusste Situationsbewertung gilt, auf die sich die Bewertungstheorien ursprünglich bezogen (vgl. hierzu die Beiträge von Clore,

⁶⁰ Vgl. hierzu die Definition der emotionalen Einstellung (sentiment) von Frijda & Mesquita (2000), die in Kapitel 8 zitiert wurde.

Ellsworth, Frijda, Lazarus und Scherer in Ekman & Davidson, 1994, S. 179-234). Viele Vertreter von Bewertungstheorien gehen mittlerweile davon aus, dass Bewertungsprozesse, die unmittelbar zur Entstehung von Emotionen führen, in subkortikalen Emotionssystemen stattfinden und daher nicht bewusst zugänglich sind (z. B. Lazarus, 1991, S. 188-190; Smith & Kirby, 2000; 2001; Scherer, 2001; Pecchineda, 2001). Das bedeutet, dass akute Emotionen und bewusste Situationsbewertung nicht mit zwingender Notwendigkeit aneinander gekoppelt sind. Das eine kann auch in Abwesenheit des jeweils anderen entstehen.

Diese Annahme ist notwendig, um zu erklären, warum Menschen in der Lage sind, die Perspektive Anderer zu übernehmen, ohne deren Emotionen automatisch mit zu übernehmen. Ohne einen neutralen Repräsentationsmodus für kognitive Bewertungen, der *keine* akuten Emotionen auslöst, würde das Wissen darüber, wie Andere die Situation bewerten, unweigerlich zur Entstehung geteilter Emotionen führen.

Wir wollen diesen Punkt an dem Beispiel mit der alten Dame und dem hilfsbereiten Passanten verdeutlichen, das im Zusammenhang mit dem prototypenorientierten Definitionsansatz diskutiert wurde. Um die Angst der alten Dame und ihren Wunsch nach Hilfe beim Überqueren der Straße zu verstehen, muss sich der Passant von seiner eigenen Situationsbewertung lösen und die Perspektive der alten Dame übernehmen. Er muss sich vorstellen, dass sie Ziele verfolgt, die das Überqueren der Straße erforderlich machen, und dass sie die Situation nicht ausreichend unter Kontrolle hat, weil sie nicht gut genug sieht und nicht schnell genug laufen kann, um dem Verkehr auszuweichen, usw. Wenn der Passant keine Möglichkeit hätte, diese Informationen in einer neutralen Form zu repräsentieren, würde ihn die Perspektivübernahme in einen akuten Angstzustand versetzen, der seiner eigenen Situation unangemessen wäre.

Die Fähigkeit des Passanten, zwischen seinem eigenen Bewertungsmodell und dem der alten Dame zu unterscheiden, ist wichtig, um kooperative Handlungspläne zu entwickeln. Der Passant benötigt hierzu ausgewählte Informationen aus beiden Bewertungsmodellen, die er zu einem integrierten Bewertungsmodell der Situation verknüpft. Das integrierte Bewertungsmodell könnte in unserem Beispiel folgendermaßen aussehen: Der Passant macht sich das Ziel der alten Dame zu eigen, die Straße zu überqueren, und beschließt, bei der Verwirklichung dieses Ziels zu helfen. Dass die alte Dame schlecht sieht, ist kein Problem für ihn. Dass sie langsam läuft, schon eher. Er hat dieses Problem jedoch unter Kontrolle, wenn er mehr Sicherheitsabstand zu herannahenden Fahrzeugen einkalkuliert als sonst. Wenn das integrierte Bewertungsmodell ihm weiterhin die Sicherheit vermittelt, dass er die Situation unter Kontrolle hat, wird der Passant seinen Handlungsplan

für gut befinden und in die Tat umsetzen. Wenn nicht, wird er den Plan wahrscheinlich verwerfen. Auch die alte Dame benötigt ein integriertes Bewertungsmodell, um zu entscheiden, ob sie die Hilfe des Passanten annehmen soll. Wenn der Passant ein Bekannter ist, der selbst nicht mehr gut sieht, wird sie seine Hilfe vielleicht ablehnen.

Um einander Emotionen und soziale Intentionen zuschreiben zu können, die von ihrer momentanen Perspektive abweichen, müssen die Kommunikationspartner also in der Lage sein, sich von ihrer eigenen Perspektive zu lösen und alternative Bewertungsmodelle der Situation zu verarbeiten: Bewertungsmodelle, die die Situation aus der Perspektive des Anderen wiedergeben und Bewertungsmodelle, die sich auf kooperative Handlungspläne beziehen. Sie müssen verschiedene mentale Modelle der Situation repräsentieren und verknüpfen, bevor sie auf der Grundlage eines integrierten Modells zu handeln beginnen.

Grundvoraussetzung für eine solche Form der kognitiven Perspektivübernahme und vorausschauenden Handlungsplanung ist nach Solms & Turnbull (2004, S. 291-294) die Fähigkeit zur Hemmung motorischer Impulse. Die Nervenverbindungen, auf denen angeborene Reiz-Reaktions-Muster beruhen, können nicht zeitweise getrennt werden. Die Übertragung aktivierender Nervenimpulse kann höchstens durch gleichzeitiges Einwirken hemmender Nervenimpulse unterbrochen werden (vgl. LeDoux, 2002, S. 49-53). Interessant für unsere Überlegungen ist hierbei Folgendes: Die Gehirnsysteme, die Handlungsplanung und motorische Hemmung koordinieren, sind gleichzeitig an der Fremdwahrnehmung intentionalen Verhaltens beteiligt. Die Verflechtung der Selbst- und Fremdwahrnehmung geht so weit, dass einige Nervenzellen auf zielgerichtete Verhaltensweisen reagieren, unabhängig davon, ob sie von der Person selbst oder von Anderen ausgeführt werden. Gallese et al. (1996) sprechen hier von »Spiegelneuronen« (mirror neurons), weil mithilfe dieser Neurone eine Verknüpfung zwischen motorischer Ausführung und visueller Wahrnehmung von Handlungen hergestellt wird (vgl. Rizzolatti et al., 1996; Gallese, 2001).

Die Entdeckung, dass Handlungsplanung und Perspektivübernahme auf ähnlichen Gehirnmechanismen beruhen, bietet einen interessanten Erklärungsansatz dafür, wie es Menschen gelingt, ihre eigene Perspektive mit der Perspektive Anderer zu verknüpfen und kooperative Handlungspläne zu entwickeln. Handlungspläne werden offenbar nicht als motorische Bewegungsabläufe repräsentiert, sondern als Abfolge zielgerichteter Handlungsschritte, die sowohl von der Person selbst als auch von Anderen ausgeführt werden können⁶¹ (Gallese, 2001; Rizzolatti et al., 1996; Gallese et al., 1996).

⁶¹ Nach Bruner (1993, S. 51-53) entwickeln Kinder schon vor dem Spracherwerb die Fähigkeit, Akteurs- und Beobachterperspektive von zielgerichteten Handlungen zu koordinieren. Ab ca. 9 Monaten sind sie in der Lage, die Rolle des Anderen in bekannten Interaktionsschemata zu übernehmen – was voraussetzt, dass sie Handlungen, die sie nur aus der Beobachterperspektive kennen, in eigenes Verhalten »übersetzen« kön-

Welche Rolle spielt nun Emotionsausdruck im Prozess der Perspektivübernahme und kooperativen Handlungsplanung? Hat Emotionsausdruck einen eigenständigen Informationswert, der über Kontextinformationen hinausgeht? Nach Untersuchungen von Wallbott (1990) haben Ausdrucks- und Kontextinformationen einen etwa gleich großen Einfluss auf die Zuschreibung von Emotionen. Die Bewertungsinformationen, die durch Emotionsausdruck vermittelt werden, haben demnach einen wichtigen Stellenwert bei der kognitiven Perspektivübernahme. Im Bezug auf die Grundidee des Informationsaustauschs über kognitive Bewertungen wäre jedoch einschränkend anzumerken, dass die ausgedrückten Bewertungsinformationen vom Kommunikationspartner nie in »Reinform« repräsentiert werden, sondern in ein ganzheitliches Bewertungsschema einfließen, in dem sich Ausdrucks- und Kontextinformationen überlagern. Im Hinblick auf die Frage, wie differenziert die Bewertungsinformationen sind, die durch Emotionsausdruck vermittelt werden, ergeben sich damit ähnliche Probleme wie auf der Reiz-Reaktions-Ebene. In dem Moment, in dem der Emotionsausdruck ein Skript aktiviert, das ihn mit Kontextinformationen in Bezug setzt, lässt sich nicht mehr zweifelsfrei beurteilen, ob die kommunizierten Bewertungsinformationen durch den Emotionsausdruck vermittelt wurden oder ob sie der Kommunikationspartner aus dem Kontext erschlossen hat.

Aus analytischem Interesse lässt sich allerdings die Frage aufwerfen, ob Menschen prinzipiell in der Lage wären, Emotionsausdruck isoliert vom Kontext zu interpretieren. Könnten sie ein differenziertes Bewertungsmuster aus dem Ausdruck herauslesen? Unseres Wissens gibt es keine Untersuchungen, die diese Frage direkt beantworten, außer einer frühen Studie von Scherer, Summerfield & Wallbott (1983), die eine negative Antwort nahe legt.⁶² Es kann daher nicht vorausgesetzt werden, dass Emotionsausdruck auf der Ebene assoziativer Schemata einen expliziten Austausch von Bewertungsinformationen vermittelt.

Man könnte jedoch argumentieren, dass es zu einem impliziten Austausch von Bewertungsinformationen kommt. Da emotionale Skripts nach Fischer, Shaver & Carnochan, (1990) ein generalisiertes Wissen über kognitive Bewertungen beinhalten, ist zu vermuten, dass durch den Emotionsausdruck das typische Bewertungsschema der Emotion unter-

nen, und umgekehrt. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass Fähigkeiten wie kognitive Perspektivübernahme und kooperative Handlungsplanung auf einer vorsymbolischen Verarbeitungsebene verankert sind.

⁶² In der Studie von Scherer, Summerfield & Wallbott (1993) wurden Bilder von Gesichtsausdrücken als Stimuli verwendet, um von den Versuchspersonen Angaben darüber zu erhalten, welche kognitiven Bewertungen sie mit den abgebildeten Emotionen verbinden. Da dieser Forschungsansatz keine signifikanten Ergebnisse erbrachte, wurde er aufgegeben. Angaben über den Zusammenhang zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen wurden in der Folge meist auf der Grundlage von Erinnerungen an eigene Emotionserlebnisse erhoben.

schwellig mit aktiviert wird. Im Sinne eines kognitiven Primings⁶³ kann die unterschwellige Aktivierung dazu beitragen, dass die Aufmerksamkeit der Person auf Kontextinformationen gelenkt wird, die für die kognitive Situationsbewertung relevant sind.

Wenn Bewertungsinformationen auf der Schema-Ebene primär auf diese implizite Weise dekodiert werden, würde das bedeuten, dass nonverbaler Emotionsausdruck einen gewissen Interpretationsspielraum in Bezug auf kognitive Bewertungen aufweist. Nach Shaver et al. (1987) gibt es Ausdrucksformen – z. B. Lächeln und Weinen – die in mehreren Basis-Skripts vorkommen. Lächeln kann sowohl Ausdruck von Freude als auch Ausdruck von Liebe sein; und Weinen kann Ausdruck von Angst, Ärger oder Trauer sein. Die genannten Ausdrucksformen scheinen also primär eine positive bzw. negative Situationsbewertung zu kommunizieren, während die Verknüpfung mit anderen Bewertungsinformationen durch den Kontext spezifiziert werden muss.

Es gibt aber auch Ausdrucksformen, die eine genauere Zuordnung erlauben und somit eher als Träger komplexer Bewertungsinformationen in Frage kommen – z. B. das typische Ärger-Gesicht mit den nach unten und zusammen gezogenen Augenbrauen und den zusammengepressten Lippen. Welche Emotionen können unabhängig vom Kontext erkannt werden und welche Rückschlüsse lassen sich daraus auf die vermittelten Bewertungsinformationen ziehen? Den Ergebnissen der Ausdrucksforschung zufolge, sind Menschen in der Lage, typische Gesichtsausdrücke für Angst, Ärger, Trauer, Ekel und Überraschung zu unterscheiden (vgl. Ekman, 1994, S. 18; Ekman & O’Sullivan, 1991, S. 174-182). Außerdem gibt es Hinweise auf spezifische Ausdrucksformen für Verachtung, Scham und Interesse, die jedoch kontrovers diskutiert werden. Im Bereich der positiven Emotionen ist die Mimik dagegen sehr undifferenziert. Für positive Emotionen gibt es nur eine Ausdrucksform: das Lächeln. Lächeln kann Ausdruck verschiedener positiver Emotionen sein – z. B. Freude, Heiterkeit, Zufriedenheit, Erleichterung und Zuneigung (Ekman & O’Sullivan, 1991, S. 172-174). Nach Kappas, Hess & Scherer (1991) hat der stimmliche Emotionsausdruck einen ähnlichen Differenziertheitsgrad wie die Mimik. Am Ausdruck der Stimme lassen sich unabhängig von Sprache und Kultur des Sprechers Angst, Ärger, Trauer, Ekel und Freude unterscheiden.

Legt man die Ergebnisse der Ausdrucksforschung zugrunde, ist der nonverbale Emotionsausdruck also differenziert genug, um Angst, Ärger, Trauer, Ekel, Überraschung

⁶³ Priming bedeutet, dass ein Schema unterschwellig aktiviert wird. Zu einer solchen unterschweligen Aktivierung kommt es, wenn relativ schwache Assoziationen angeregt werden. Die Erregung des assoziativen Netzwerks reicht dann nicht aus, um bewusste Wahrnehmungen und Handlungen auszulösen. Sie beeinflusst jedoch nachfolgende Verarbeitungsprozesse, indem die Hemmschwelle für eine vollständige Aktivierung des Schemas herabgesetzt wird. Das heißt, je mehr unterschwellige Denkanstöße die Person erhält, desto leichter fällt es, ein bestimmtes Schema zu aktivieren.

und positive Emotionen in unterscheidbarer Weise zu kommunizieren. Was die negativen Emotionen betrifft, ist dieser Differenzierungsgrad ausreichend, um den Ausdruck zu einem der Basis-Skripts für Ärger, Angst oder Trauer zuordnen zu können. Bei den positiven Basis-Skripts für Freude und Liebe scheint der Kontext dagegen unverzichtbar um eine eindeutige Zuordnung zu einem der Basis-Skripts zu ermöglichen. Das Gleiche gilt für die untergeordneten Skripts. Außer den Skripts für Ekel und Überraschung – und eventuell denen für Verachtung, Scham und Interesse – gibt es für die untergeordneten Skripts keine eigenständigen Ausdrucksformen. Um untergeordnete Skripts wie Zuneigung, Stolz, Neid, Enttäuschung usw. zu erkennen, müssen die Ausdrucksformen der Basis-Skripts mit Kontextinformationen in Bezug gesetzt werden.

Es erscheint somit unwahrscheinlich, dass der nonverbale Emotionsausdruck das vollständige Bewertungsprofil der ausgedrückten Emotion vermittelt. Da die Bewertungstheorien von etwa 16 bis 22 Emotionen mit unterschiedlichen Bewertungsprofilen ausgehen (vgl. Lazarus, 1991; Roseman, 2001; Ortony, Clore & Collins, 1988), wären ebenso viele unverwechselbare Ausdrucksformen erforderlich, um das Bewertungsprofil der ausgedrückten Emotion in eindeutiger Weise zu kommunizieren. Wenn sich mehrere Emotionen einen Ausdruck teilen, können nur die Bewertungen zuverlässig kommuniziert werden, die bei diesen Emotionen übereinstimmen. Alle anderen Bewertungsinformationen müssten dann aus dem Kontext erschlossen werden. In den meisten Ausdrucksstudien wurden nur sechs bis sieben Emotionen untersucht. Dass Menschen wesentlich mehr Emotionen zuverlässig unterscheiden können, erscheint allerdings unrealistisch, da es bereits innerhalb dieses reduzierten Emotionspektrums relativ häufig zu Verwechslungen kommt. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Ausdrucksformen für Angst, Ärger, Trauer, Ekel, Überraschung und Freude richtig zugeordnet werden, liegt je nach Emotion bei etwa 60 bis 90 % (vgl. Ekman, Sorensen & Friesen, 1969; Ekman et al., 1987; Izard, 1971; Hess, Blairy & Kleck, 1997). Kritiker der Primäremotionsforschung halten diese Zahlen sogar für übertrieben, weil es den Versuchspersonen durch Forced-choice-Verfahren zu leicht gemacht werde, die »richtige« Antwort herauszufinden (vgl. Wierzbicka, 1995; Besnier, 1995).

Es lohnt sich allerdings, einen genaueren Blick darauf zu werfen, welche Emotionen miteinander verwechselt werden. Die typischen Verwechslungsmuster, die in den meisten Kulturen ähnlich sind, können Hinweise darauf geben, welche Bewertungsinformationen bei der Interpretation des Ausdrucks auf jeden Fall erhalten bleiben und welche mitunter verloren gehen. Zu den Ausdrucksformen, die am häufigsten verwechselt werden, gehören die »starken« Emotionen Ärger und Ekel, die in Bezug auf die negative Situati-

onsbewertung und die hohe Kontrollüberzeugung der Person übereinstimmen und sich vor allem in Bezug auf die Ursachen des Problems unterscheiden. Nach Shaver et al. (1987, S. 1069) führt der hohe Grad an Übereinstimmung dazu, dass Ekel als untergeordnetes Skript in das Basis-Skript für Ärger integriert wird. In Abhängigkeit vom Kontext kann der typische Ausdruck für Ekel daher auch als Ausdruck von Ärger interpretiert werden.

Häufig verwechselt wird auch der Ausdruck von Überraschung. Überraschung kann sowohl mit Freude als auch mit Angst verwechselt werden. Überraschung bildet nach Shaver et al. (1987) kein eigenständiges Basis-Skript. Das hervorstechende Merkmal ist hier die Neuheitsbewertung. Alle anderen Bewertungen – sogar die positiv/negativ Bewertung – sind im Fall von Überraschung optional (vgl. Roseman, 2001). Der Ausdruck von Überraschung kann daher in Abhängigkeit vom Kontext mit Skripts wie Freude und Angst assoziiert werden, in denen die Neuheitsbewertung einen typischen Bestandteil bildet. Wie die Untersuchungen zu gemischten Ausdrucksformen ergeben haben, wird der kombinierte Ausdruck von Überraschung und Freude sowie von Überraschung und Angst besonders leicht erkannt und als besonders natürlich empfunden (vgl. Nummenmaa, 1992).

Angst und Trauer können ebenfalls verwechselt werden. Diese Emotionen bilden eigenständige Basis-Skripts. Sie stimmen jedoch in Bezug auf die negative Bewertung der Situation und die Unkontrollierbarkeitsbewertung überein. Der Unterschied zwischen Angst und Trauer besteht primär in der Bewertung der Gewissheit. Während bei Angst das gefürchtete Ereignis noch im Ungewissen liegt, hat die Person im Fall von Trauer bereits die Gewissheit, dass das Ereignis eingetreten ist oder unwiderruflich eintreten wird.

Freude ist die Emotion, die am seltensten mit anderen Emotionen verwechselt wird. Die Genauigkeit, mit der der Ausdruck von Freude erkannt wird, liegt in den meisten Studien bei über 90% (vgl. Hess, Blairy & Kleck, 1997; Matsumoto et al., 1992). Das zentrale Unterscheidungsmerkmal, das diese Emotion auszeichnet, ist die positive Situationsbewertung. Diese Information – und ihr Gegenstück, die negative Situationsbewertung – scheinen bei der Interpretation von Emotionsausdruck fast immer erhalten zu bleiben. Eine weitere Bewertungsdimension, die in der Regel erhalten bleibt, ist die Bewertung der Kontrollierbarkeit von Situationen. Die »starken« Emotionen Ärger und Ekel werden nur selten mit »schwachen« Emotionen wie Angst und Trauer verwechselt.

Alles in allem ergibt sich damit folgendes Bild der schemageleiteten Interpretation von Bewertungsinformationen, die durch Emotionsausdruck kommuniziert werden: Von einer exakten Dekodierung vollständiger Bewertungsprofile sind die schemageleiteten Wahrnehmungsprozesse der assoziativen Verarbeitungsebene weit entfernt. Die Wahrneh-

mung des nonverbalen Emotionsausdrucks scheint sich vielmehr an vereinfachten Bewertungsschemata zu orientieren, die viele Bewertungsdimensionen offen lassen und dadurch ein relativ hohes Maß an Flexibilität bei der Zuordnung von Ausdrucksformen zu emotionalen Skripts erlauben.

Zu den Bewertungsinformationen, die mit einem hohen Maß an Zuverlässigkeit dekodiert werden, gehört vor allem die *positive bzw. negative Bewertung* der Situation. Bei negativen Emotionen kommt eine weitere Bewertungsdimension hinzu, die relativ zuverlässig erkannt wird: die *Kontrollüberzeugung*. Die anderen Bewertungsinformationen sind in den meisten Fällen optional. *Neuheit* scheint nur im Fall der Überraschung eine wichtige Information zu sein. *Gewissheit und Ungewissheit* spielen bei der Wahrnehmung von Trauer und Angst eine Rolle. Die Frage der *Ursachenzuschreibung* ist bei Ärger und Ekel wichtig. Dass beide Emotionen verwechselt werden, zeigt jedoch, dass diese Information u.U. vernachlässigt wird. Nimmt man die weniger gesicherten Ausdrucksformen für Scham und Verachtung hinzu, bei denen das dominante Merkmal die normative Bewertung ist, würde das bedeuten, dass alle wichtigen Bewertungsdimensionen auf der Schema-Ebene unabhängig vom Kontext dekodiert werden *können*. Sie müssen aber nicht in jedem Fall erkannt werden. Da die meisten Ausdrucksformen mit mehreren Skripts assoziiert sind, geht ein Großteil der Bewertungsinformationen verloren, wenn Emotionsausdruck losgelöst vom Kontext wahrgenommen wird. Es können dann nur diejenigen Bewertungsinformationen zuverlässig dekodiert werden, die für das Skript oder die Gruppe von Skripts, mit denen der Ausdruck assoziiert wird, besonders typisch sind.

Betrachtet man Emotionsausdruck als intentionales Kommunikationsverhalten – wie wir es im Hinblick auf die Schema-Ebene vorgeschlagen haben – lässt sich allerdings folgendes argumentieren: Da Emotionsausdruck in realen Kommunikationssituationen immer einen Kontext hat und aufgrund von generalisiertem Skriptwissen automatisch mit diesem Kontext in Bezug gesetzt wird, bildet der Kontext einen bedeutungstragenden Bestandteil des Kommunikationsverhaltens, der von der Person mit intendiert ist und von Anderen auch so verstanden wird. Jemand, der in einer Begrüßungssituation lächelt, geht davon aus, dass sein Lächeln als Ausdruck von Zuneigung interpretiert wird. Jemand, der lächelt, während er ein Geschenk erhält, nimmt an, dass sein Lächeln als Ausdruck von Freude verstanden wird. Jemand, der lächelt, während er die Ergebnisse seiner Arbeit betrachtet, geht davon aus, dass sein Lächeln als Ausdruck von Stolz interpretiert wird, usw.

Eine solche Betrachtungsweise, die den Bezug zu Kontextinformationen als mit intendierten Bestandteil des Kommunikationsverhaltens auffasst, führt allerdings zu einem

ähnlichen Problem, wie beim prototypenorientierten Definitionsansatz. Woher nehmen die Kommunikationspartner die Gewissheit, dass sie die mitgeteilten Bewertungsinformationen richtig verstanden haben? Diese Frage kann durch den Verweis auf geteiltes Skriptwissen nicht zufriedenstellend beantwortet werden. Auch wenn die Basis-Skripts im Großen und Ganzen übereinstimmen, gibt es im Bereich der untergeordneten Skripts erhebliche individuelle und kulturelle Unterschiede (vgl. Sokolowski, 1993, S. 72-95; Agnoli et al., 1989). Trotz der zusätzlichen Informationen, die über den Kontext vermittelt werden, ist es daher keineswegs selbstverständlich, dass Emotionsausdruck beim Kommunikationspartner ein Skript mit einem identischen Bewertungsprofil aktiviert.

Um die Bewertungen, die im Zuge der kognitiven Perspektivübernahme zugeschrieben werden, als begründetes Wissen bezeichnen zu können, müssen sie einer Realitätsprüfung unterzogen werden, die über die spontane Wahrnehmung von Kontextinformationen hinausgeht. Im Zusammenhang mit dem prototypenorientierten Definitionsansatz hatten wir die These vertreten, dass es auf der Schema-Ebene zu einer indirekten Realitätsprüfung von geteiltem Wissen über Emotionen kommt – und zwar als Nebeneffekt der Erfolgsprüfung von Kommunikationsabsichten, die sich auf skripttypische Intentionen beziehen. Wenn die Kommunikationspartner anhand ihrer spontanen Emotionswahrnehmung einander soziale Intentionen zuschreiben und auf dieser Grundlage erfolgreich interagieren, wird ihre spontane Wahrnehmung zu einem begründeten Wissen über Emotionen.

Inwiefern ist es gerechtfertigt dieses Prinzip der indirekten Realitätsprüfung auf kognitive Bewertungen zu übertragen? Wir sind der Auffassung, dass die skripttypischen Intentionen, auf denen diese Überprüfung beruht, im engen Zusammenhang mit der kognitiven Situationsbewertung stehen. Um das Beispiel mit der alten Dame noch einmal aufzugreifen: Der Wunsch nach Hilfe bildet hier eine logische Konsequenz aus der Bewertung der Situation als relevant für ihre Ziele und der Überzeugung, dass sie die Situation nicht allein bewältigen kann. Wenn der Passant durch kognitive Perspektivübernahme die gleichen Schlussfolgerungen zieht und auf dieser Grundlage erfolgreich mit der alten Dame interagiert, werden seine spontanen Annahmen über ihre Situationsbewertung bestätigt.

Geht man davon aus, dass die kognitive Situationsbewertung entscheidend ist, um Emotionsausdruck mit sozialen Intentionen in Bezug zu setzen, bildet der bewertungsorientierte Definitionsansatz eine wichtige Ergänzung zum Prototypenansatz. Denn er erlaubt es, präziser zu formulieren, worauf sich das geteilte Wissen über Emotionen bezieht, das infolge der wechselseitigen Skriptaktivierung entsteht. Was durch die erfolgreiche Interaktion bestätigt wird, ist in erster Linie ein geteiltes Wissen über kognitive Situationsbewer-

tungen – genauer gesagt, über diejenigen Situationsbewertungen, die der Zuschreibung sozialer Intentionen zugrunde lagen.

Das geteilte Wissen über die kognitive Situationsbewertung Anderer, das auf der Schema-Ebene entsteht, bleibt daher meist lückenhaft und fragmentarisch. Es konzentriert sich auf diejenigen Bewertungsdimensionen, die ausschlaggebend für die soziale Interaktion der Kommunikationspartner sind. Mit einem entsprechenden Grad an Ambiguität ist auch die Zuschreibung von Emotionen behaftet. Wie zuverlässig die Emotionen Anderer zu einem Skript zugeordnet werden können, hängt davon ab, wie viele Bewertungsdimensionen in den Prozess der indirekten Realitätsprüfung durch soziale Interaktion einbezogen werden. Je länger die Kommunikationspartner miteinander interagieren, desto mehr können sie über die Ziele, Probleme, Bewältigungsmöglichkeiten, Ursachenzuschreibungen, (Un-)Gewissheiten und normativen Erwartungen des Anderen herausfinden. Bei der Aktivierung emotionaler Skripts werden in der Regel jedoch Bewertungsinformationen mit aktiviert, die für die Interaktion nicht relevant sind und somit unüberprüfbare Unterstellung bleiben.

Unsere Überlegungen führen damit zu dem Ergebnis, dass der bewertungsorientierte und der prototypenorientierte Definitionsansatz gut miteinander vereinbar sind. Zusammen betrachtet, können diese beiden Definitionsansätze erklären, wie es dazu kommt, dass emotionale Kommunikation auf der Schema-Ebene ein geteiltes Wissen über die Situationsbewertungen Anderer hervorbringt, das über die aufmerksamkeitslenkenden Effekte der Reiz-Reaktions-Ebene hinausgeht. Der nonverbale Ausdruck aktiviert emotionale Skripts, die implizites Wissen über kognitive Bewertungen beinhalten. Er regt dadurch Prozesse der kognitiven Perspektivübernahme und kooperativen Handlungsplanung an. Das aktivierte Wissen über skripttypische Bewertungen wird dabei durch Kontextinformationen vervollständigt und – als Nebeneffekt der sozialen Interaktion – einer Realitätsprüfung unterzogen, die aus der spontanen Perspektivübernahme ein begründetes Wissen über die Situationsbewertung Anderer macht.

Der bewertungsorientierte Definitionsansatz stellt die bisherigen Ergebnisse zur assoziativen Ebene emotionaler Kommunikation also nicht grundsätzlich in Frage. Er bildet vielmehr eine wichtige Ergänzung, weil er es ermöglicht, die Aussage zu präzisieren, dass emotionale Kommunikation auf dieser Ebene ein geteiltes Wissen über Emotionen hervorbringt. Begründetes Wissen sind immer nur diejenigen Bewertungsdimensionen, die von den Kommunikationspartnern in kommunikative Intentionen umgesetzt und zur Grundlage sozialen Handelns gemacht werden. Alle emotionalen Skripts, die diese Bewertungsdimen-

sionen als typischen Bestandteil enthalten, bilden demnach eine angemessene Möglichkeit, das Ausdrucksverhalten im konkreten Kontext zu interpretieren. Diese Zusatzannahme ist wichtig, um zu verstehen, warum Menschen mithilfe des nonverbalen Emotionsausdrucks erfolgreich kommunizieren, obwohl sich ihre emotionalen Skripts – speziell die untergeordneten Skripts – zum Teil erheblich unterscheiden.

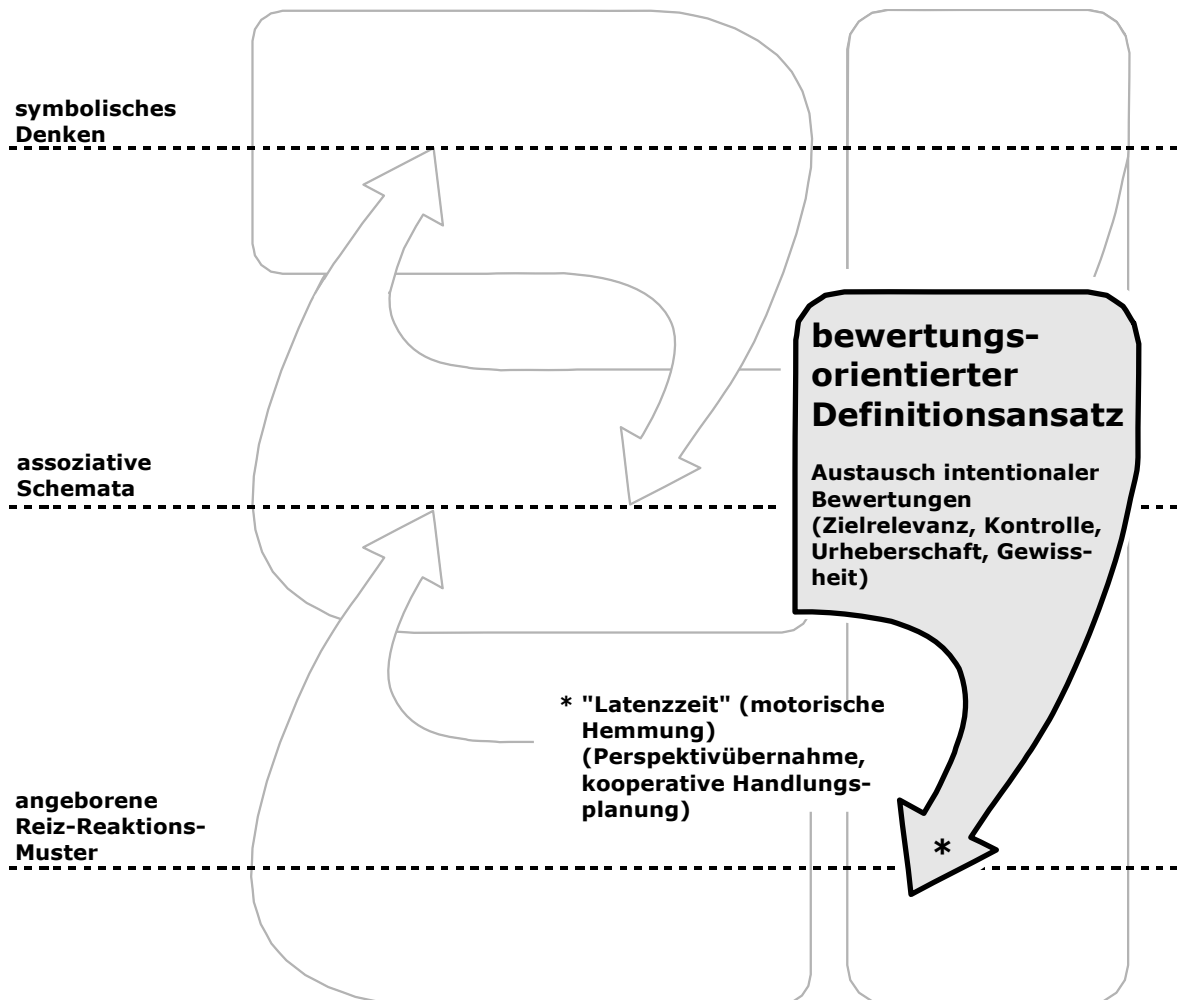


Abbildung 11: Die Ergebnisse zum Austausch von Bewertungsinformationen auf der Schema-Ebene im Überblick. Die Grafik veranschaulicht, wie dieser Aspekt des bewertungsorientierten Definitionsansatzes im Rahmen des Gesamtmodells einzuordnen ist, und fasst Schwerpunkte des Austauschs von Bewertungsinformationen auf der Schema-Ebene zusammen. Der mit * gekennzeichnete Inhalt des Pfeils bezieht sich auf emotionale Kommunikationsphänomene, die Top-Down-Prozesse zwischen Schema-Ebene und Reiz-Reaktions-Ebene erklären.

10.3 Kommunikation von Bewertungen auf der symbolischen Ebene

Was im letzten Abschnitt in Bezug auf den nonverbalen Emotionsausdruck diskutiert wurde, gilt zum Großteil auch für symbolische Ausdrucksformen. Auch der symbolische Emo-

tionsausdruck bietet einen relativ großen Interpretationsspielraum bei der Zuschreibung kognitiver Bewertungen. Den Ergebnissen der kulturvergleichenden Emotionsforschung zufolge, erklärt die kognitive Bewertung in allen untersuchten Kulturen nicht mehr als 40% der semantischen Varianz von Emotionskonzepten (vgl. hierzu den Literaturüberblick von Mesquita & Ellsworth, 2001). Wenn Emotionen in eindeutiger Weise durch ihr Bewertungsprofil definiert wären, müsste die Varianzaufklärung theoretisch 100% betragen. Selbst wenn man berücksichtigt, dass die fehlenden 60% Varianzaufklärung zum Teil durch Messfehler erklärt werden können, bleibt immer noch ein erheblicher Interpretationsspielraum bei der Verknüpfung von Emotionswörtern mit kognitiven Bewertungen, der je nach Kontext unterschiedlich ausgedeutet werden kann.

Ähnliches gilt für den metaphorischen Ausdruck von Emotionen. Nach Kövecses (2000) gibt es eine Vielzahl von Emotionsmetaphern, die auf mehrere Emotionskonzepte anwendbar sind. Einige Metaphern wie »erfüllt sein«, »überwältigt werden«, »verrückt sein« können für fast alle Emotionen stehen. Auch speziellere Metaphern können bei mehreren Emotionen vorkommen. Die Feuer-Metapher beispielsweise kann für Ärger und Liebe stehen, die Metapher der Leichtigkeit für Liebe und Freude und die Metapher Lähmung für Angst und Trauer. Für solche mehrdeutigen Metaphern trifft das Gleiche zu, was in Bezug auf den nonverbalen Ausdruck argumentiert wurde: Ohne einen Kontext, der ihre Bedeutung spezifiziert, können nur diejenigen Bewertungsinformationen zuverlässig dekodiert werden, die in allen Skripts, mit denen die Metapher assoziiert wird, übereinstimmen.

Ein weiterer Punkt, in dem nonverbaler und sprachlicher Emotionsausdruck vergleichbar sind, ist der weitgehend implizite Charakter des Wissens über kognitive Bewertungen, die mit Emotionskonzepten verbunden sind. Niemand – außer Emotionsforschern – ist auf Anhieb in der Lage, das idealtypische Bewertungsprofil einer Emotion zu beschreiben. Um von Versuchsteilnehmern verwertbare Angaben über den Zusammenhang zwischen Emotionen und kognitiven Bewertungen zu erhalten, müssen sie sich in eine konkrete Situation hineinversetzen – entweder in eine Situation, die sie selbst erlebt haben, oder in eine vorgegebene Situation (vgl. hierzu den Literaturüberblick von Schorr, 2001).

Das bedeutet zwar nicht, dass Menschen überhaupt keinen bewussten Zugang zu diesem Wissen haben. Das explizite Wissen über kognitive Bewertungen bildet sich bei Kindern aber erst nach und nach heraus und beschränkt sich auch bei Erwachsenen auf ausgewählte Bewertungsdimensionen (vgl. hierzu den Literaturüberblick von Eisenberg, Murphy & Shepard, 1997, S. 85-104, sowie die Ergebnisse von Shaver et al., 1978, S. 1072-1081). Insofern ist davon auszugehen, dass der Bewertungsgehalt symbolischer Aus-

drucksformen – ähnlich wie beim nonverbalen Emotionsausdruck – primär durch implizite Verarbeitungsmechanismen dekodiert wird. Diese Betrachtungsweise steht im Einklang mit sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien, die davon ausgehen, dass die Regeln für die Verwendung symbolischer Ausdrucksformen in impliziter Form gelernt und überliefert werden (vgl. Averill, 1991; Harré, 1986; Kövecses, 2000).

Der implizite und kontextsensible Charakter der assoziativen Verarbeitung von Bewertungsinformationen und die Schlussfolgerungen, die hieraus gezogen wurden, gelten somit auch für symbolischen Emotionsausdruck. Ein begründetes Wissen über die kognitive Situationsbewertung Anderer, das über die spontane Perspektivübernahme hinausgeht, entsteht erst dann, wenn die Kommunikationspartner aufgrund ihrer spontanen Zuschreibungen erfolgreich interagieren. Das geteilte Wissen, das infolge sozialer Interaktion entsteht, bezieht sich nur auf diejenigen Bewertungsdimensionen, die für die Interaktion relevant waren.

Der entscheidende Unterschied zwischen Schema-Ebene und Zeichen-Ebene ist u. E. darin zu sehen, dass der Interpretationsprozess auf der Zeichen-Ebene mit dem spontanen Verständnis von Bewertungsinformationen nicht abgeschlossen ist. Die spontane Perspektivübernahme bildet hier nicht das Endergebnis, sondern vielmehr einen Ausgangspunkt für weitere Verarbeitungsprozesse. Durch zeichenbasierte Anschlusskommunikation und symbolisches Denken können die kommunizierten Bewertungen hinterfragt werden. Haben die Kommunikationspartner einander richtig verstanden? Finden sie die Situationsbewertung des Anderen angemessen? usw. Die kommunizierten Bewertungsinformationen werden nicht einfach nur zur Kenntnis genommen, sondern mithilfe von Zeichen reflektiert und neu ausgehandelt, bevor sie zur Grundlage sozialer Interaktion gemacht werden.

Symbolisches Denken wird im Rahmen der Bewertungstheorien als ein bewusst kontrollierter Verarbeitungsmodus beschrieben. Im Gegensatz zur assoziativen Verarbeitungsebene, auf der der Bewertungsprozess als solcher unbewusst verläuft und nur das Endergebnis ins Bewusstsein dringt, sind die einzelnen Verarbeitungsschritte auf der symbolischen Ebene bewusst zugänglich. Durch die schrittweise und bewusst kontrollierte Verarbeitung können vorhandene Informationen neu interpretiert und zusätzliche Informationen hinzugezogen werden, die die spontane Situationsbewertung der assoziativen Ebene revidieren (vgl. Lazarus, 1991, S. 152-168; Smith & Kirby, 2001, S. 313).

Wie die sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien betonen, wäre es allerdings falsch, symbolisches Denken als eine rationale und unvoreingenommene Form der Verarbeitung aufzufassen. Symbolische Reflexionsprozesse sind in starkem Maße durch norma-

tive Erwartungen geprägt. Um Denkinhalte mithilfe von Zeichen kodieren zu können, müssen sie in die konventionalisierten Bedeutungskategorien eines Zeichensystems eingeordnet werden. Diese Einordnung ist mit einer normativen Bewertung verbunden, da die Normen und Werte einer Kultur in die überlieferten Zeichensysteme und symbolischen Diskurse eingeschrieben sind (Averill, 1994; Harré, 1986; Wierzbicka, 1995).

Nach Averill (1991) gibt es für jede Emotion Bewertungsregeln, die angeben, welche Situationsbewertungen notwendig sind, um die betreffende Emotion moralisch zu legitimieren. Neubewertung und moralische Rechtfertigung von Emotionen sind somit nur schwer voneinander zu trennen, da symbolische Reflexionsprozesse durch selbstwertdienliche Interpretationen beeinflusst werden. Bei Emotionen, die vorteilhaft für das Selbstbild der Person bzw. für ihr Bild vom Anderen sind, wird sich der symbolische Reflexionsprozess auf diejenigen Informationen konzentrieren, die die Anwendbarkeit von Bewertungsregeln bestätigen. Im gegenteiligen Fall – wenn Emotionen das Selbstbild der Person bzw. ihr Bild vom Anderen in Frage stellen – wird die Person bevorzugt nach Argumenten suchen, die die Anwendbarkeit von Bewertungsregeln widerlegen.

Situationen, in denen das Selbstbild der Kommunikationspartner auf dem Spiel steht, sind prädestiniert dafür, Diskussions- und Konfliktstoff zu erzeugen. Der Austausch von Bewertungsinformationen erhält damit eine Offenheit, die er auf der assoziativen Ebene nicht hat. Auf einer rein assoziativen Verarbeitungsebene können die Kommunikationspartner die Situationsbewertung des Anderen lediglich zur Kenntnis nehmen. Verändern können sie diese Bewertung nur dadurch, dass sie die Situation verändern – z. B. indem sie Hilfe anbieten, Unsicherheiten ausräumen, dem Anderen die Kontrolle überlassen usw. Auf der symbolischen Ebene hingegen kann die Situationsbewertung als solche hinterfragt werden. Indem sie ihre Zweifel an der Angemessenheit der ausgedrückten Bewertungen artikulieren, können die Kommunikationspartner versuchen, den Anderen umzustimmen und zu einer veränderten Situationsbewertung zu bewegen.

Jemanden durch symbolische Kommunikation zu einer Neubewertung der Situation zu bewegen, ist in der Regel jedoch kein leichtes Unterfangen. Die Theorie der gespräch-sinduzierten Neubewertungen (*conversationally induced reappraisals*) von Burleson & Goldsmith (1998) beschreibt verschiedene Anforderungen, mit denen die Kommunikationspartner konfrontiert sind, wenn sie beim Anderen eine Einstellungsänderung gegenüber der emotionsauslösenden Situation bewirken wollen. Eine der Schwierigkeiten wurde oben bereits erwähnt: Die Bereitschaft, Informationen und Argumente zu akzeptieren, hängt wesentlich davon ab, ob sie mit dem Selbstbild der Person vereinbar sind. Lösungsvorschläge

– egal wie gut sie gemeint sind – werden nur dann als hilfreich empfunden, wenn sie es der Person ermöglichen, ihr Gesicht zu wahren (Goldsmith, 1994; Goldsmith & MacGeorge, 2000; Caplan & Samter, 1999).

Die eigentliche Überzeugungsarbeit muss die betroffene Person selbst leisten. Wie die Bewertungstheorien betonen, bildet die rationale Einsicht in die Unangemessenheit spontaner Bewertungen keine Garantie dafür, dass diese Bewertungen und die dadurch ausgelösten Emotionen schon überwunden sind. Angeborene, assoziative und symbolische Bewertungsprozesse können nebeneinander existieren und zu unterschiedlichen Ergebnissen führen (vgl. Lazarus, 1991, S. 152-170; Roseman & Smith, 2001, S. 8-10; Schwarz & Clore, 1988). Es wird zwar davon ausgegangen, dass die Person als Gesamtsystem nach Integration strebt und Widersprüche zwischen den Verarbeitungsebenen durch Bottom-up- und Top-down-Prozesse aufgelöst werden (vgl. Lazarus, 2001, S. 59-62). Dieser Integrationsprozess stellt jedoch eine aktive Leistung dar, die keineswegs selbstverständlich ist. Um die spontane Situationsbewertung und die dadurch ausgelöste Erregung zu überwinden, muss die Person ihre gesamte Perspektive auf die Situation, einschließlich ihrer Bedürfnisse, Ziele und Handlungsmöglichkeiten überdenken.

Eine solche Einstellungsänderung erfordert Zeit und psychische Energie. Burleson & Goldsmith (1998) betonen, dass gesprächsinduzierte Neubewertungen nicht so sehr durch Argumente, sondern vielmehr durch geduldiges und unterstützendes Zuhören vorangetrieben werden. Um der betroffenen Person eine tiefer gehende Einstellungsänderung zu ermöglichen, muss man sie ausführlich zu Wort kommen lassen. Der eigentliche Bewältigungs- und Neubewertungsprozess vollzieht sich in den aktiven Redebeiträgen der Person. Folgende Faktoren tragen nach Burleson & Goldsmith (1998) dazu bei, eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre zu schaffen, die den Anderen anregt, seine Perspektive auf die emotionsauslösende Situation ausführlich darzulegen und schrittweise zu überwinden:

1. Höflichkeit (facework). Ratschläge und Kritik sollten mit Rücksicht auf selbstbildrelevante Bedürfnisse der Person formuliert werden (vgl. Goldsmith, 1994; Goldsmith & MacGeorge, 2000; Caplan & Samter, 1999).
2. Personenzentriertheit (person centeredness). Sprachliche Botschaften sollten die betroffene Person und ihre Gefühle in den Mittelpunkt stellen und sie zu einer ausführlichen Darstellung des Problems auffordern. Versuche, das Problem zu bagatelisieren, die Person von ihren Gefühlen abzulenken, und Äußerungen mit reinem

Situationsfokus werden als wenig hilfreich empfunden (vgl. Burleson, 1994; Jones & Burleson, 1997; Jones & Burleson, 2003).

3. Nonverbale Zuwendung (nonverbal immediacy). Wichtig für die Herstellung einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre ist auch der nonverbale Ausdruck von Aufmerksamkeit und Zuneigung. Hierzu zählen insbesondere nonverbale Signale wie Lächeln, Blickkontakt, Nicken, direkte Körperorientierung und Vokalisationen wie »hmhm« (Jones & Guerrero, 2001; Jones & Burleson, 2003, Andersen, 1985; Gottman, 1994).

Die Theorie der gesprächsinduzierten Neubewertung und die Forschungsergebnisse, die in ihrem Umfeld entstanden sind, führen zu der Annahme, dass ein hohes Maß an Geduld und Rücksichtnahme erforderlich ist, um Andere zu einer Neubewertung der Situation zu bewegen. Was ist nun aber, wenn es den Kommunikationspartnern nicht gelingt, eine offene, respektvolle Gesprächsatmosphäre herzustellen, weil jeder zu sehr mit seinen eigenen Problemen und Verletzlichkeiten beschäftigt ist? Gibt es in diesem Fall überhaupt eine Chance, den Anderen zu überzeugen und einen Konsens zu finden?

Nach den Ergebnissen der Konfliktforschung zu urteilen, ist es kaum Erfolg versprechend, den Kommunikationspartner ohne Rücksicht auf dessen Gefühle und Verletzlichkeiten überzeugen zu wollen. Einsichten lassen sich nicht durch Argumente erzwingen – erst recht nicht, wenn sie in vorwurfsvoller, verächtlicher oder selbstmitleidiger Weise vorgetragen werden. Solche feindseligen Kommunikationsversuche wie auch das demonstrative Ignorieren von Äußerungen erzeugen beim Anderen Stress, verhärten die Standpunkte und zerrütten die Beziehung der Kommunikationspartner (Gottman, 1994; Levenson & Gottman, 1983; Levenson, Carstensen & Gottman, 1994; Caughlin & Vangelisti 1999; Vogel, Wester & Heesacker, 1999; Christensen & Heavey, 1990).

Man könnte freilich argumentieren, dass sozialer Konsens nicht in jedem Fall auf tief empfundenen Einstellungsänderungen beruhen muss. Um sich über das weitere Vorgehen im Umgang mit der Situation zu einigen, reicht es letztlich aus, wenn die Kommunikationspartner wissen, wann sie mit ihrem Wunsch, den Anderen zu überzeugen, an die Grenzen sozialer Rollen und Machtstrukturen stoßen. In dem Moment, in dem die Kommunikationspartner einsehen müssen, dass sie mit Argumenten nicht weiter kommen, bleibt dem unterlegenen Partner nichts anderes übrig, als die Situationsbewertung des dominanten Partners zur Kenntnis zu nehmen und in seinen Entscheidungen zu berücksichti-

gen – auch wenn er selbst anderer Meinung ist. Wenn man Konsens auf der Ebene von Macht und Konformitätsdruck betrachtet, führt dies zu der Schlussfolgerung, dass sich der soziale Konsens auf ausgewählte Bewertungsdimensionen beschränkt – genauer gesagt, auf diejenigen Bewertungen, die erforderlich sind, um die Perspektive des dominanten Partners moralisch zu legitimieren.

Nehmen wir an, ein Chef ärgert sich über seinen Mitarbeiter. Ausschlaggebend für die moralische Legitimation von Ärger wären gemäß den Bewertungsregeln die Bewertung des Vorfalls als Regelverstoß und die Bewertung, dass der Mitarbeiter für den Vorfall verantwortlich ist (vgl. Averill, 1991, S. 160). Ob die Situation neu und unangenehm für den Chef ist, ob der Vorfall im Widerspruch zu seinen Wünschen und Zielen steht, ob er davon überzeugt ist, die Situation unter Kontrolle zu haben u.ä., spielen für die moralische Rechtfertigung seines Ärgers eine untergeordnete Rolle. Um seinen Ärger für den Mitarbeiter nachvollziehbar zu machen und im vertrauensvollen Gespräch auszuräumen, müsste das gesamte Spektrum kognitiver Bewertungen zur Sprache kommen. Wenn es dem Chef nur darum geht, seinen Ärger moralisch zu rechtfertigen, reicht es dagegen aus, die Bewertungsregeln einzuhalten und zu begründen, worin der Regelverstoß besteht und warum der Mitarbeiter dafür verantwortlich gemacht wird.

Der bewertungsorientierte Definitionsansatz bildet damit auch im Hinblick auf den sozialkonstruktivistischen Definitionsansatz eine sinnvolle Ergänzung. Er ermöglicht einen differenzierten Blick auf den sozialen Konsens über Emotionen, der im Rahmen symbolischer Kommunikationsprozesse ausgehandelt wird. Ein tief empfundener Konsens, der alle an der Emotionsentstehung beteiligten Bewertungsdimensionen einschließt, entsteht nicht durch bloßes Argumentieren. Symbolische Kommunikation kann zwar zur Entstehung eines solchen Konsens beitragen. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass die Kommunikationspartner mit Höflichkeit, Geduld und ehrlichem Interesse auf die Gefühle des Anderen eingehen und einander genügend Redezeit lassen, um ihre spontanen Bewertungen durch Neubewertungs- und Bewältigungsprozesse zu überwinden.

Sozialer Konsens kann aber auch durch den Konformitätsdruck sozialer Rollen und Machtstrukturen entstehen. Dieser erzwungene Konsens kann u.U. wichtige Funktionen für den Zusammenhalt und die Handlungsfähigkeit der sozialen Gemeinschaft erfüllen. Er beschränkt sich jedoch auf diejenigen Bewertungsdimensionen, die nach Maßgabe kulturspezifischer Bewertungsregeln für die moralische Rechtfertigung von Emotionen notwendig sind. Emotionale Konflikte auf der Ebene der spontanen Situationsbewertung bleiben

dann bestehen und können dazu führen, dass der erzwungene Konsens bei einer Veränderung der Machtverhältnisse aufgekündigt wird.

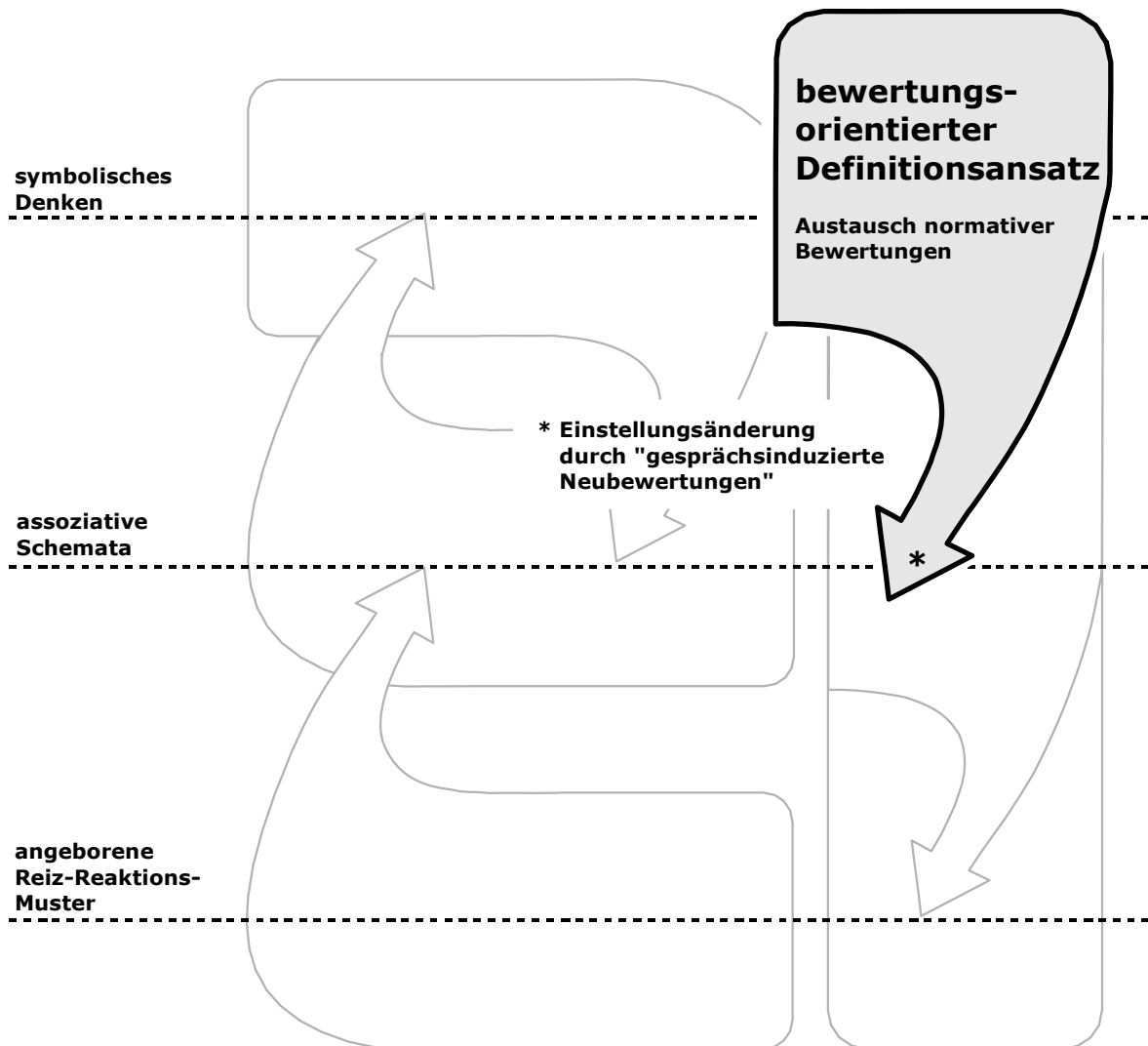


Abbildung 12: Die Ergebnisse zum Austausch von Bewertungsinformationen auf der Symbol-Ebene im Überblick. Die Grafik veranschaulicht, wie dieser Aspekt des bewertungsorientierten Definitionsansatzes im Rahmen des Gesamtmodells einzuordnen ist, und fasst Schwerpunkte des Austauschs von Bewertungsinformationen auf der Symbol-Ebene zusammen. Der mit * gekennzeichnete Inhalt des Pfeils bezieht sich auf emotionale Kommunikationsphänomene, die Top-Down-Prozesse zwischen Symbol-Ebene und Schema-Ebene erklären.

10.4 Resümee

Im Zusammenhang betrachtet, zeigen die Ergebnisse dieses Kapitels, dass der bewertungsorientierte Definitionsansatz mit den anderen Definitionsansätzen gut vereinbar ist. Dieser Ansatz lässt sich auf alle drei Modellebenen – angeborene Reiz-Reaktions-Muster, assozia-

tive Schemata und zeichenbasierte Kommunikation – anwenden und erweitert die anderen Ansätze um interessante Zusatzüberlegungen. Der bewertungsorientierte Ansatz ist vor allem deshalb aufschlussreich, weil er es ermöglicht, präziser zu formulieren, was gemeint ist, wenn von »geteilten Emotionen«, »geteiltem Wissen über Emotionen« oder »sozialem Konsens über Emotionen« die Rede ist.

Setzt man die kognitiven Bewertungskriterien als Vergleichskriterien an, stellt sich heraus, dass der Grad der Übereinstimmung zwischen »geteilten Emotionen«, »geteiltem Wissen über Emotionen« und »sozialem Konsens über Emotionen« je nach Situationskontext variieren kann. Die Bewertungsinformationen, die durch Emotionsausdruck vermittelt werden, haben auf allen drei Verarbeitungsebenen fragmentarischen Charakter und müssen durch Kontextinformationen ergänzt werden.

- Auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster können vermutlich nur einfache Bewertungsinformationen wie Neuheit und Valenz dekodiert werden. Diese affektiven Qualitäten reichen zwar nicht aus, um vollwertige Emotionen auszulösen. Sie aktivieren jedoch einen »emotionalen Bereitschaftszustand«, der Orientierungs- und Bewertungsprozesse anregt und die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners auf das emotionsauslösende Ereignis lenkt. Alle anderen Bewertungsinformationen erschließen sich erst durch die Wahrnehmung und Verarbeitung des Ereignisses selbst. Der Grad der Übereinstimmung zwischen den Emotionen der Kommunikationspartner hängt folglich davon ab, welche angeborenen bzw. erlernten Bewertungsschemata bei ihnen durch das Ereignis aktiviert werden und wie sich ihre Perspektive im Zuge der aktiven Bewältigung und bewussten Neubewertung der Situation verändert.
- Auf der Ebene der assoziativen Schemata kann das gesamte Spektrum von Bewertungsinformationen dekodiert werden. Der implizite und kontextsensible Charakter der assoziativen Verarbeitung bringt es jedoch mit sich, dass ein Großteil der Bewertungsinformationen verloren geht, wenn Emotionsausdruck losgelöst vom Kontext wahrgenommen wird. Da nicht alle Emotionen einen unverwechselbaren Ausdruck aufweisen, können nur diejenigen Bewertungsinformationen zuverlässig dekodiert werden, die in allen Skripts übereinstimmen, die mit dem Ausdruck assoziiert sind. Um sicherzugehen, dass sie Ausdrucks- und Kontextinformationen richtig verstanden haben, müssen die Kommunikationspartner auf der Grundlage ihrer

spontanen Perspektivübernahme erfolgreich interagieren. Begründetes Wissen über die Situationsbewertung Anderer sind immer nur diejenigen Bewertungsinformationen, die in den Prozess der indirekten Überprüfung durch kooperatives Handeln einbezogen werden.

- Auf der Zeichen-Ebene haben die Kommunikationspartner vielfältige Möglichkeiten, die kommunizierten Bewertungsinformationen zu hinterfragen und herauszufinden, ob sie einander richtig verstanden haben. Einen Konsens auszuhandeln, mit dem sich alle Beteiligten identifizieren können, ist aber dennoch keine leichte Aufgabe. Um einander zu Einstellungsänderungen zu bewegen, müssen die Kommunikationspartner bereit sein, mit Rücksichtnahme und Geduld auf die Gefühle des Anderen einzugehen. Die Neubewertung von emotionsauslösenden Situationen bildet eine aktive Leistung der Person, die nicht durch Argumente erzwungen werden kann. Wenn keine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre zustande kommt, können sich die Kommunikationspartner höchstens auf ihre Machtpositionen innerhalb der Beziehung oder der sozialen Gruppe zurückziehen. Der erzwungene Konsens, der unter dem Konformitätsdruck sozialer Machtstrukturen entsteht, führt jedoch nicht zu tief empfundenen Einstellungsänderungen und beschränkt sich auf ausgewählte Bewertungsdimensionen, die für die moralische Rechtfertigung des dominanten Partners ausschlaggebend sind.

Emotionale Kommunikation in ihrer Eigenschaft als Austausch kognitiver Bewertungen erweist sich somit als ein vielschichtiger Prozess. Der Austausch von Bewertungsinformationen lässt sich auf allen drei Modellebenen nachweisen. Keine der Ebenen ist jedoch »perfekt« in dem Sinne, dass Emotionsausdruck als solcher ein vollständiges Bewertungsprofil der ausgedrückten Emotion vermittelt. Um die kommunizierten Bewertungsgehalte zu präzisieren, müssen Kontextinformationen über die emotionsauslösende Situation, die Perspektive des Anderen sowie selbstbildrelevante Bedürfnisse einbezogen werden.

Vergleicht man die Schwerpunkte von Dekodierprozessen auf den drei Verarbeitungsebenen, scheinen sich diese Ebenen in produktiver Weise zu ergänzen. Anders als man auf der Grundlage von Bewertungstheorien zunächst erwarten würde, sind die kommunizierten Bewertungsinformationen auf den drei Ebenen keineswegs redundant.⁶⁴ Im

⁶⁴ Inwiefern die Annahme der Bewertungstheorien gerechtfertigt ist, dass die Bewertungskriterien auf allen Verarbeitungsebenen die gleichen sind, ist eine Frage, die wir im Rahmen unserer Arbeit nicht beantworten können. Diese Frage ist Gegenstand der Emotions-Kognitions-Debatte, die nach wie vor als ungelöst gilt. Im Hinblick auf emotionale Kommunikation halten wir es allerdings für wichtig, die unterschiedlichen

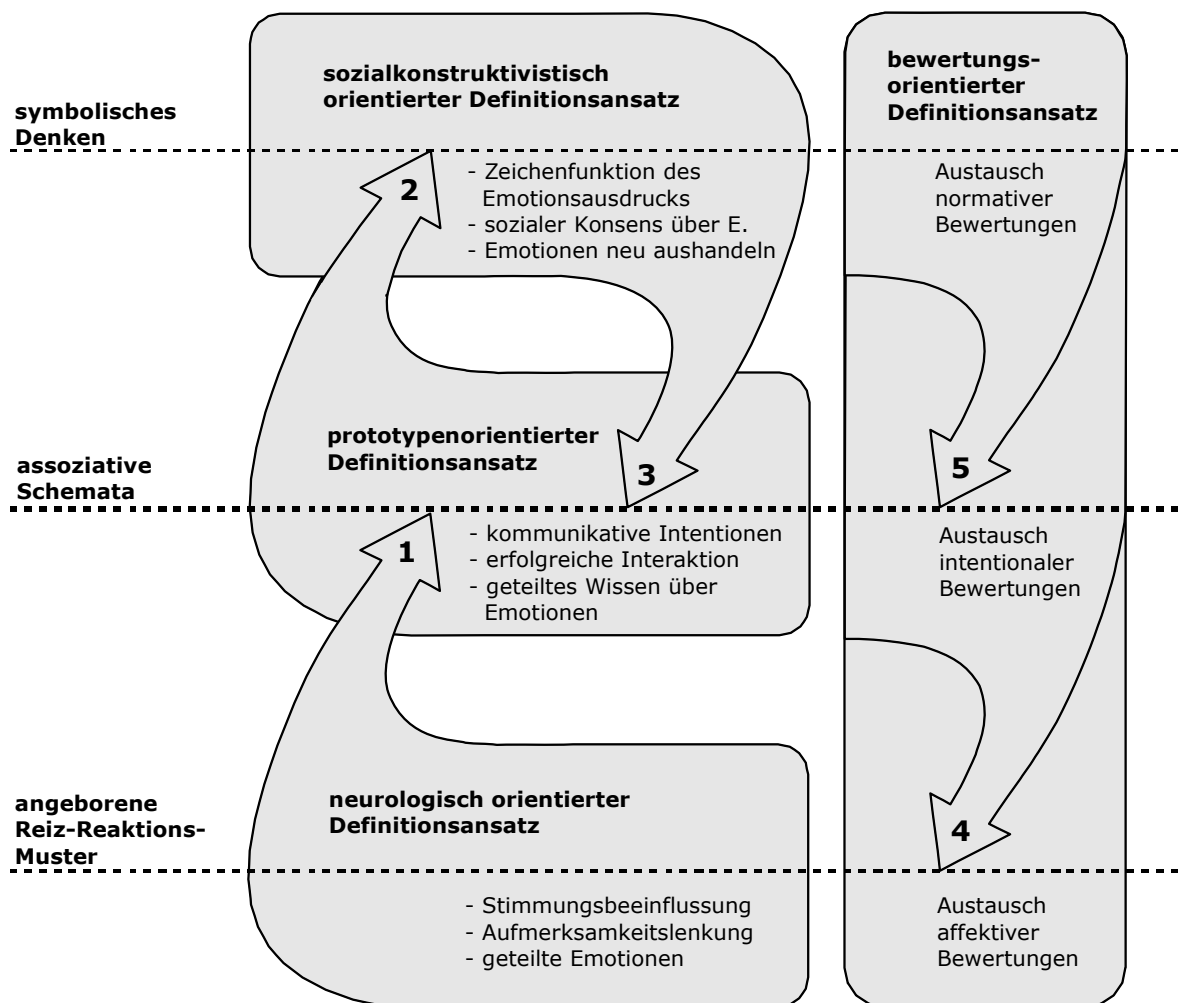
Rahmen emotionaler Kommunikation stellt sich das Verhältnis der Verarbeitungsebenen eher als ein arbeitsteiliges Zusammenwirken dar. Auf jeder Ebene lassen sich bestimmte Schwerpunkte erkennen, die einen sinnvollen Zusammenhang zu den sozialen Funktionen und Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der betreffenden Ebene aufweisen.

Um unsere Ausführungen zum bewertungsorientierten Definitionsansatz abzurunden, sollen die Schwerpunkte und sozialen Funktionen des Austauschs von Bewertungsinformationen noch einmal zusammengefasst werden:

- Auf der Reiz-Reaktions-Ebene liegt der Schwerpunkt auf einfachen Stimulusqualitäten wie Neuheit und Valenz. Die Dekodierung dieser affektiven Bewertungsgehalte führt zu Aufmerksamkeits- und Motivationsveränderungen, die den Kommunikationspartner auf die Auseinandersetzung mit emotional relevanten Umweltereignissen vorbereiten.
- Auf der Schema-Ebene stehen Bewertungsdimensionen im Vordergrund, die den intentionalen Bezug der Person zu ihrer Umwelt betreffen. Wie verhält sich das Ereignis zu Wünschen, Erwartungen und Zielen der Person? Wie schätzt sie die Ursachen und möglichen Folgen des Ereignisses ein? Welche Möglichkeiten hat sie, die Situation zu kontrollieren und eventuelle Folgen zu bewältigen? Diese intentionalen Bewertungsgehalte ermöglichen eine kognitive Perspektivübernahme, die es den Kommunikationspartnern erlaubt, bei der Bewältigung der emotionsauslösenden Situation zu kooperieren.
- Schwerpunkt der symbolischen Verarbeitung sind Informationen über die normative Bewertung von Ereignissen. Wie verhält sich das Ereignis zu sozialen Normen, Regeln und Werten? Welche Bedeutung hat das Ereignis für das Selbstbild der Kommunikationspartner? Wer verfügt über die Macht bzw. moralische Legitimation, seine eigene Perspektive zum Maßstab für das soziale Handeln Anderer zu machen? Solche normativen Bewertungen, die in vielen Bewertungstheorien nur am Rande erwähnt werden, sind u.E. von ausschlaggebender Bedeutung, um soziale Konflikte im Umgang mit emotional relevanten Situationen zu lösen.

Schwerpunkte des Informationsaustauschs über kognitive Bewertungen auf den einzelnen Ebenen zu berücksichtigen, da diese Schwerpunkte Ausdruck der sozialen Funktionen sind, die emotionale Kommunikation auf der jeweiligen Ebene erfüllt.

Im dritten und letzten Teil der Arbeit werden wir uns der Frage zuwenden, wie die sozialen Funktionen, die als Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation herausgearbeitet wurden, im Kontext der allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie einzuordnen sind. Wie sich zeigen wird, lassen sich viele der Ergebnisse, die am Beispiel emotionaler Kommunikation im zwischenmenschlichen Bereich gewonnen wurden, auf medienvermittelte Formen emotionaler Kommunikation übertragen. Die Forschungsergebnisse zu emotionalen Prozessen im Medienbereich deuten auf einen Transfer von Wissen und Fähigkeiten zwischen interpersonellen und medienvermittelten Kommunikationsformen hin.



Bottom-up- und Top-down-Prozesse:

- 1** - soziale Lernprozesse (stellvertretende und kooperative Konditionierung)
- 2** - Intersubjektivität (Affektabstimmung, soziale Vergewisserung)
- 3** - verinnerlichtes Regelbewusstsein (Meta-Emotionen, Flow)
- 4** - »Latenzzeit« (motorische Hemmung, Perspektivübernahme, kooperative Handlungsplanung)
- 5** - Einstellungsänderung durch »gesprächsinduzierte Neubewertungen«

Abbildung 13: Das Modell der emotionalen Kommunikation im Überblick. Die Grafik fasst den Inhalt der Abbildungen 7 bis 12 zusammen. Der Inhalt der Kästen bezieht sich auf Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf den verschiedenen Modellebenen. Die mit Zahlen gekennzeichneten Inhalte der Pfeile beziehen sich auf emotionale Kommunikationsphänomene, die Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen den Modellebenen vermitteln.

Teil III

Schnittstellen des Modells zur allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie

Susanne Hübner

11. Vorüberlegungen

Im Zusammenhang mit der Bildung des Rahmenmodells (Kapitel 6) haben wir erste Überlegungen zu einer Systematisierung der kommunikationstheoretischen Ansätze und Konzepte angestellt. Dabei kamen wir zu dem Ergebnis, dass sich die verhaltensbiologischen Kommunikationstheorien auf die Ebene der angeborenen Reiz-Reaktions-Muster, die handlungstheoretischen Ansätze auf die Ebene der assoziativen Schemata und die Zeichen- und Symboltheorien auf die Ebene des symbolischen Denkens beziehen lassen. Zudem konnten die einzelnen Ansätze hinsichtlich ihrer Annahmen über Kommunikation wie folgt systematisiert werden:

- Die verhaltensbiologischen Kommunikationsansätze gehen davon aus, dass Kommunikation ein wechselseitiger Prozess der Verhaltenskoordination ist, der auf angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern basiert.
- Die handlungstheoretischen Kommunikationsansätze gehen davon aus, dass Kommunikation ein wechselseitiger Prozess der intentionalen Verhaltensbeeinflussung ist, der auf assoziativen Wissensstrukturen basiert.
- Die symbolischen Kommunikationsansätze gehen davon aus, dass Kommunikation ein wechselseitiger Prozess der reflektierten Beeinflussung symbolischen Denkens ist, der auf der flexiblen Anwendung sozialer Regeln und Normen basiert.

Obwohl sich alle drei Kommunikationsansätze in Bezug auf ihre Erklärungsmodelle unterscheiden, lässt sich doch zumindest eine Gemeinsamkeit feststellen: Kommunikation wird im weitesten Sinne als ein wechselseitiger Prozess verstanden, in dessen Verlauf sich die Kommunikationsteilnehmer in ihrem Verhalten, Wahrnehmen und Denken beeinflussen. Verhalten schließt dabei sämtliche Ausdrücke bzw. Reaktionen ein, die für einen Kommunikationsteilnehmer bzw. einen Beobachter wahrnehmbar sind. Das heißt, grundlegend setzt sich Verhalten aus physiologischen und motorischen Aspekten zusammen, auf denen

zeichenhafte Darstellungsformen wie Sprache, Bilder, Musik, symbolische Gesten und symbolisches Denken aufbauen. Es wird allgemein davon ausgegangen, dass diese verschiedenen Verhaltensaspekte zu einer ganzheitlichen Wahrnehmung integriert und ganzheitlich ausgedrückt werden. Ob nun ein Verhalten als Ausdruck oder als Reaktion verstanden wird, ist letztendlich eine Ermessensfrage des Beobachters solcher Kommunikationsprozesse.⁶⁵ Der allgemeine Kern sämtlicher Kommunikationsansätze ist, dass Ausdruck und Reaktion in einem zwingenden Zusammenhang betrachtet werden, der nicht zufällig entsteht. Das Verhalten von mindestens zwei Menschen ist demnach dann kommunikativ, wenn es wechselseitig aufeinander bezogen ist. Auf dieser kommunikationstheoretischen Grundannahme basiert auch die Auseinandersetzung mit den vier Definitionsansätzen emotionaler Kommunikation, die in Teil II der Arbeit geführt wurde. Auf der Basis neurologischer Emotionstheorien, dem Prototypenansatz, den sozialkonstruktivistischen Theorien sowie den Bewertungstheorien konnten vier Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation herauskristallisiert werden.

Die Diskussion hat ergeben, dass sich aus den ersten drei genannten Theorien jeweils ein Erfolgskriterium ableiten lässt, das sich genau auf eine der drei Modellebenen emotionaler Kommunikation bezieht. Die Bewertungstheorien hingegen lassen sich keiner der Ebenen zuordnen, vielmehr ist davon auszugehen, dass sich der bewertungsorientierte Definitionsansatz auf alle drei Kommunikationsebenen beziehen lässt. Das bewertungstheoretische Erfolgskriterium emotionaler Kommunikation vom Austausch kognitiver Bewertungen beschreibt demnach einen äußerst vielschichtigen Prozess. Um sie ins Gedächtnis zu rufen, hier folgen die drei Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation:

- Das Erfolgskriterium für die Reiz-Reaktions-Ebene bildet die Aktivierung ungerichteter Stimmungen.
- Das Erfolgskriterium für die Schema-Ebene bildet die Verknüpfung des Emotionsausdrucks mit kommunikativen Intentionen.
- Das Erfolgskriterium für die Symbol-Ebene besteht darin, dass die Bedeutung von Emotionen hinterfragt und neu ausgehandelt wird.

⁶⁵ Im Kontext der theoretischen Ansätze des radikalen Konstruktivismus wird die Rolle des Beobachters diskutiert (vgl. Schmidt, 1987; 1992). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Beobachtung verschiedene Reflexionsebenen aufweist: Der Beobachter erster Ordnung entspricht naiven Wahrnehmungen über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, der Beobachter zweiter Ordnung entspricht einer selbstreflexiven Wahrnehmung und der Beobachter dritter Ordnung entspricht dem wissenschaftlichen Reflexionsprozess. Dabei orientiert sich der Beobachter an wissenschaftlichen Theorien und Methoden.

Der dritte und abschließende Teil ist einer vertiefenden Diskussion um die Schnittstellen des Modells zur allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie gewidmet. Analog der Ebenenstruktur des Modells sollen folgende Leitfragen beantwortet werden:

- Für die Reiz-Reaktions-Ebene stellt sich folgende Leitfrage: Inwiefern lässt sich die Aktivierung ungerichteter Stimmungen mit den verhaltensbiologischen Kommunikationsansätzen und den Stimmungshypothesen der Medienwirkungsforschung vereinbaren?
- Für die Schema-Ebene stellt sich folgende Leitfrage: Inwiefern lässt sich die Verknüpfung des Emotionsausdrucks mit kommunikativen Intentionen mit den handlungstheoretischen Kommunikationsansätzen vereinbaren? Bzw. inwiefern lässt sich die Bedeutung emotionaler Skripts für das Verstehen von Medienhandlungen untermauern?
- Für die Symbol-Ebene stellt sich folgende Leitfrage: Inwiefern lässt sich das Hinterfragen und Aushandeln von Emotionen mit den symbolischen Kommunikationsansätzen vereinbaren? Bzw. welche Bedeutung erfüllt das Kriterium der Selbstreflexion im Zusammenhang mit Einstellungsänderungen durch Mediennutzung?

Dabei muss eine wesentliche Einschränkung in Bezug auf medienvermittelte Kommunikation vorweggeschickt werden. Das im Zusammenhang mit den allgemeinen Annahmen über Kommunikation postulierte Wechselseitigkeitsprinzip besitzt in Bezug auf medienvermittelte Kommunikation nur eingeschränkte Gültigkeit. Stellt direkte synchrone Wechselseitigkeit für Individualkommunikation eine notwendige Bedingung dar, so gilt dieses Prinzip bei Mischformen der Individual- und Massenkommunikation wie z. B. Diskotheken, interaktive Computerspiele und Improvisationstheater teilweise und kann bei Massenmedien wie Kino, Fernsehen, Radio, Internet eine längerfristige zeitliche Dimension aufweisen. Obwohl insbesondere neue Kommunikationstechnologien interaktive Kommunikationsformen hervorbringen, die den Nutzern auch direkte Rückkopplungsmöglichkeiten bieten. Allgemein lässt sich sagen, dass die Bedeutung, die Medien im Alltag haben, darauf hinweist, dass teilweise eingeschränkte Wechselseitigkeit im Fall der medienvermittelten Kommunikation die Wirkung von Medien nicht grundsätzlich beeinträchtigt. Offensichtlich verfügen Menschen über Potentiale, womit eingeschränkte Wechselseitigkeit kompensiert werden kann. Ein weiterer Punkt, der zur grundsätzlichen Klärung unseres Standpunktes vorweg angesprochen werden sollte, ist, dass medienvermittelte symbolische Dar-

stellungsformen aus unserer Sicht in keinem wesentlichen Widerspruch zu den angeborenen Grundlagen von Kommunikation stehen. Denn für die Funktionsweise neurologischer Strukturen spielt es zunächst keine Rolle, ob es sich um einen natürlichen oder einen symbolischen Reiz handelt. Beide können aufgrund der aufmerksamkeitslenkenden Wirkung angeborener Reiz-Reaktions-Muster automatisch verarbeitet werden. Der bewusste Verarbeitungsmodus wird erst dann aktiviert, wenn die Reizverarbeitung Ergebnisse hervorbringt, die nicht in die vorhandenen Strukturen integriert werden können. Trotzdem gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen den symbolischen Darstellungsformen, die durch Medien vermittelt werden, und angeborenen Reizauslösern. Denn angeborene Reize sind in sinnlich konkrete Wahrnehmungszusammenhänge eingebettet, die der eigenen Erfahrung entsprechen. Mediale Kontexte hingegen zeichnen sich durch eine enorme Ausdehnung der Erlebniskontexte aus, die über die unmittelbare soziale Erfahrung der meisten Menschen hinausweisen. Vermittelt durch bildhafte bzw. audiovisuelle Darstellungen werden Rezipienten mit den Emotionen anderer in spezifischen Kontexten konfrontiert, die sie in dieser Kombination weder erlebt haben müssen, noch erleben werden. Die Euphorie beim Millionengewinn im Lotto, die Ohnmacht der Eltern bei Kindesentführung, die Aggression eines Serienkillers oder die Überraschung, wenn der verloren geglaubte Geliebte wieder vor der Tür steht, kennen nur wenige Menschen aus eigener Erfahrung. Und trotzdem lösen symbolische Gefühlsdarstellungen beim Rezipienten Emotionen aus, denn die Offenheit angeborener Reiz-Reaktions-Muster für Prozesse des emotionalen Assoziationslernens ermöglicht es, dass neuartige Reize mit bewährten Reaktionen verknüpft werden. Dabei bedienen sich symbolische Darstellungen keiner außergewöhnlichen Emotionen, sondern erzeugen ein enormes Spektrum an kontextuellen Bedingungen, deren Verarbeitung zu einer Erweiterung angeborener Reiz-Reaktions-Muster führt.

Vor allem im Zusammenhang mit den unterhaltenden Aspekten der Mediennutzung wird davon ausgegangen, dass die emotionale Beeinflussung des Rezipienten ein sinnstiftendes Moment im Umgang mit Medien darstellt. Entsprechend den Annahmen über die angeborenen Grundlagen von Kommunikation ist davon auszugehen, dass die unterhaltende Wirkung von Medien vor allem auf der motivierenden Funktion emotionaler Grundbedürfnisse basiert. Nach Bosshart & Macconi (1998) lassen sich im Zusammenhang mit der unterhaltenden Funktion von Medien folgende emotionale Grundbedürfnisse ausfindig machen: Die Freude an der Nutzung der eigenen Sinne, als das Ausprobieren körperlicher Fähigkeiten und das Erleben motorischer und sensorischer Aktivierung; die Freude am Erleben selbstbezogener Emotionen im Sinne des Hervorrufens und Erlebens von Emotionen

und Stimmungsmanagement; die Freude an persönlichem Humor und Wissen, um unter Einsatz kognitiver und intellektueller Stärken und Kompetenzen den Humor anderer zu nutzen; sowie die Freude an sozialen Emotionen im Sinne der empathischen Fähigkeit, Emotionen mit anderen zu teilen oder stellvertretend für andere zu erleben und sich mit anderen zu identifizieren.

Wir gehen davon aus, dass die drei Modellebenen für eine Reihe von theoretischen und methodischen Ansätzen der Kommunikations- und Medienwissenschaft einen geeigneten Systematisierungsrahmen bilden. Wir werden den vertrauten Aufbau insofern beibehalten, als wir, beginnend mit der grundlegenden Reiz-Reaktions-Ebene über die mittlere Komplexitätsebene, der assoziativen Schemata, bis hin zur höchsten Komplexitätsebene, der symbolischen Bedeutungen, die Schnittstellen für den interpersonalen sowie den medienvermittelten Kommunikationsbereich erörtern.

12. Angeborene Grundlagen der Kommunikation

Wie der Modellbildungsteil ergeben hat, lässt sich der Erfolg emotionaler Kommunikation auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster an dem Kriterium der ungerichteten Stimmungsbeeinflussung festmachen. Angeborene Reiz-Reaktions-Muster sind insofern für Stimmungsbeeinflussung von zentraler Bedeutung, als sie zwischen emotionsauslösenden Reizen und emotionalen Reaktionen vermitteln. Die neurochemischen Prozesse der angeborenen Reiz-Reaktions-Muster finden in subkortikalen Emotionssystemen statt, die sowohl für die Steuerung des Ausdrucksverhaltens als auch für die Verarbeitung von Emotionsausdruck von Bedeutung sind. Demnach bilden Emotionsausdruck und dessen Verarbeitung einen integralen Bestandteil emotionaler Reiz-Reaktions-Muster. Die angeborenen strukturellen Zusammenhänge dieser emotionalen Reiz-Reaktions-Mechanismen bringen es dabei mit sich, dass Menschen in vergleichbarer Weise auf angeborene Emotionsauslöser reagieren. Zur Erinnerung auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster lässt sich der Prozess emotionaler Kommunikation wie folgt veranschaulichen: Der Emotionsausdruck des Kommunikationsteilnehmers A aktiviert beim Kommunikationsteilnehmer B eine Stimmung. Infolgedessen erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Aufmerksamkeit des Kommunikationsteilnehmers B auf emotionsauslösende Reize gelenkt wird und eine emotionale Reaktion hervorgerufen wird, die wiederum der Kommunikationsteilnehmer A als Emotionsausdruck wahrnimmt. Dieses Ausdrucksverhalten beeinflusst wiederum die Stimmungslage des Kommunikationsteilnehmers A usw. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, welche Schnittstellen gibt es zwischen Stimmungsbeeinflussung im Besonderen und kommunikationstheoretischen Konzepten im Allgemeinen?

12.1 Das Kriterium der Verhaltenskoordination

Wie wir bereits im Zusammenhang mit der Bildung des Rahmenmodells herausgearbeitet haben, weisen vor allem verhaltensbiologischen Kommunikationsansätzen Anschlussstellen zur Ebene der angeborenen Reiz-Reaktions-Muster auf. Im Folgenden wollen wir die relevanten kommunikationstheoretischen Positionen hinsichtlich ihrer Aussagen zum ursächlichen Zusammenhang von Verhaltensbeeinflussung und Kommunikation systematisieren.

Der verhaltensorientierte Kommunikationsbegriff von Wilson (1975) geht davon aus, dass Kommunikation auf angeborenem Ausdrucks- und Reaktionsverhalten gründet und darüber die Wahrscheinlichkeit beeinflusst, dass das Verhalten des einen Kommunikationsteilnehmers ein Verhalten des anderen Kommunikationsteilnehmers nach sich zieht.

Die bedingte Wahrscheinlichkeit, dass Verhalten X2 durch ein Individuum B ausgeführt wird, das A als X1 ausführte, entspricht nicht der Wahrscheinlichkeit, dass B X2 ausführen wird in der Abwesenheit von X1. (Wilson, 2000, S. 194, unsere Übersetzung)

Dabei fungiert das Ausdrucksverhalten des Kommunikationsteilnehmers A als angeborener Reiz, der im Kommunikationsteilnehmer B eine Verhaltensreaktion auslöst, die wiederum für A einen Reiz darstellt.⁶⁶ Zwischen Ausdrucksverhalten und Verhaltensreaktion besteht dabei eine genetisch determinierte Beziehung, die weder auf den Reiz noch auf die Reaktion zu reduzieren ist.

Auch Buck & Ginsburg (1997) gehen davon aus, dass Kommunikation zu einer Verhaltensorientierung führt, die auf der genetisch determinierten Beziehung zwischen Ausdrucks- und Verständnisfähigkeiten basiert. Die Hypothese der kommunikativen Gene besagt, dass grundlegende Ausdrucks- und Verständnisfähigkeiten für Emotionen in der angeborenen Struktur des menschlichen Nervensystems angelegt sind. Dabei gehen sie davon aus, dass der Emotionsausdruck nur dann eine evolutionäre Anpassungsleistung darstellen kann, wenn er auch als solcher wahrgenommen wird und zu einer Aufmerksamkeitslenkung auf den Auslösereiz führt, die wiederum mit einer Verhaltensorientierung einhergeht. Ausdrucks- und Verständnisfähigkeit sind demnach aufgrund ihrer genetischen Verankerung wechselseitig aufeinander bezogen. Diese wechselseitige Bezogenheit von

⁶⁶ Um an dieser Stelle nicht unter Verdacht zu geraten, eindimensionale Sender-Empfänger-Modelle und Stimulus-Response-Modelle wiederbeleben zu wollen, reden wir bewusst von Kommunikationsteilnehmern und nicht von Sender und Empfänger. Zudem hat es u.E. keinen Sinn, auf der Ebene von angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern, die auf neurochemischen Vorgängen im Gehirn basieren, von monokausalen Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen auszugehen, vielmehr handelt es sich hierbei um dynamische Feedback-Prozesse, bei denen beide Kommunikationsteilnehmer etwas ausdrücken und reagieren.

Ausdrucks- und Verständnisfähigkeit bezeichnen Buck & Ginsburg als kommunikative Beziehung (vgl. Buck & Ginsburg, 1997, S. 20). Das Wesentliche der kommunikativen Beziehung stellt sich wie folgt dar: Der Emotionsausdruck des einen Kommunikationsteilnehmers A fungiert als Reiz für den Kommunikationsteilnehmer B, der automatisch auf den Reiz orientiert wird und reagiert. Diese Reaktion stellt wiederum für den Kommunikationsteilnehmer A einen Reiz dar, der ebenfalls eine angeborene Orientierungsreaktion auslöst. Beide kommunikativen Orientierungsreaktionen führen zu einer Koordination des Verhaltens der Kommunikationsteilnehmer. Obwohl die Hypothese der kommunikativen Gene nichts Genaueres über die angeborenen Verständnisfähigkeiten für den Emotionsausdruck sagt, kann man auf der Basis neurologischer Erkenntnisse davon ausgehen, dass Emotionsverstehen auf dieser angeborenen Ebene primär darin besteht, dass bei beiden Kommunikationsteilnehmern vergleichbare Emotionen bzw. Stimmungen ausgelöst werden. Denn wie bereits ausgeführt, basiert die Verarbeitung des Emotionsausdrucks auf den gleichen Gehirnsystemen, die auch Emotionen hervorbringen (vgl. Neurologische Emotionstheorien in Teil I).

Die Kommunikationstheorie von Buck (1984) stellt eine integrative Position dar. Zum einen basiert sie auf dem Kriterium der wechselseitigen Beeinflussung von Verhaltenswahrscheinlichkeiten von Wilson (1975), zum anderen gründet sie auf der Annahme primitiver biologischer Signalsysteme, die angeborene Ausdrucks- und Verständnisfähigkeiten im Sinne der Hypothese der kommunikativen Gene einbeziehen. Nach Buck (1984; Buck & van Lear, 2002) basiert Kommunikation auf der genetisch determinierten Funktionsweise geteilter biologischer Signalsysteme, die sowohl Sende- als auch Empfangsmechanismen umfassen. Demnach stellt die Kommunikation eines bestimmten motivationalen oder emotionalen Zustands nur dann eine sinnvolle Anpassungsleistung dar, wenn der Ausdruck des internen Zustands auch von anderen verstanden wird. Die Bedeutung des Ausdrucks zeigt sich spontan und wird durch angeborene Reiz-Reaktions-Muster vermittelt. Dabei fungiert der kommunikative Ausdruck als ein natürliches Zeichen, dessen Funktion in der unmittelbaren, spontanen Veräußerung eines internen Zustandes besteht.⁶⁷ Die Beziehung zwischen natürlichen Zeichen und deren Bedeutung ist sozusagen biologisch festgeschrieben und damit nicht arbiträr. Die spontane Kommunikation mittels natürlicher Zeichen bedarf keiner Intention, denn der spontane Ausdruck steht nicht für etwas anderes

⁶⁷ Eine ähnliche Unterscheidung trifft auch Mead (1934), indem er davon ausgeht, dass symbolische Kommunikation auf biologischen Prinzipien beruht. Er unterscheidet Kommunikation in Kommunikation über Gesten und Kommunikation über Symbole. Gesten sind insofern natürliche Zeichen, als die simultane Beziehung zwischen Zeichen und Referent biologisch festgeschrieben ist. Symbole hingegen weisen eine analoge Beziehung zwischen Ausdruck und Referent auf, die entweder vollkommen arbiträr oder konventionell geregelt ist.

oder stellt etwas dar, sondern ist sozusagen ein Spiegelbild des internen motivationalen bzw. emotionalen Zustands. Buck spricht in diesem Zusammenhang auch von einem angeborenem Wissen, dem *knowledge by acquaintance* (vgl. Buck, 1984, S. 11-15). Das Spektrum natürlicher Zeichen umfasst dabei nicht nur spontane Gesichtsausdrücke und Gesten, sondern auch Mikrobewegungen, Körperhaltungen, prosodische Sprachelemente und Pheromone (vgl. Buck & van Lear, 2002, S. 525). Der spontane Ausdruck hat sozusagen eine Entsprechung in einem angeborenem Reiz-Reaktions-Muster, so dass er nicht losgelöst vom dazugehörigen internen Zustand aktiviert werden kann. Ebenso aktiviert die Wahrnehmung des Ausdrucks beim anderen Kommunikationsteilnehmer ein bestimmtes Reiz-Reaktions-Muster, das wiederum direkt an bestimmte Empfängermechanismen mit spezifischen Verhaltensweisen gekoppelt ist. Die Verhaltenskoordination im Zuge von spontaner Kommunikation basiert auf den angeborenem Grundlagen der Reiz-Reaktions-Muster, die von allen Menschen geteilt werden.

Menschen behalten ihre biologisch programmierten Reaktionsmuster bei und dies macht sie anpassungsfähig für Bindung und emotionale Empfänglichkeit. Diese stellen auch grundlegende Muster und Tiefenstrukturen bereit, innerhalb derer wir unser Verhalten mit anderen koordinieren und auch komplexere soziale Strukturen und komplizierte Muster der sozialen Koordination berücksichtigen. (Buck & van Lear, 2002, S. 535, unsere Übersetzung)

Angeborene Gehirnstrukturen machen eine Verhaltenskoordination insofern grundsätzlich wahrscheinlicher, als der kommunikative Ausdruck bei den Kommunikationsteilnehmern vergleichbare angeborene Reiz-Reaktions-Muster aktiviert. Die angeborenem Funktionsmechanismen wiederum erhöhen die Wahrscheinlichkeit einer Verhaltenskoordination vor allem dann, wenn emotionale Zustände ausgedrückt werden, die zudem per definitionem einen motivationalen Aspekt im Sinne der ungerichteten Reaktionsbereitschaft aufweisen. Hier wird die Aufmerksamkeit über den spontanen Emotionsausdruck auf den emotionsauslösenden Reiz gelenkt und Motivationsbereitschaften werden aktiviert. Im Ergebnis stellt die Verhaltenskoordination eine kollektive Adaptionsleistung im Umgang mit solchen Reizen dar.

Ein weiteres Konzept, das in vergleichbarer Weise Verhaltenskoordination als zentrales Kommunikationskriterium beschreibt, stammt von den Neurobiologen Maturana & Varela (1987). Demnach wird Kommunikation als Spezialfall sozialer Interaktion verstanden, in deren Verlauf wechselseitig koordinierte soziale Verhaltensweisen hervorgebracht werden.

Unter Kommunikation verstehen wir dabei das gegenseitige Auslösen von koordinierten Verhaltensweisen unter den Mitgliedern einer sozialen Einheit. Damit verstehen wir unter Kommunikation eine besondere Klasse von Verhaltensweisen, die mit oder ohne Anwesenheit eines Nervensystems beim Operieren von Organismen in sozialen Systemen auftritt. (Maturana & Varela, 1987, S. 210)

Die Erklärung der kommunikativen Verhaltenskoordination basiert auf dem Konzept der *strukturellen Kopplung*. Demnach sind Lebewesen nur dann überlebensfähig, wenn sie im Austausch mit ihrer Umwelt bzw. dem Milieu stehen. Für zwischenmenschliche Kommunikation gibt es neben der strukturellen Kopplung noch ein weiteres Charakteristikum – die operationale Geschlossenheit des Nervensystems. Das Nervensystem wird als ein zirkuläres Neuronennetzwerk beschrieben, dessen Komponenten über den Austausch neurochemischer Botenstoffe aktiviert werden. Aufgrund dieser Aktivierungen ändern sich zwar die Aktivitätsrelationen zwischen den einzelnen Komponenten, die sich als temporäre Strukturveränderungen niederschlagen, jedoch bleibt dabei das System stabil (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 179f.). Die Übertragung von Informationen von Nervenzelle zu Nervenzelle vollzieht sich zum einen auf elektrischem Weg über den Austausch von Nervenimpulsen und zum anderen auf chemischem Weg über Neurotransmitter (chemische Botenstoffe). Dabei wird nicht nur der Aktivitätszustand, sondern auch der Strukturzustand jeder aktivierten Nervenzelle verändert. Das heißt die Aktivierung von Nervenstrukturen erfolgt nicht nur extern durch Umweltreize, sondern ebenso durch interne Zustandsveränderungen des Organismus.

Folgt man dieser Auffassung, dann fungieren die physiologischen und motorischen Verhaltensaspekte in der Wahrnehmung anderer als externe Reize, wohingegen Stimmungen als ungerichtete Reaktionsbereitschaften aufgrund ihrer aufmerksamkeitslenkenden und motivationsbeeinflussenden Aspekte zwischen den äußeren Reizen und den internen Zuständen vermitteln. Dabei gehen Maturana & Varela davon aus, dass die Ergebnisse der Verarbeitung externer und interner Reize auf der spezifischen Operationsweise des Nervensystems basieren, die die Kopplung von sensorischen und motorischen Verarbeitungsprozessen erzeugt. Die sensumotorische Korrelation ist ein dynamischer Prozess bei der es durch interneuronale Netzwerke zur Verbindung von sensorischen mit motorischen Nervenzellen kommt.

Aufgrund der Komplexität neuronaler Verbindungen werden Verhaltenspotentiale erzeugt, die einen relativ flexiblen Umgang des Systems mit einer Vielzahl von Umweltreizen ermöglichen. Verhalten stellt dabei insofern eine Beobachterkategorie dar, als Zu-

standsveränderungen eines Systems infolge der Verarbeitung von Umweltreizen durch Zuschreibung von Ursache-Wirkungs-Relationen feststellbar und beschreibbar sind. Jedoch bleibt anzumerken, dass solche Zuschreibungsprozesse Wahrnehmungskriterien erfordern, die für die Funktionsweise angeborener Reiz-Reaktions-Muster zunächst keine Rolle spielen. Wichtig ist, dass Reizverarbeitung zwar Zustandsveränderungen bewirkt, deren sensumotorische Anteile als Verhalten ausgedrückt werden, jedoch die operationale Geschlossenheit von Nervensystemen die Stabilität des gesamten Systems gewährleistet. Da System und Umwelt strukturell gekoppelt sind, ist der Prozess der Verhaltensbeeinflussung rekursiv, d. h. nicht nur das Verhalten beeinflusst die Umwelt, auch die Umwelt beeinflusst das System. Die strukturelle Kopplung ermöglicht dabei die wiederkehrende Folge wechselseitiger Strukturveränderungen, die sich nach außen in Form von Verhaltenskoordination zeigen.

Nach Maturana & Varela (1987) ist Kommunikation eine Form der kollektiven Verhaltenskoordination, die auf der wechselseitigen strukturellen Kopplung von mindestens zwei sozialen Systemen basiert. Verhaltenskoordination impliziert dabei die Orientierung des Systems A auf ein Verhalten eines Systems B, welches ein überlebensrelevanter Reiz ist. Die sensumotorische Verarbeitung dieser Wahrnehmung durch das System A wird ebenso durch interne Faktoren beeinflusst und führt zu einer Strukturveränderung des Systems, die sich wiederum als Verhalten ausdrückt. Die Wahrnehmung dieses Verhaltens wird aufgrund der vergleichbaren Operationen des Systems B in ähnlicher Weise verarbeitet, so dass die Verhaltensweisen von A und B bedingt durch die Rekursivität der strukturellen Kopplung koordiniert werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für die verhaltensbiologischen Kommunikationsansätze Verhaltensbeeinflussung bzw. Verhaltenskoordination das zentrale Kommunikationskriterium darstellt. Auch wenn sich die einzelnen Theorien hinsichtlich ihrer Erklärungsmodelle (kommunikative Gene, natürliche Zeichen, strukturelle Kopplung) unterscheiden, so lassen sie sich dahingehend verallgemeinern, dass Kommunikation in einem ursächlichen Zusammenhang mit Verhaltensbeeinflussung und Verhaltenskoordination steht. Die Kommunikation wird über die angeborene bzw. genetisch determinierte Funktionsweise neurologischer Strukturen hergestellt. Die Verknüpfung von Ausdruck und Reaktion wird dabei auf der Basis angeborener Reiz-Reaktions-Muster realisiert.

Aufmerksamkeitslenkung und Motivationsbereitschaften sind die zentralen Anknüpfungspunkte für die Vereinbarkeit von Verhaltens- und Stimmungsbeeinflussung. Stimmungsbeeinflussung erhöht die Wahrscheinlichkeit der Verhaltenskoordination inso-

fern, als die stimmungsbegleitende Aufmerksamkeitslenkung und Erhöhung von Verhaltensbereitschaft die Koordination von kommunikativem Ausdruck und Reaktion positiv beeinflusst.

Darüber hinaus verweisen die meisten verhaltensbiologischen Kommunikationskonzepte auf die Offenheit angeborener Gehirnstrukturen für soziale Einflüsse. Diese Offenheit impliziert die grundsätzliche Annahme, dass angeborene Reiz-Reaktions-Muster durch Lernprozesse verändert werden können. So nehmen beispielsweise Maturana & Varela (1987, S. 139) an, dass die Komplexität von Nervensystemen eine strukturelle Plastizität hervorbringt, die einen relativ flexiblen Umgang mit Umwelteinflüssen ermöglicht. Diese Annahme von der strukturellen Plastizität des Nervensystems ist gut mit neurologischen und bewertungstheoretischen Positionen zur Emotionsentstehung vereinbar. Denn auch diese Positionen nehmen an, dass angeborene Reiz-Reaktions-Muster nicht starr und reflexhaft sind, sondern ein komplexes Beziehungsgefüge zwischen verschiedenen Faktoren wie Eigenschaften des Auslösereizes, Kontextinformationen, körperinterne Zustandsveränderungen und allgemeine Befindlichkeiten darstellen. Auch Buck (1984; 1997) geht davon aus, dass angeborene Ausdrucks- und Verständnisfähigkeiten durch soziale und kulturelle Einflüsse geprägt werden.

Obwohl der spontane Ausdruck auf einem angeborenen System beruht, das reflexiv funktioniert, ist er zugleich »angeboren flexibel«: an sich offen für hemmende und kontrollierende Einflüsse von sozialen und situativen Faktoren. Der Ausdruck wird beeinflusst durch erlernte Ausdrucksregeln (vielleicht stehen sie im Zusammenhang mit der linken Hemisphäre) die strategische Zwecke steuern (*absichtlicher Ausdruck*). (Buck 1997, S. 336, unsere Übersetzung)

Bucks (1984) Untersuchungen zufolge, wird der Emotionsausdruck durch kontextbedingte Faktoren beeinflusst. Aufgrund der Aktivierung des verhaltenshemmenden Motivationssystems können Verhaltensweisen unterdrückt werden, mit denen negative Konsequenzen assoziiert sind.⁶⁸

Sicherlich basiert die Vielfalt menschlicher Kommunikation auf der Offenheit des menschlichen Gehirns für Erfahrung und Lernen. Vor allem im Zusammenhang mit der

⁶⁸ Dieses Ergebnis lässt sich gut mit dem Modell von LeDoux (1996; 2002) vereinbaren, das besagt, dass angeborene Reiz-Reaktions-Muster durch assoziative Lernprozesse gehemmt bzw. erweitert werden können. Neben dem Einfluss des verhaltenshemmenden Motivationssystems auf die Unterdrückung angeborener Reiz-Reaktions-Muster können auf der Basis assoziativer Lernprozesse auch angeborene Emotionsauslöser mit neuen Auslösereizen verknüpft bzw. Reize, die als Emotionsauslöser fungieren, mit neuen Reaktionen assoziiert werden. Das Erlernen neuer Verhaltensweisen basiert dabei auf der Aktivierung des verhaltensaktivierenden Motivationssystems (vgl. Kapitel 2).

Schnittstellendiskussion unseres Modells zu handlungstheoretischen und symbolischen Kommunikationstheorien werden wir uns mit der Bedeutung von Wünschen, Zielen, Erfahrungen und symbolischem Denken auf Kommunikation eingehend auseinandersetzen. Jedoch verweisen die Ergebnisse der Temperaments- und Expressivitätsforschung zunächst darauf, dass individuelle Unterschiede im Kommunikationsverhalten teilweise angeboren bzw. vererbt sind. Auch wenn die angeborenen strukturellen Zusammenhänge von Reiz-Reaktions-Mechanismen die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Menschen in vergleichbarer Weise auf angeborene Emotionsauslöser reagieren, so deuten doch die Ergebnisse der Temperamentsforschung (Kagan, 1994, S. 140-149; Bates & Wachs, 1994 als Überblick) darauf hin, dass auch individuelle Expressivitätsunterschiede größtenteils angeborenen sind. Nach Buck (1984, S. 187-213, vgl. Gross & John, 1997) stellt die Expressivität ein relativ stabiles Persönlichkeitsmerkmal dar. Zudem gibt es Hinweise auf eine genetische Bedingtheit von Expressivitätsunterschieden, die als Temperament⁶⁹ bezeichnet werden (Beatty & McCrosky, 2001; Buck, 1984, S. 208-210; Kagan, 1994, S. 140-149; Manstead, 1991, S. 314-315).

Die angeborenen individuellen Unterschiede basieren demnach auf der unterschiedlichen Erregungssensibilität einzelner Verarbeitungssysteme, denn das menschliche Gehirn unterscheidet sich hinsichtlich der Ausschüttung von Neurotransmittern als Reaktion auf die Reizwahrnehmung, der Zellenanzahl der Rezeptoren und der Intensität und Dauer der Reaktion. Solche individuellen Unterschiede manifestieren sich in der Ausdrucksverarbeitung, die wiederum zu unterschiedlichen Verhaltensweisen führt. Das Verhaltensspektrum von Menschen wird demzufolge zum einen durch die Selektivität der Wahrnehmung bestimmt und zum anderen durch angeborene Verhaltensdispositionen, die sich in Annäherungs- bzw. Vermeidungstendenzen niederschlagen.

Den Beginn der systematischen Untersuchung solcher Zusammenhänge von angeborenen Einflussfaktoren und Kommunikationsverhalten stellt die Sprechangsttheorie (*communication apprehension theory*) von McCroskey (1977) dar. Auf der Basis früherer Untersuchungen zum Lampenfieber gilt es als gesichert, dass allen Menschen eine generelle Tendenz zu Angstgefühlen vor öffentlichen Auftritten gemein ist. Jedoch gibt es bemerkenswerte individuelle Unterschiede in der Reaktionsweise auf solche Situationen, die wiederum auf angeborene Unterschiede in der physiologischen Erregbarkeit zurückzuführen sind. Diese Unterschiede kristallisieren sich in Form von Persönlichkeitsmerkmalen

⁶⁹ Der Begriff des Temperaments wird von vielen Autoren im Zusammenhang mit der situationsübergreifenden Empfänglichkeit für bestimmte Emotionen verwendet (vgl. Kagan, 1994; Bates & Wachs, 1994; sowie die Beiträge von Davidson, Ekman, Frijda, Kagan, Lazarus, Panksepp, Watson & Clark in Ekman & Davidson, 1994)

bzw. Temperamentsfaktoren heraus und beeinflussen maßgeblich die Selbst-, Fremd- und Situationswahrnehmung (Beatty, McCroskey & Heisel, 1998).

Hinreichend belegt ist, dass Menschen mit Sprechangst auf soziale Situationen chronisch mit Angsterleben reagieren. Diese Angst manifestiert sich in bestimmten Verhaltensweisen, die charakteristisch für ängstliche Kommunikationsteilnehmer sind. Menschen mit Sprechangst sind in ihren Verhaltensweisen relativ unflexibel und unorganisiert, sie stottern häufiger, brechen Interaktion ab, sobald sich ihnen die Möglichkeit bietet, haben eine unsichere Stimme und vermeiden den Augenkontakt mit dem Kommunikationspartner, wiederholen sich selbst oft und unterbrechen ihre Kommunikation häufig, verlieren häufig den thematischen Zusammenhang und vermeiden Kommunikation, wenn sie die Wahl haben.⁷⁰

Die Erklärung individueller Ausdrucks- und Reaktionsverhalten erschöpft sich jedoch nicht in genetischen Faktoren. So deuten zahlreiche Untersuchungsergebnisse zu Expressivitätsunterschieden darauf hin, dass neben den angeborenen Temperamentsfaktoren auch soziale Faktoren wie der Einfluss der Familie (Halberstadt 1991, S. 106-124), des Geschlechts (Buck, 1984, S. 191-194, Halberstadt, 1991, S. 132-134), des Alters (Halberstadt, 1991, S. 134-136) und des sozioökonomischen Status (Manstead, 1991, S. 292-294) eine Rolle spielen. Nach Buck (1984, S. 214-230) können diese Expressivitätsunterschiede durch die Aktivität des verhaltenshemmenden Motivationssystems erklärt werden. Aber nicht nur die Expressivität auch die Häufigkeit und Intensität, mit der bestimmte Emotionen erlebt werden, stellen relativ stabile Persönlichkeitsmerkmale dar, die wiederum in engem Zusammenhang mit anderen Persönlichkeitsfaktoren stehen (vgl. Watson & Clark, 1994). Beispielsweise ist die Empfänglichkeit für negative Emotionen eng mit dem Persönlichkeitsfaktor »Neurotizismus« verbunden und die Empfänglichkeit für positive Emotionen mit dem Faktor »Extrovertiertheit« (vgl. McCrae & Costa, 1987; Watson & Clark, 1994). Dabei stellte sich in den 80er Jahren im Rahmen der genetischen Verhaltensforschung immer deutlicher heraus, dass alle Persönlichkeitsfaktoren eine relativ starke erbliche Komponente aufweisen (vgl. Plomin & Daniels, 1987; Loehlin, 1992, McCrae et al., 2000). Nach Erblichkeitsschätzungen, die vor allem auf Untersuchungen an Zwillingen ba-

⁷⁰ In Zusammenhang mit der Erforschung der Sprechangst ist bemerkenswert, dass angeborene Sprechangst kein lebenslanger Fluch sein muss, dem Menschen in fatalistischer Art und Weise ausgeliefert sind und der sie lebenslang in ihren sozialen Beziehungen beeinträchtigt. Vielmehr ist anzunehmen, dass Sprechangst durch geeignete Trainingsmaßnahmen in einer Weise kontrolliert werden kann, die die kommunikative Leistungsfähigkeit positiv beeinflussen. Trainingsprogramme zielen darauf ab, das Vermeidungsverhalten gegenüber Kommunikationssituationen durch Konfrontation zu unterbrechen und die Angst durch umfassende Vorbereitungen auf die Situation zu minimieren ist. Auch wenn die empirischen Ergebnisse darauf hinweisen, dass Sprechangst nicht vollkommen überwunden werden kann, so kann sie doch durch Training in einem sozial verträglichen Maß kontrolliert werden (vgl. McCroskey, 1993).

sieren, können etwa 40 bis 50% der Persönlichkeitsunterschiede auf den Einfluss unterschiedlicher Gene zurückgeführt werden. Abschließend lassen sich folgende Punkte zur Schnittstellendiskussion festhalten:

- Die Auseinandersetzung mit den verhaltensbiologischen Kommunikationsansätzen hat ergeben, dass Kommunikation als ein dynamischer Prozess definiert wird, in dessen Verlauf es zur wechselseitigen Verhaltensbeeinflussung im Sinne von Verhaltenskoordination kommt.
- Das Kriterium der Verhaltenskoordination schließt dabei das Erfolgskriterium der Stimmungsbeeinflussung ein. Das Bindeglied zwischen beiden Kriterien bilden angeborene Reiz-Reaktions-Muster, die Aufmerksamkeitslenkung und Motivationsbereitschaft beeinflussen.
- Die Wahrscheinlichkeit einer kollektiven Verhaltenskoordination infolge der Aktivierung angeborenen Kommunikationsverhaltens nimmt mit der Intensität und der zeitlich und räumlichen Präsenz angeborener Emotionsauslöser zu.
- Das Adaptionspotential angeborenen Kommunikationsverhaltens geht über die Bewältigung existenzieller Situationen hinaus, denn die Flexibilität des menschlichen Gehirns erlaubt das Erlernen adaptiven Kommunikationsverhaltens infolge der Verarbeitung von neuartigen oder veränderten Reizen.

Die Offenheit angeborener Reiz-Reaktions-Muster für implizite Lernprozesse macht den Kommunikationsbegriff für intentionale und symbolische Prozesse anschlussfähig. Wie wir bereits im Zusammenhang mit der Entwicklung des Rahmenmodells emotionaler Kommunikation ausgeführt haben, erschöpfen sich allgemeine Kommunikationstheorien in ihrer Vielfalt bei Weitem nicht in der Beschreibung angeborener Grundlagen. Bevor wir uns jedoch mit den weiteren Schnittstellen zur allgemeinen Kommunikationstheorie auseinandersetzen, wollen wir die Frage beantworten, welche Bedeutung kommt angeborenem Kommunikationsverhalten in der medienvermittelten Kommunikation zu. Der zentrale Fokus wird hierbei auf die Stimmungshypothesen der Medienwirkungsforschung gelegt.

12.2 Medienvermittelte Stimmungsbeeinflussung

Für die Reiz-Reaktions-Ebene ist davon auszugehen, dass emotionale Kommunikation eng mit veränderten Körperwahrnehmungen wie Erregungs-, Stimmungs und Motivationszuständen verbunden ist. Insbesondere audiovisuelle Medienangebote wie fiktionale Spielfilme, Werbung, Musikvideos, interaktive Computerspiele machen sich diese anregende Wirkung auf den menschlichen Wahrnehmungsapparat zu eigen, um Aufmerksamkeit auf ihre Inhalte zu lenken. Dabei werden audiovisuelle Reize so gestaltet bzw. kodiert, dass sie in einer effektiven und intendierten Art und Weise Stimmungen bei den Mediennutzern erzeugen.

Wie wir in unserer bisherigen Darstellung der angeborenen Reiz-Reaktions-Ebene argumentiert haben, steht das Kriterium der Stimmungsbeeinflussung in einem engen Zusammenhang mit Aufmerksamkeitslenkung und Motivationsbereitschaft. Dabei ist davon auszugehen, dass zwar auch die audiovisuelle Darstellung von Emotionsauslösern eine emotionale Orientierung infolge akuter Emotionen auslösen kann, jedoch die emotionsbegleitende starke Erregung unter Umständen für den Prozess der Medienrezeption u. U. unvorteilhaft ist. Zumindest ist anzunehmen, dass längerfristiges Hervorrufen akuter Emotionen durch Medien nicht vordergründig intendiert sein kann, denn die emotionsbegleitende akute Erregung kann leicht als Stress wahrgenommen werden, der sich wiederum kontraproduktiv auf den Rezeptionsprozess auswirkt. Stressreaktionen begünstigen zum einen Vermeidungsreaktionen, die unweigerlich einen Abbruch der Rezeption nach sich ziehen können, zum anderen wirken sie sich negativ auf die informationsverarbeitenden Prozesse aus, die dem Verstehen zugrunde liegen (Vitouch, 2000; Sturm et al., 1982).

Vielmehr ist anzunehmen, dass Medien in erster Linie versuchen, durch die Darstellung eines Auslösereizes emotionale Aufmerksamkeitslenkung zu erzeugen, die zunächst auf der Basis angeborener Reiz-Reaktions-Muster eine Orientierungsreaktion auslöst, die sich möglichst dauerhaft auf die medialen Darstellungen richten soll. Nach Sokolov (1975; 2002) stehen unbewusste Aufmerksamkeitslenkungsprozesse in einem engen Zusammenhang mit der Beschaffenheit des Auslösereizes. Dabei können neuartige Reize eine Orientierungsreaktion (*orienting response*) auslösen, die eine nachhaltige Aufmerksamkeitslenkung auf den Auslösereiz (wie eben Medienangebote) motiviert. Ist jedoch der wahrgenommene Reiz zu intensiv, um eine Orientierungsreaktion auszulösen, wird eine Defensivreaktion (*defense response*) hervorgerufen, die als Komplementärfunktion zur Orientierungsreaktion den Organismus vor zu großer Stimulierung schützt. Dieser Schutzmechanismus geht mit der Verringerung der Sensitivität der Sinnesorgane, der Verengung

der Blutgefäße in Kopf und Gliedern, einer erhöhten Herzschlagfrequenz sowie körperlichem Abwehrverhalten einher. Tritt ein unerwarteter und starker Reiz auf, wird eine Schreckreaktion (*startle response*) ausgelöst, die an einen verstärkten Lidschlagreflex, die Zunahme der Herzschlagfrequenz, die Erweiterung der Kopfblutgefäße und eine erhöhte Hautleitfähigkeit gekoppelt ist. Dabei basieren die physiologischen Reaktionen zwar auf angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern, jedoch unterscheiden sich Menschen in ihrer physiologischen Erregbarkeit aufgrund ihrer individuellen Erfahrungen und der angeborenen Sensibilität der physiologischen Reaktionssysteme. Da aber Medienangebote in der Regel an ein Massenpublikum gerichtet sind, müssen solche kontraproduktiven Defensiv- und Schreckreaktionen vermieden werden. Um die Aufmerksamkeit eines Durchschnittspublikums dauerhaft auf Medienangebote zu lenken, sollten die audiovisuellen Emotionsreize einem schwachen bis mittleren Erregungsspektrum entsprechen, das Stimmungen charakterisiert.

Grundsätzlich gilt, dass die Vermittlung audiovisueller Emotionen auf der Reiz-Reaktions-Ebene auf unterschwelligem Aufmerksamkeitslenkungs- und Konditionierungsprozessen basiert, die keiner bewussten Wahrnehmung der Medieninhalte und Darstellungen bedürfen. Vor allem audiovisuelle Medienangebote mit einem hohen Fiktionsanteil wie Werbung, Spielfilme, Musikvideos, Computerspiele etc. machen sich die aufmerksamkeitslenkende Wirkung audiovisueller Emotionen zu eigen (Bartsch & Hübner, 2003). Der Aufmerksamkeitsmechanismus basiert auf drei Gehirnprozessen, die eng mit der Verarbeitung von Emotionen verbunden sind:

- Die Orientierungsreaktion basiert darauf, dass subkortikale Emotionssysteme eine angeborene Orientierungsreaktion auslösen können, die drei Komponenten umfasst: Unterbrechung der motorischen und kognitiven Aktivitäten, Ausrichtung der Sinnesorgane und Aufmerksamkeit nach der Reizquelle sowie die Aktivierung von Erregungssystemen im Hirnstamm, die das allgemeine Erregungsniveau des Kortex regulieren (Sokolov, 2002).
- Die Fixierung von Aufmerksamkeit auf die emotionsauslösende Situation basiert auf der Aktivierung von Erregungssystemen im Hirnstamm. Diese Erregungssysteme steigern das Erregungsniveau des gesamten Kortex, denn das Aktionspotential von bereits aktivierten Nervenzellen wird durch Energieschub erhöht. Die Aufmerksamkeit der Person kann dadurch nicht so leicht von irrelevanten Reizen oder Gedanken abgelenkt werden (LeDoux, 1996, 284-291).

- Die bevorzugte Speicherung von Emotionen im Langzeitgedächtnis basiert auf der anregenden Wirkung subkortikaler Emotionssysteme auf die Ausschüttung des Hormons Acetylcholin. Über dieses Hormon wird die Speicherung von Informationen im Langzeitgedächtnis insofern beeinflusst, als Informationen, die unter emotionaler Erregung gelernt werden, auch besser erinnert werden (Weinberger, 1995).

Diese drei Gehirnprozesse bilden zusammen einen effektiven Aufmerksamkeitsmechanismus, der sich zusammengefasst wie folgt darstellt: Angeborene Emotionsauslöser wie Schmerzen, laute Geräusche, Gerüche, intensive Farben etc. lenken die Aufmerksamkeit auf die Reizquelle und sorgen dafür, dass die Person ihre Aufmerksamkeit auf die Verarbeitung der emotionsauslösenden Situation konzentriert. Die Informationen, die dabei gelernt werden, werden bevorzugt im Langzeitgedächtnis gespeichert.

Der *Mood-Cue Ansatz* von Smith (1999; 2003) erklärt die emotionale Beeinflussung von Rezipienten durch audiovisuelle Emotionsauslöser in fiktionalen Spielfilmen. Demnach basiert die emotionale Wirkung von Spielfilmen darauf, dass beim Zuschauer Stimmungen ausgelöst werden, die zu einer emotionalen Orientierung auf die Protagonisten und deren Handlungskontext führt. Eine dauerhafte emotionale Orientierung wird darüber erreicht, dass audiovisuelle Emotionsauslöser in die narrative Filmstruktur eingebettet werden. Dabei ist zwischen emotionalen Reizen zu unterscheiden, die den narrativen Verlauf unterstützen und die Handlungen der Protagonisten motivieren, und den *emotion markers*, denen keine erzählerische Funktion zukommt, sondern eine rein emotionale.

Diese Marker erfüllen eine wichtige emotionale Textfunktion. Sie geben dem Zuschauer, der von einer adäquaten Stimmung beeinflusst ist, einen Anreiz, der hilft, die Voreinstellung auf Emotionsausdrücke aufrechtzuerhalten. Einige Texte können sich nur darauf verlassen, dass signifikante Narrationsmomente mit stimmungserhaltenden Emotionen versehen sind. Die meisten sind mit Markern versehen, um die Stimmung, die der Text erzeugt hat, aufrechtzuerhalten, sogar dann, wenn die Marker geringen oder keinen Effekt auf das offene, umfassende Ziel haben: das Erreichen der Handlungsziele der Protagonisten. (Smith 2003, S. 45, unsere Übersetzung)

Solche *emotion markers* sind audiovisuelle Wahrnehmungsreize, die relativ kurze und intensive Emotionserlebnisse auslösen, die dann in ihrer abgeschwächten Qualität als Stimmung erlebt werden. Die Einbettung von *emotion markers* in die fiktive Darstellung koordiniert die emotionale Orientierung. Sie fungieren sozusagen als Reize, die den Verlauf der narrativen Struktur mit dem Ziel begleiten, eine Grundstimmung des Zuschauers aufrecht-

zuerhalten. Die Funktion der *emotion markers* besteht nicht darin, das Fortschreiten der Geschichte zu strukturieren oder Informationen zu vermitteln, sondern einzig und allein darin, über das Auslösen von kurzzeitigen Emotionen dauerhaft die Aufmerksamkeit auf das Medienangebot zu lenken. Dabei können *emotion markers* unterschiedliche Emotionen wie Furcht, Ekel und Schreck auslösen, die aber nur relativ kurze Zeit andauern und danach eine spannungsgeladene Stimmung erzeugen. Ihr besteht demnach im Erzeugen eines Reizwechsels, der sich im Sinne des Orientierungsreflexes aktivierend auf die Erregungssysteme des menschlichen Gehirns auswirkt.

Nach Mikunda (2001, 155-198) ist Reizwechsel ein typisches ästhetisches Element der emotionalen Filmgestaltung, das vier grundlegenden Bedingungen unterliegt:

- Audiovisuelle Reize müssen unerwartet sein.
- Audiovisuelle Reizwechsel müssen variantenreich sein, um Abstumpfung zu vermeiden.
- Audiovisuelle Reizwechsel müssen sich im mittleren Ausdrucksspektrum bewegen um Abwehrreaktionen zu vermeiden.
- Für visuelle Reize gilt, Bewegungen müssen von kurzer Dauer sein und mit hohem Tempo dargestellt werden. Für auditive Reize gilt: leise, wechselnde aber auch kurz angespielte, schnelle Töne verursachen eine Orientierungsreaktion.

Als angeborene Reiz-Reaktions-Muster weisen Emotionen wie Angst, Ärger, Freude, Trauer und Liebe spezifische Wahrnehmungsqualitäten auf, die durch sinnlich konkrete Verarbeitungsprozesse vermittelt und als körperliche Erregungszustände erlebt werden. In Bezug auf audiovisuelle Medien sind vor allem zwei Wahrnehmungs- bzw. Verarbeitungskanäle relevant: der visuelle und der auditive Kanal. Zwar werden Bild und Ton von unterschiedlichen hochspezialisierten Systemen im menschlichen Gehirn verarbeitet, jedoch werden beide durch intermodale Assoziationen miteinander verknüpft. Das heißt die Emotionsästhetik entsteht aus der Kopplung bildhafter und akustischer Reizqualitäten und deren intermodaler Verarbeitung.

Die auditive Ästhetisierung von Emotionen ist vor allem durch die Erkenntnisse zur emotionalen Kommunikation durch Musik fundiert (im Überblick Juslin & Sloboda, 2001). Musik nimmt neben anderen Kunstformen aufgrund ihrer unmittelbaren emotionalen Wirkung eine Sonderstellung ein. Neurologischen Erkenntnissen zufolge werden Emotionen in den gleichen Gehirnzentren hervorgebracht, in denen auch Melodien und Rhyth-

mus verarbeitet werden. Emotionen sind auf der Reiz-Reaktions-Ebene eng verbunden mit Körperempfindungen. Ebenso reagieren die meisten Menschen sehr sensibel auf Musik.

Den Untersuchungen von Gembris (1977; 1985) zufolge, wirkt Musik dann spannungsgeladen (*ergotrop*), wenn hohe Lautstärke, große Lautstärkeschwankungen, hohes Tempo, große Temposchwankungen, hoher Informationsgehalt und weiter Ton- und Frequenzumfang gehört werden. Entspannende (*trophotrope*) Musik hingegen zeichnet sich durch geringe Lautstärke, fehlende oder geringfügige Lautstärkeschwankungen, niedriges Tempo, fehlende Temposchwankungen, geringen Informationsgehalt und kleinen Ton- bzw. Frequenzumfang aus. Aber nicht nur das körperliche Spannungserleben, auch das Wiedererkennen emotionalen Ausdrucks in der Musik wird durch die Reizqualitäten beeinflusst (Laukka & Gabrielsson, 2000; Juslin, 1997; 2000; Kratus, 1993; Adachi & Trehub, 1998; Giomo, 1993).⁷¹ Die Basisemotionen Freude, Trauer, Ärger und Furcht werden in der Musik am besten wiedererkannt. Offenbar basiert das Erkennen musikalischen Emotionsausdrucks auf komplexen auditiven Wahrnehmungsmustern, die trotz Abweichungen einzelner Parameter⁷² eine integrative Verarbeitung der gehörten Emotionen ermöglichen. Den Untersuchungen von Juslin (2001) zufolge, zeichnen sich die fünf Basisemotionen durch folgende auditive Ausdrucksqualitäten aus, die als Analysekatoren für auditiven Emotionsausdruck angesetzt werden können:

- *Liebe/Zärtlichkeit*: langsames Durchschnittstempo, langsamer Tonanschlag, niedriger Sound, schwache Schwankungen des Sounds, Legato, weiche Klangfarbe, große Taktvariationen, Betonung dauerhafter Töne, weiche Gegensätze der Zeitdauer, finales Ritardando,
- *Freude*: schnelles Durchschnittstempo, schwache Temposchwankungen, Staccato, große Artikulationsschwankungen, hoher Sound, kleine Soundschwankungen, strahlende Klangfarbe, schneller Tonanschlag, geringe Taktvariationen, scharfe Gegensätze der Zeitdauer, ansteigende Mikrointonation,
- *Angst*: Staccato, sehr niedriger Sound, große Schwankungen des Sounds, langsames Durchschnittstempo, große Temposchwankungen, große Taktvariationen, wei-

⁷¹ Grundsätzlich lässt sich Ausdruckslosigkeit musikalisch nicht kommunizieren (vgl. Laukka & Gabrielsson, 2000).

⁷² Obwohl auch Freude im Allgemeinen gut wiedererkannt wird, beobachteten Laukka & Gabrielsson (2000) (vgl. auch Kratus, 1993) hier die größten Tempounterschiede im Ausdruck.

ches Spektrum, scharfe Mikrointonation; schnelles, seichtes, unregelmäßiges Vibrato,

- *Ärger*: hoher Sound, scharfe Klangfarbe, das Spektrum umfassende Geräusche, schnelles Durchschnittstempo, geringe Temposchwankungen, Staccato, unvermittelte Tonanschläge, scharfe Gegensätze in der Zeitdauer, Betonung unbeständiger Töne; große Ausdehnung des Vibratos, kein Ritardando,
- *Trauer*: langsames Durchschnittstempo, Legato, geringe Artikulationsschwankungen, niedriges Soundlevel, matte Klangfarbe, große Taktvariationen, weiche Kontraste der Zeitdauer, langsamer Tonanschlag, flache Mikrointonation, langsames Vibrato, finales Ritardando.

Adachi & Trehub (1998) fanden einen Zusammenhang zwischen den positiven Auswirkungen der Singfähigkeit auf die Expressivität und dem Gebrauch expressiver Muster zur Erreichung emotionaler Ziele. Die musikalische Bildung hat dabei keinen Einfluss auf die emotionale Kommunikation durch Musik (Giomo, 1993). Den Untersuchungen von Giomo (1993) zufolge stützen sich Kinder unabhängig von Alter und Geschlechtsspezifität bei der Unterscheidung von Freude und Traurigkeit auf die Parameter Tempo, Dynamik und Tonhöhe. Auch werden die Ergebnisse dahingehend interpretiert, dass in Bezug auf den Emotionsausdruck Zusammenhänge zwischen der interpersonalen und der musikalischen Kommunikation bestehen. Bei der gesanglichen Darbietung orientierten sich Kinder, ähnlich wie in der zwischenmenschlichen Kommunikation, an den expressiven Ausdrucksformen wie Tempo, Gesichtsausdruck, Sprachmelodie, Stimmkonturen, Augenposition und Dynamik. Generell assoziieren Kinder Gesang mit jemandem eine Freude machen oder ihn trösten. Auch Juslins (1997; vgl. auch Laukka & Gabrielsson, 2000) Untersuchungen haben belegen, dass sich die akustischen Parameter des musikalischen Emotionsausdrucks nicht wesentlich von denen des stimmlichen Emotionsausdrucks unterscheiden. So ist nachgewiesen, dass Klangmuster nichtmelodischer Instrumente wie Trommeln in Bezug auf Tempo und Dynamik große Ähnlichkeiten mit Sprechtempo und Stimmintensität aufweisen.

Diese Annahmen lassen sich auch durch die Position von Rieche (1999) untermauern, der darauf basiert, dass Musik und Sprache, aufgrund der gemeinsamen phylogenetischen, ontogenetischen und neurophysiologischen Grundlagen, auch gemeinsame Muster

der emotionalen Kodierung aufweisen (vgl. auch Tolbert, 2001). Demnach gilt für akustische Kommunikation im Allgemeinen, dass sich Lautstärke, Tempo und Klangcharakter auf das physiologische Erregungsniveau der Kommunikationsteilnehmer auswirken. Emotionale Aktivität wird durch Lautstärke bzw. Lautstärkeschwankungen sowie Tempo bzw. Temposchwankungen ausgedrückt. Dabei entsprechen große bzw. schnelle Parameter in Bezug auf Lautstärke und Tempo einer vergleichsweise höheren emotionalen Erregung, wohingegen kleine bzw. langsame Parameter in Lautstärke und Tempo niedriger emotionaler Erregung entsprechen. Auch der Klangcharakter der akustischen Reize beeinflusst die Stimmungen dahingehend, dass akustische Reize mit hoher Rauigkeit, die mit einem größeren Anteil hochfrequenter Energie einhergeht, sowie hohem Geräuschanteil, als unangenehm empfunden werden, wohingegen harmonische akustische Reize als angenehm empfunden werden.

Nachdem wir uns mit der Stimmungsauslösung durch audiovisuelle Emotionsdarstellungen auseinandergesetzt haben, wollen wir im folgenden fragen: Inwiefern wirken sich Stimmungen auf den Rezeptionsprozess aus? Diese Fragestellung empfiehlt sich abschließend, da auch medienvermittelte Kommunikationsprozesse, wenn auch nicht unbedingt synchron, so doch dem Wechselseitigkeitskriterium unterliegen.

Stimmungshypothesen der Medienwirkungstheorien

Zunächst einmal vorweg, den Rezipienten gibt es in Bezug auf Emotionen nicht. Unbestritten, Menschen verfügen zwar gerade auf der Reiz-Reaktions-Ebene über die gleichen universell gültigen biologischen Grundlagen von Emotionen. Jedoch unterscheiden sie sich im emotionalen Ausdruck und Erleben. Dabei spielen eine Reihe von Faktoren eine Rolle. Ein wichtiger zeitlich stabiler Faktor der vor allem von Zuckerman (Zuckerman, 1994; Jerry, 2001; McCrae et al., 2000) im Rahmen seines Konzepts des »*Erregungssuchers*« (sensation seekers) empirisch untersucht wurde, ist das Temperament. Dieses Konzept fasst »*Erregungssuche*« als einen zeitlich stabilen angeborenen Persönlichkeitsfaktor, der an ein vergleichsweise hohes Erregungsniveau der informationsverarbeitenden Motivationssysteme gekoppelt ist. Um ein als angenehm empfundenenes optimales Erregungsniveau zu halten, brauchen Erregungssucher im Vergleich zu anderen ein höheres Maß an Stimulation. Zum einen schlägt sich dieser Zusammenhang in exzessiven Verhaltensweisen nieder, z. B. bevorzugen Erregungssucher riskante Sportarten, suchen sexuelle Kontakte, haben eine geringere Hemmschwelle für Drogen und zeigen ein riskantes Fahrverhalten. Zum anderen wird äußere Stimulation aber auch über die Medienauswahl erzeugt, indem Erregungssu-

cher eine Vorliebe für Action-, Abenteuer- und Erotikfilme zeigen und in Bezug auf den Musikgeschmack, eine Präferenz für Hard Rock aufweisen. Untersuchungen (vgl. Dollinger, 1993; Rawlings & Ciancarelli, 1997). haben ergeben, dass folgende Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitseigenschaften und Musikvorlieben bestehen: Extravertierte, offene Persönlichkeiten haben eine Vorliebe für Musik mit vergleichsweise hohen Erregungspotentialen wie Jazz und Hard Rock und bewegen sich in ihrem Musikgeschmack jenseits des Mainstreams, neurotische Persönlichkeiten bevorzugen konventionelle Musik, die mit einem relativ geringen Erregungspotential verbunden ist.

Es gibt jedoch keinen monokausalen Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit als zeitlich stabilen Einflussfaktor und den Präferenzen für Medienangeboten. Gäbe es diesen, dann müssten vor allem medienerfahrene und jüngere Zuschauer allesamt aufgrund ihrer favorisierten Medienangebote zu der Gruppe der Erregungssuchern gehören, denn sie haben eine Vorliebe für Medieninhalte, die mit intensiven körperlichen und emotionalen Erfahrungen verbunden sind. Da dieser Schluss bei Weitem nicht der Individualität von Rezipienten jeglichen Alters und dem jeweiligen Erfahrungshorizonts gerecht wird, muss man annehmen, dass noch andere Einflussfaktoren auf den Rezeptionsprozess wirken. Neben Einstellungen, Interessen, normativen Erwartungen und eben angeborenen Temperamenten unterliegt der Rezeptionsprozess auch den Einflüssen von Lernprozessen und Sozialisierungserfahrungen und den momentanen Stimmungslagen der Rezipienten.

Der Einfluss situativer Faktoren auf den Rezeptionsprozess wird vor allem unter dem Stichwort Stimmungsmanagement im Rahmen medienpsychologischer Forschung untersucht. Den theoretischen Grundstein dieses umfangreichen empirischen Forschungsfeldes legte Zillmann 1988 mit seiner Stimmungs-Management-Theorie (*mood management theory*), indem er die komplexen Wechselwirkungen zwischen Stimmungen und der Auswahl diverser Medieninhalte, Genres, Themen sowie deren rückwirkende Stimmungsbeeinflussung erklärt. Die zentralen Annahmen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Menschen beeinflussen aus einer hedonistischen Motivation heraus ihre unmittelbaren alltäglichen Kontexte, einschließlich der medialen, in der Art, dass ihre positiven Emotionen bestätigt bzw. verstärkt sowie ihre negativen Emotionen gehemmt bzw. vermieden werden. Dabei sind sich Rezipienten über die Motive ihrer Medienhandlungen zum Zeitpunkt der Medienrezeption nicht unbedingt bewusst und können über diese auch im Nachhinein nur begrenzt Auskunft geben.⁷³

⁷³ Es gehört zum Konsens, dass Selbstauskünfte allein kein probates Mittel sind, um die Komplexität emotionaler Medienwirkungen zu erfassen (vgl. Kempter & Bente, 2004; Mangold, 1998). Die Komplexität von Emotionen schlägt sich in aufwendigen Untersuchungsmethoden nieder, die eine Vielzahl von Variablen erheben. Gerade der Umstand, dass sich die emotionsbegleitende physiologische Erregung weitgehend

Nach der Theorie der Selektiven Auswahl (*selective exposure theory*) von Zillmann & Bryant (1985) unterliegt die Hinwendung zu einem bestimmten Medienangebote keiner bewussten Entscheidung. Vielmehr verfahren Rezipienten, in Unkenntnis ihrer Motive und Bedürfnisse, bei der Auswahl von Medienangeboten nach einem impliziten Ausschlussprinzip. Medienangebote, die in der Vergangenheit gelangweilt oder überfordert haben, werden gemieden, wohingegen solchen, die mit positiven Erlebnisqualitäten verbunden sind, verstärkte Aufmerksamkeit zukommt.

Die Entscheidung für oder gegen bestimmte Medienangebote wird maßgeblich von der Erwartung getragen, ob ein optimales Maß der Stimulation erreicht wird, das weder in einer Übererregung (Stresserleben) noch in einer Untererregung besteht, die meist mit Langeweile einhergeht (vgl. Gembris, 1985; Sokolov, 1975; Vorderer, 1997; Smith, 1999; Zillmann, 1988). Das Stimulationsoptimum wird unterschwellig als angenehme Stimmung erlebt. Jedoch ist angenehmes Stimmungserleben nicht mit einem gleichbleibenden Erregungsniveau gleichzusetzen. Vielmehr ist die angenehme Stimmung Ergebnis dessen, dass intensive positive und negative Emotionen, die durch Spannungselemente, humoristische, tragische oder actiongeladene Darstellungen ausgelöst, und durch empathischen Nachvollzug sinnvoll in den Rezeptionsprozess integriert werden, im Ergebnis ausgewogen sind (Vorderer, 1997; Schwab, 2004).

Vor allem Musik kommt in Bezug auf unterschwellige Stimationsprozesse eine zentrale Rolle zu. De la Motte-Haber (1990) bezeichnet Musik aufgrund ihrer unterschwelligen stimmungsbeeinflussenden Wirkung als *psychoaktive Substanz* und auch Knobloch & Mundorf (2003) sprechen von Musik als einem der *populärsten Stimmungs-Management-Werkzeuge*. Nach Knobloch & Mundorf (2003) zielt insbesondere populäre Musik wie Rock, Pop, Country, Punk, Heavy Metal, Hard Rock etc. darauf ab, den Hörer mittels Rhythmus, Lautstärke, Sound und Vokalisation zu stimulieren. Die mit der Musikrezeption einhergehende physiologische Erregung beeinflusst zum einen Gruppendynamiken in gemeinschaftlichen Hörsituationen, wie sie an öffentlichen Orten wie Konzerten, Clubs, Diskotheken oder Partys gegeben sind, zum anderen bewirkt sie aber auch beim alleinigen Hören eine adaptive Stimmungsveränderung. Musik steigert dabei nicht nur den Genuss widersprüchlicher Erfahrungen. Die Funktion von Musik besteht oft auch darin, ein Stimationsniveau zu erreichen, das der momentanen Situation entspricht, d. h. ein als angenehm empfundenen Stimationsniveau kann durch Hörerlebnisse gehalten werden, Lange-

dem Bewusstsein entzieht, eröffnet psychophysiologischen Messmethoden einen zumindest objektivierenden Zugang zu emotionalen Medienwirkungen. Physiologische Erregung ist aus diesem Grund eine der zentralen Messgrößen, an denen das Stimmungsmanagement überprüft wird. Denn Stimulation ist offenbar das, was Rezipienten im Zusammenhang mit Medienerlebnissen suchen.

weile oder Abgespanntheit kann durch erregungssteigernde Musik entgegengesteuert werden (Gembris, 1985; Hakanen, 1995; Gibson, Aust & Zillmann, 2000; Behne, 2001).

Die stimmungsregulierende Funktion von Musik lässt sich auf folgenden Nenner bringen: Menschen in positiver Stimmung unterstützen ihren emotionalen Zustand durch Musik und Menschen in schlechter Stimmung hören häufig anregende Musik, um bessere Laune zu bekommen. Jedoch gibt es auch neuere Belege dafür, dass traurige Stimmungen ebenso über traurige, melancholische Musik kompensiert werden können (Schramm, 2005). Offenbar steht die Musikauswahl nicht immer unter dem Vorzeichen der Stimmungsunterstützung bzw. -verstärkung. Dieses Ergebnis deutet daraufhin, dass die Musikkrezeption unter Umständen auch emotionale Funktionen erfüllen kann, die sich nicht allein im Stimmungsmanagement erschöpfen, sondern auch stimmungsregulierende Aspekte einbeziehen (vgl. auch Wunsch, 2001).

Weiterführend werden Stimmungen auch in einem funktionalen Zusammenhang mit der Aufrechterhaltung des Mediennutzungsprozesses beschrieben. Nach der *Erregungsübertragungshypothese* (Zillmann, 1983; 2003) ist die Spannungsrezeption von physiologischer Erregung begleitet, deren Abschwächung wesentlich mehr Zeit in Anspruch nimmt als die dargestellte Auflösung der Konfliktsituation. Der Spannungsbogen der fortschreitenden Narration wird sozusagen durch den Umstand der nachwirkenden physiologischen Erregung in seiner Erlebnisqualität verstärkt. Zillmann führt die Erleichterung über den positiven Ausgang einer konfliktgeladenen Situation auf die emotionsintensivierenden Effekte des Erregungstransfers zurück. Er geht davon aus, dass belastende physiologische Erregung in hochgradig spannungsgeladenen Situationen mit ungewissem Ausgang zu einer Verstärkung der euphorischen Emotionen führt, die durch die gewünschte Auflösung der Konfliktsituationen ausgelöst werden.

Nach Zillmann stellt der Zusammenhang zwischen emotionaler Belastung und euphorischen Gefühlen, der durch die narrative Struktur vermittelt wird, ein wesentliches Moment der positiven Bewertung des Rezeptionserlebens dar. Vorderer (1997) stellt den Zusammenhang zwischen der euphorischen Freude über den guten Ausgang der Geschichte und der positiven kognitiven Bewertung in Frage. Er geht davon aus, dass intensive Unterhaltungsgefühle zwar grundsätzlich mit einer positiven kognitiven Bewertung einhergehen, diese aber nicht der Grund dafür sind, dass das Rezeptionserleben mit positiven Emotionen verbunden ist. Vielmehr sind positive Emotionen nicht in erster Linie an die Auflösung der belastenden Situationen gekoppelt, sondern das Erleben der Belastung selbst wird genossen. Das Happy End stellt dabei eher eine zusätzliche Gratifikation dar, die das emo-

tionale Erleben selbstverständlich beeinflusst, jedoch ist dieser Aspekt der Stimmungsbeeinflussung für die Medienrezeption nicht ausschlaggebend.

Folgende Punkte lassen sich zur medienvermittelten Stimmungsbeeinflussung zusammenfassen:

- Emotionale Medienwirkungen basieren auf dem engen Zusammenhang von Stimmung, Aufmerksamkeitslenkung und Motivationsbereitschaften. Die aufmerksamkeitslenkenden und motivationsbeeinflussenden Funktionen von Stimmungen werden produzentenseitig genutzt, um die Aufmerksamkeit dauerhaft auf ein Medienprodukt zu lenken.
- Stimmungen beeinflussen die Auswahl der Medienangebote – positive Stimmungen sollen aufrechterhalten und negative Stimmungen reguliert werden. Dabei stellt Musik aufgrund der unmittelbaren Verknüpfung mit emotionalen Wahrnehmungs- und Erlebnisqualitäten ein probates Mittel des Stimmungsmanagements dar.
- Die Entscheidung für oder gegen bestimmte Medienangebote wird maßgeblich von der Erwartung getragen, ob ein optimales Maß der Stimulation erreicht wird, das weder in einer Übererregung, noch in einer Untererregung besteht.

13. Intentionale Kommunikation

Wie die Schnittstellendiskussion auf der Ebene der Reiz-Reaktions-Muster gezeigt hat, erschöpfen sich weder die Kommunikations- noch die Medientheorie in der Erklärung angeborener Kommunikationsgrundlagen. Insbesondere die Offenheit angeborener Reiz-Reaktions-Muster für implizite Lernprozesse bietet Anknüpfungspunkte für die Diskussion der Bedeutung assoziativer Wissensstrukturen aus kommunikations- und medientheoretischer Perspektive. Ein erster Überblick über das Feld der Kommunikationstheorien hatte zum Ergebnis, dass kommunikative Intentionen ein Kommunikationskriterium darstellen, welches sich auf die Ebene der assoziativen Schemata anwenden lässt. Die Auseinandersetzung mit dem prototypenorientierten Definitionsansatz in Teil II hat ergeben, dass die Verknüpfung des Emotionsausdrucks mit kommunikativen Intentionen ein Erfolgskriterium emotionaler Kommunikation darstellt. Zur Erinnerung: Wir haben argumentiert, dass nur dann ein ursächlicher Zusammenhang von Kommunikation und geteiltem Wissen formuliert werden kann, wenn die Kommunikationsteilnehmer dieses geteilte Wissen als Folge eines intentionalen Ausdrucksverhaltens interpretieren. Auf der subjektiven Wahrnehmungsebene lässt sich demnach der Erfolg emotionaler Kommunikation primär daran ermesen, dass der Emotionsausdruck ein geteiltes Wissen über Emotionen hervorbringt, dass von den Kommunikationsteilnehmern als absichtlich mitgeteiltes Wissen interpretiert wird. Im Folgenden wollen wir diskutieren, inwiefern sich aus kommunikationstheoretischer Sicht die Zuschreibung von Handlungs- und Mitteilungsabsichten allgemeinen Kommunikations- und Medientheorien vereinbaren lassen.

Mitteilungsabsichten haben vor allem in handlungstheoretischen Kommunikationsansätzen einen zentralen Stellenwert, denn diese setzen sich explizit mit der kommunikativen Funktion von Handlungsabsichten auseinander. Die handlungstheoretische Fundierung einer Vielzahl von Kommunikationstheorien ist zunächst Ausdruck eines breiten Konsenses darüber, dass Kommunikation eine Form des Handelns ist (Grice, 1957; 1968; Searle, 1991; Schmidt, 1980; Groeben, 1986; Habermas, 1997; Rusch, 1999; Meggle, 1997). Der

Grundgedanke, der die einzelnen Kommunikationstheorien verbindet, lässt sich wie folgt auf den Punkt bringen: Ausgangsbasis ist meist die kommunikative Funktion der Sprache, die auf der Fähigkeit beruht, mentale Vorgänge wie Gedanken, Gefühle, Erinnerungen, Vorstellungen etc. in Worte fassen zu können. Dabei wird angenommen, dass der sprachliche Ausdruck auf denselben Fähigkeiten basiert, die es auch ermöglichen, Handlungen mit Zielen zu verknüpfen und diese Verknüpfung kognitiv zu repräsentieren.

Die Kernaussage handlungstheoretischer Kommunikationstheorien besteht darin, dass Kommunikation ein intentionaler Prozess ist, der durch die wechselseitige Zuschreibungen von Handlungsabsichten bzw. Mitteilungsabsichten charakterisiert ist.⁷⁴ Auch wenn handlungstheoretisch fundierte Kommunikationstheorien in erster Linie sprachliche Kommunikation beschreiben, so nehmen eine Reihe von Positionen an, dass die Zuschreibung von Mitteilungsabsichten nicht zwangsläufig an Sprache und symbolisches Denken gekoppelt ist, sondern auf der spontanen und unreflektierten Zuschreibung von Intentionen basiert (Mead, 1934; 1991; Grice, 1957; 1968; Meggle, 1997; Searle, 1991; Dennett, 1996; Rusch, 1999). Indem diese Positionen Intentionalität nicht zwangsläufig an symbolisches Denken und Reflexivität koppeln, sind sie anschlussfähig an die vorsymbolische Wahrnehmungsebene.

Kommunikationsprozesse lassen sich entlang eines Spektrums beschreiben, dessen Extrempole der spontane und nicht intentionale Verarbeitungsmodus sowie der reflektierte und kontrollierte Verarbeitungsmodus bilden. Die schemageleitete Kommunikation lässt sich dabei in der Mitte des Spektrums verorten, denn Skripts und Schemata stehen im Zusammenhang mit intentionalen Verarbeitungsprozessen, die aber nicht unbedingt reflektiert und kontrolliert werden können bzw. müssen. Dabei wird unter kontextuellen Einflüssen implizites und generalisiertes Erfahrungswissen aktiviert.

Kommunikationstheorien, die sich explizit mit der Funktion emotionaler Skripts und Schemata im Kommunikationsprozess auseinandersetzen, sind rar (Alfes, 1995). Jedoch sind Schemata und Skripts wesentlicher Bestandteil vieler kognitiver Modelle (Piaget, 1974; Schmidt, 1994b; Bruner, 1986; Rusch, 1999; Mikulincer & Shaver, 2001; Schmidt, 2003), auf denen eine Reihe von Kommunikations- und Medientheorien aufbauen.

Der kommunikationstheoretische Schemabegriff basiert meist auf der Konzeptualisierung von Schank & Abelson (1977), auf die sich auch Fischer, Shaver & Carnochan

⁷⁴ Der Handlungsbegriff impliziert im Gegensatz zum Verhaltensbegriff ein zielgerichtetes Vorgehen, das sich an den Intentionen der Handelnden orientiert (vgl. Groeben, 1986; Greve, 2002, S. 303; Schmidt, 1980, S. 51-64).

(1990) beziehen. Kognitive Schemata erfüllen wichtige Funktionen der Abstimmung eigener und fremder Intentionen und beeinflussen so die soziale Wahrnehmung. Zum einen verallgemeinern Schemata und Skripts wiederholte Interaktionserfahrungen (Bruner, 2002; Alfes, 1995; Piaget, 1974; Rusch, 1994; Schmidt, 1994b), zum anderen schließen Schemata und Skripts nicht nur unmittelbare Wahrnehmungen ein, sondern auch Erwartungen über Aspekte, die nur in der Vorstellung präsent sind (Piaget, 1967; Neisser, 1976; Minsky, 1975; Greene, 1997). Darüber hinaus beeinflussen Schemata und Skripts die Interaktion, indem im Zuge ihrer kontextsensiblen Aktivierung situative Verhaltensregelmäßigkeiten herausgefiltert werden (Mangold-Allwin, 1993; Burleson & Planalp, 2000). Dabei wird vor allem der kollektive Wissensaspekt kognitiver Schemata hervorgehoben, denn kognitive Schemata und Skripts fungieren als gemeinsamer Bezugsrahmen, der die Erwartungen und Handlungen der Kommunikationsteilnehmer aufeinander abstimmt und so kooperatives Verhalten wahrscheinlicher werden lässt (Schmidt, 2003, S. 68-81).

13.1 Das Kriterium der kommunikativen Intentionen

Es gibt einen breiten Konsens darüber, dass sich Kommunikation an den wechselseitigen Zuschreibungen und Interpretation von sozialen Intentionen orientiert (Grice, 1957; Blumler & Katz, 1974; Meggle, 1993; 1997; Bowers & Bradac, 1982; Searle, 1990a; Schmidt, 1994b; Cohen, Morgan & Pollack, 1990; Knapp & Stamp, 1990; Schmidt, 1994; Gibbs, 1998; Rusch, 1999; Smith, 2003). Grundsätzlich ist Kommunikation aus Sicht der intentionalistischen Ansätze dadurch motiviert, dass Menschen in Bezug auf die Erfüllung ihrer sozialen Intentionen auf andere angewiesen sind. Das Ziel intentionalen Kommunikationsverhaltens besteht demzufolge in der Interaktion bzw. Kooperation. Dabei wird angenommen, dass dieser wechselseitige Zuschreibungs- und Interpretationsprozess auf geteiltem Wissen beruht und weitestgehend spontan und unreflektiert verläuft. Geteiltes Wissen umfasst dabei nicht nur konkretes Handlungs- und Interaktionswissen, sondern auch implizit erlernte Regeln der Zuordnung kommunikativer Intentionen. Diese impliziten Zuschreibungsregeln werden von den Kommunikationsteilnehmern aufgrund ihrer gemeinsamen kognitiven Schemata in vergleichbarer Weise angewendet werden. Implizite Zuschreibungsregeln basieren auf den assoziativen Verknüpfungen von Ausdrucksverhalten und Intentionen, die in emotionalen Schemata gespeichert sind (Fischer, Shaver, Carnochan

1990, S. 94). Das implizite Regelwissen über die Zuschreibung von Intentionen demnach erfüllt eine Voraussetzungsfunction für Kommunikation.⁷⁵

Aus entwicklungspsychologischer Sicht ist man sich einig, dass der Ausdruck und das Verstehen intentionalen Verhaltens spontan und unreflektiert auf der Basis sensumotorischer Schemata vonstatten geht. Nach Auffassung vieler Autoren steht intentionales Verhalten im Zusammenhang mit dem Erwerb sensumotorischer Schemata (vgl. Fischer, Shaver & Carnochan, 1990; Stern, 1993; Bruner, 2002; Piaget, 1967; Brandstätter, 2001). Demnach sind Kinder mit ca. vier Monaten generell zu zielgerichtetem Verhalten fähig und zeigen mit ca. neun Monaten erste Anzeichen intentionalen Kommunikationsverhaltens. Dabei orientieren sich neun Monate alte Kinder an Kausalzusammenhängen zwischen eigenem Verhalten und Umweltereignissen. Offenbar basieren einfache Ursache-Wirkungs-Annahmen und Mittel-Zweck-Relationen auf der unreflektierten Unterstellung von Intentionen, die im Rahmen von Interaktionsschemata eingeübt und erprobt werden. Dabei kann diese naive Form der Zuschreibungspraxis von Kindern dieses Alters noch nicht reflektiert bzw. problematisiert werden. Nach Bruner (2002) basiert das spätere Erlernen der Muttersprache (mit ca. zwei Jahren) auf solchen Kausalzusammenhängen und Zuschreibungsregeln, die auf der Basis wiederkehrender Erlebnisse in Interaktionsschemata integriert werden. So gesehen beruht der Spracherwerb auf Formen kommunikativer Unterstützung, die in erster Linie im interaktiven, nonverbalen Aushandeln von Absichten, Mitteln, Zielen und Bedeutungen besteht.

Es gibt aus entwicklungspsychologischer Sicht noch weitere Gründe, die die Annahme stützen, dass die wechselseitige Zuschreibung von sozialen Intentionen ein geteiltes Wissen hervorbringt, das in assoziativen Schemata repräsentiert ist. So verweisen Ergebnisse auf einen Zusammenhang zwischen Kommunikation und der Anwendung zielgerichteter Handlungskonzepte, die nicht an symbolische Fähigkeiten gekoppelt sein können (Legerstee, 1994; Premack, 1990; Rochat, Morgan & Carpenter, 1997). Demnach unterscheiden Kinder bereits in einem Alter von vier Monaten anhand des Selbstantriebs zwischen belebten und unbelebten Objekten und stimmen darauf ihre Reaktionen ab. Verschwindet eine Person hinter einem Vorhang, reagieren die Kinder eher mit vokalen Aus-

⁷⁵ Neuere Erkenntnisse aus der neurologischen Forschung zur Funktion von Spiegelneuronen weisen daraufhin, dass Menschen aufgrund spontaner und unreflektierter Verarbeitungsprozesse durch die Intentionen anderer in ihren Handlungen beeinflusst werden. Die Theorie der zielgerichteten Nachahmung (*goal-directed imitation*) von Wohlschläger & Bekkering (2002) geht auf der Basis experimenteller Untersuchungen davon aus, dass Imitation in der Übernahme von Zielen und Absichten besteht – wie diese Ziele erreicht werden, ist dabei nachgeordnet. Dabei setzt die Wahrnehmung eines Handlungsziels eine zielgerichtete Nachahmung voraus. Die Autoren nehmen an, dass Handlungsverstehen auf den neuronalen Verarbeitungsprozessen des Spiegelneuronensystems basiert und die Voraussetzung für Nachahmungshandlungen bildet. (vgl. zu den neurologischen Grundlagen des Spiegelneuronensystems Stamenov & Galese, 2002).

drücken, wird hingegen ein unbelebtes Objekt hinter dem Vorhang versteckt, dann versuchen sie diesen zu bewegen (Legerstee, 1994). Diese Unterscheidung zwischen belebten Objekten mit Selbstantrieb und unbelebten Objekten ohne Selbstantrieb ist fundamental für die Entstehung zielgerichteter Handlungskonzepte (Premack, 1990). Rochat, Morgan & Carpenter (1997) konnten nachweisen, dass Kinder bereits im Alter von drei Monaten sich verfolgende farbige Kreise mit größerer Aufmerksamkeit bedenken, als solche Kreise, die keine koordinierten Bewegungen vollziehen. Bereits im Alter von neun Monaten sind Erwartungen über zielgerichtetes Verhalten ausgebildet. Offensichtlich haben Kinder in diesem Alter bereits eine Vorstellung über kausale Beziehungen, denn werden die Rollen (Verfolger-Fliehender) in dem Experiment mit den Kreisen einfach vertauscht, reagieren die Kinder irritiert. Auf der Basis wiederkehrender Erfahrungen, die schematisch repräsentiert werden, steht dieses vorsymbolische Verständnis von Ursache-Wirkungs-Relationen im Zusammenhang mit der Herausbildung von Verhaltenserwartungen sowie der Zuschreibung von Intentionen, auf denen Kommunikation aufbaut.

Im Allgemeinen wird der Begriff der Intention als Ausdruck des spezifischen Verhältnisses eines Subjekts zu seiner Umwelt verstanden, das sich in Form von Absichten, Zielen, Wünschen, Überzeugungen und Erwartungen ausdrückt (Searle, 1991; Grice, 1957; 1993; Schmidt, 1980; Meggle, 1993; 1997). Demnach wird Intention nicht nur durch Handlungen motiviert, sondern ebenso durch Handlungen kommuniziert. Der Begriff der Intention schließt zwar auch Perspektivübernahme- und Bewusstseinsfähigkeiten ein, die über einfach strukturierte Kausalannahmen über den Zusammenhang von Ausdruck und sozialen Intention hinausweisen. Jedoch ist intentionale Kommunikation nicht mit bewusster Kommunikation gleichzusetzen.

Vor allem aus der interpersonalen Kommunikationsforschung ist bekannt, dass sich Menschen ihrer Erwartungen und kommunikativen Intentionen in der Regel nicht bewusst sind (Gibbs, 1998; Knapp & Stamp, 1990; Knapp & Miller, 1994, S. 14-16). Der Bewusstseinsgrad und die kommunikativen Intentionen werden aber vom Kommunikationsprozess beeinflusst. Zwar sind sich die Kommunikationsteilnehmer in der Regel ihrer generellen Kommunikationsziele bewusst, mit welchen Intentionen diese Ziele erreicht werden sollen, entzieht sich jedoch meist ihrer konkreten Aufmerksamkeit (vgl. auch Heath & Bryant 2000, S. 72-75; Knapp & Stamp, 1990).

Auch Dennett (1983; 1996) nimmt an, dass Bewusstsein kein Kriterium für intentionale Kommunikation darstellt, vielmehr werden soziale Intentionen unreflektiert und spontan als Meinungen, Wünsche, Merkmale etc. anderen zugeschrieben. Indem anderen

Intentionen wie Hoffnungen, Befürchtungen, Wahrnehmungen, Erwartungen zugeschrieben werden, kann das wahrgenommene Verhalten gedeutet, kontrolliert und prognostiziert werden. Diese Form der Zuschreibung ist ein wechselseitiger Prozess, der auf geteiltem Wissen basiert, dessen Erwerb und Anwendung nicht zwangsläufig an symbolische Fähigkeiten wie Denken, Sprache oder Bewusstsein gekoppelt ist (Dennett 1996, S. 33). Nach Glaser & Strauss (1967) werden Intentionen anhand von vier Kategorien zugeschrieben: 1) nonverbaler Ausdruck deutet auf intentionales Verhalten hin (Gesichtsausdruck, Offenheit der Stimme, Tonfall, Augenkontakt, Übereinstimmungsgrad der nonverbalen und verbalen Inhalte), 2) zeitliche Verhaltensmuster, verweisen auf den Einfluss der Kontextinformationen (Dauer und Timing des Verhaltens und der Konversation, Dauer des Nachdenkens, Themenwahl, Verzögerungen), 3) Beziehungsstrukturen beeinflussen die Verhaltenserwartungen (Konformitätsgrad des Verhaltens und des Aussehens, vergangene Erfahrungen mit der Person, bekannte Gewohnheiten, bekannte Verhaltensfehler), und schließlich 4) intuitives Wissen über Verhaltensweisen, das einer bewussten Erklärung schlecht zugänglich ist.

Im Zusammenhang mit kognitiven Wissensstrukturen und der Zuschreibung von Intentionen ist auch auf das konstruktivistische Kommunikationsmodell von Rusch (1999) zu verweisen. Das Wesen von Kommunikation besteht demnach in der Initiierung sinnlich konkreter Anlässe, die den Kommunikationsteilnehmer in gewünschter Weise innerhalb eines gemeinsamen kognitiven Bereiches orientieren und zu einer Orientierungsinteraktion führen. Diese Kommunikationsauffassung basiert auf der konstruktivistischen Prämisse, dass Menschen als kognitive Systeme nicht nur strukturell sondern auch kognitiv aneinander gekoppelt sind (vgl. auch Schmidt 1994). Grundsätzlich sind kognitive Systeme in der Lage, Gegenstände, Vorgänge und Beziehungen auszudifferenzieren, d.h. Unterscheidungen zu treffen und zwischen diesen kausale Beziehungen herzustellen. Diese Fähigkeiten werden durch kognitive Schemata vermittelt. Nach Rusch (1999) basiert zwischenmenschliche Kommunikation auf der performativen Kopplung, die äußerlich wahrnehmbare Formen des kognitiven Austauschs umfasst.

Performative Kopplungen werden z.B. hergestellt durch Körperbewegungen wie Gehen, Greifen, Verändern der Körperhaltung und -stellung im Raum, durch Gestikulieren, Hantieren, Lautäußerungen wie Rufen oder Sprechen, Manipulationen mit Dingen wie Malen, Schreiben etc. (Rusch, 1999, S. 165)

Auf der Basis der performativen Kopplung kann das Verhalten anderer in intendierter Weise beeinflusst werden. Rusch (1999) geht davon aus, dass das Ausdrucksverhalten auf der

Basis kognitiver Verarbeitung als ein Wahrnehmungsangebot interpretiert wird, das mit der Absicht verbunden ist, den Kommunikationspartner kognitiv zu beeinflussen. Zeigt der Kommunikationsteilnehmer B ein Verhalten, das von dem Kommunikationsteilnehmer A intendiert ist, dann geht A davon aus, dass seine Orientierungsabsicht Erfolg hatte. Die kommunikative Wahrnehmungsbeeinflussung basiert dabei auf geteilten kognitiven Wissensstrukturen, die ein generalisiertes Wissen über die implizit erlernten Regeln der Zuordnung kognitiver Operationen zu den jeweiligen Wahrnehmungsangeboten beinhalten. Rusch geht zudem davon aus, dass diese impliziten Zuschreibungsregeln von allen Kommunikationsteilnehmern aufgrund ihrer gemeinsamen kognitiven Schemata in vergleichbarer Weise angewendet werden.⁷⁶

Auch die *Intentionalisten* erklären Kommunikation auf der Basis des Zusammenhangs von sozialen Intentionen und geteiltem Wissen (Searle, 1991; Grice, 1957; Meggle, 1993; 1997). Im Unterschied zu Dennett (1996), der Intentionen als reine Zuschreibungszustände begreift, hebt Searle (1991) den Aspekt des kausalen Selbstbezugs von Intentionen hervor. Der kausale Selbstbezug von Intentionen verweist auf die kommunikationstheoretische Unterscheidung von Handlungs- und impliziten Mitteilungsabsichten. Kommunikation ist demnach immer selbstreferentiell, weil die Handlungs- und Mitteilungsabsicht kausal miteinander verknüpft sind. Denn Mitteilungsabsicht verweisen immer implizit auf die sie verursachende Handlungsabsicht.

Biologisch gesehen sind Wahrnehmung und Handlung die primären Formen der Intentionalität, denn schon durch ihre Inhalte selbst bringen sie den Organismus in direkte Kausalbeziehungen zu der Umwelt, von der sein Überleben abhängt. Überzeugung und Wunsch sind das, was übrig bleibt, wenn man von den intentionalen Gehalten kognitiver und volitiver repräsentationaler intentionaler Zustände die kausale Selbstbezüglichkeit abzieht. Die Zustände, die sich ergeben, wenn diese Eigenschaft abgezogen wird, sind viel flexibler. Die Überzeugung kann – anders als die Erinnerung – von allem und jedem handeln und nicht bloß von den Sachen, die sie hätten verursachen können; der Wunsch kann – anders als die Absicht – von allem und jedem handeln, und nicht bloß von den Sachen, die er verursachen kann. (Searle, 1991, S. 138)

Die Position von Searle zum kausalen Zusammenhang von Handlungs- und Mitteilungsabsichten lässt sich insofern mit den Annahmen über assoziative Schemata vereinbaren, als Kausalbeziehungen und Mittel-Zweck-Relationen fester Bestandteil des generalisierten

⁷⁶ Ruschs Auffassung von Kommunikation als intendierte Orientierungsreaktion wird auch durch Perner (1996) gestützt, der davon ausgeht, dass Menschen einen impliziten Zugang zu den grundlegenden Denk- und Verhaltensregeln haben und diese anwenden, um das Verhalten anderer nachzuvollziehen und zu verstehen.

Wissens über die Logik subjektiver Wahrnehmungen sind. Darüber hinaus schließen Schemata und Skripts nicht nur unmittelbare Wahrnehmungen ein, sondern auch Erwartungen über Aspekte, die nur in der Vorstellung präsent sind (Piaget, 1967; Neisser, 1967; Minsky, 1975; Greene, 1997). Das heißt auf der Basis assoziativer Schemata und Skripts impliziert die Wahrnehmung bzw. Zuschreibung von Mitteilungsabsichten auch solche Aspekte, die Teil der Vorstellung desjenigen sind, der dem Kommunikationsteilnehmer solche Mitteilungsabsichten zuschreibt.

Die Annahme von der Zuschreibung von Mitteilungsabsichten ist auch Bestandteil der Sprechakttheorie von Searle (1969). Kommunikative Handlungen werden hier durch die Zuschreibung illokutionärer Akte charakterisiert. Der Fakt, dass Mitteilungsabsichten zwar häufig sprachlich kommuniziert werden, impliziert nicht unbedingt eine symbolische Repräsentation von Intentionen (Searle, 1991, S. 203). Vielmehr geht Searle davon aus, dass Intentionen vorsymbolisch organisiert sind.

Der Sinn, in dem ein und dasselbe Ereignis oder ein und dieselbe Folge von Ereignissen sowohl eine absichtliche als auch eine unabsichtliche Handlung sein kann, hat keinen intrinsischen Zusammenhang zu sprachlichen Repräsentationen, sondern vielmehr zu intentionaler Präsentation. Einige Aspekte des Ereignisses können die Erfüllungsbedingungen des intentionalen Gehalts sein, andere Aspekte mögen nicht dazugehören; und unter den Aspekten der ersten Art ist die Handlung absichtlich, unter denen der zweiten Art nicht; und daran wie der intentionale Gehalt seine Erfüllungsbedingungen präsentiert, muß nichts irgendwie Sprachliches sein. (Searle, 1991, S. 134)

Meggle (1997) vertritt mit seinem Kommunikationsansatz die Position, dass sich Kommunikation anhand des Zusammenhangs von Mitteilungsabsichten und geteiltem Wissen beschreiben lässt. Demnach ist Kommunikation eine intentionale Handlung, die mit der Absicht bzw. dem Ziel ausgeführt wird, etwas mitzuteilen, das in seiner Absichtlichkeit als solches auch erkannt wird.

Ein kommunikatives Handeln ist ein Handeln, das aus der Sicht des kommunikativ Handelnden (S) erfolgreich ist gdw. es vom Adressaten (H) verstanden wird. (Meggle, 1990, S. 89)

Kommunikation zeichnet sich dadurch aus, dass über den Ausdruck von Mitteilungsabsichten ein geteiltes Wissen entsteht, das es den Kommunikationsteilnehmern ermöglicht, die Mitteilungsabsicht zu erkennen bzw. zu verstehen. Geteiltes Wissen entsteht demnach infolge von Kommunikation (Meggle, 1993, S. 488). Dabei unterscheidet Meggle zwischen

einem weiten und einem engen Kommunikationsbegriff. Der weite Kommunikationsbegriff bezieht sich auf die Intention, jemandem etwas mitzuteilen. Dieser Kommunikationsversuch unterliegt der Reflexivitätsbedingung, die besagt, dass Kommunikation nur dann stattfindet, wenn der Kommunikationsversuch des einen Kommunikationsteilnehmers auch vom Anderen wahrgenommen wird. Der Kommunikationsversuch kann nur dann als solcher erkannt werden, wenn auf der Basis eines geteilten Wissens der Kommunikationsteilnehmer A mit seinen Handlungsabsichten auch Mitteilungsabsichten verknüpft. Der enge Kommunikationsbegriff impliziert den Kommunikationsversuch, umfasst aber darüber hinaus ein Erfolgskriterium. Kommunikation ist nur dann erfolgreich, wenn der Kommunikationsteilnehmer A davon überzeugt ist, dass er von B verstanden wurde. Der Kommunikationsteilnehmer A wird dann verstanden, wenn er anhand des Kommunikationsverhaltens von B zu der Annahme kommt, dass B die Mitteilungsabsicht von A erkannt hat, d. h. der Kommunikationsteilnehmer A schreibt dem Verhalten von B infolge seiner eigenen Mitteilungsabsicht eine Bedeutung zu. Diese Bedeutung kann nur infolge eines geteilten Wissens über den Zusammenhang von Intention und Bedeutung verstanden werden.

Gibbs (1998) betont in Anlehnung an Searle (1990) den kollektiven Wissensaspekt über den Zusammenhang von senderseitigen Mitteilungsabsichten und empfängerseitiger Zuschreibung und bezeichnet kommunikative Intentionen als Wir-Intentionen (*we-intentions*). Intentionale Kommunikation zeichnet sich offenbar durch ein Ineinandergreifen von kommunikativen Absichten aus, denn die Intentionen des Senders und das Verstehen des Empfängers sind wechselseitig aufeinander bezogen. Vor allem das Erfolgskriterium des engen Kommunikationsbegriffs von Meggle (1993) verdeutlicht, dass Verstehen auf der Intention des Kommunikationsteilnehmers A basiert, dass seine Kommunikationsabsichten von B verstanden werden sollen (vgl. auch Searle, 1969; 1996, S. 153).⁷⁷

Man versteht eine Handlung, wenn man ihren *kommunikativen Sinn* erkennt, das heißt, da der (an dieser Stelle noch allein angegebenen Sinn) kommunikative Sinn ein spezieller Fall eines *subjektiven Sinnes* ist, wenn man ›die‹ Kommunikationsabsicht (die Gesamtheit der kommunikativen Absichten) kennt, die der Handelnde selbst mit seiner Handlung verbindet. (Meggle, 1993, S. 491f., Hervorhebungen im Original)

Der subjektive Sinn einer kommunikativen Handlung bezieht sich dabei auf die senderseitigen Handlungsabsichten, die durch eine Mitteilungsabsicht ausgedrückt werden. Der

⁷⁷ Auch Hewes & Planalp (1982, S. 165f.) gehen davon aus, dass erfolgreiche Kommunikation nicht nur auf geteiltem Wissen basiert, sondern auch darauf, dass beide Kommunikationsteilnehmer wissen, dass sie auf der Basis des geteilten Wissens kommunizieren.

kommunikative Sinn hingegen entspricht den Handlungsabsichten, die auf der Basis eines geteilten Wissens über kommunikative Intentionen empfängerseitig der wahrgenommenen Mitteilungsabsicht zugeschrieben wird. Von Verstehen infolge von Kommunikation ist dann zu sprechen, wenn beide Kommunikationsteilnehmer einen kohärenten Zusammenhang zwischen subjektivem und kommunikativem Sinn herstellen. Das heißt, stellt sich in Folge des Ausdrucks einer Mitteilungsabsicht ein kooperatives Verhalten ein, das intendiert ist, geht der Kommunikationsteilnehmer A davon aus, dass aufgrund seiner Mitteilungsabsicht, die als solche auch erkannt werden soll, ein geteiltes Wissen aktiviert wurde, dass in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem kooperativen Verhalten des Kommunikationsteilnehmers B steht.

Über den Erfolg von Kommunikation wird demnach senderseitig entschieden, denn der Kommunikationsteilnehmer, der eine Mitteilungsabsicht zum Ausdruck bringt, schreibt dem anderen Kommunikationsteilnehmer auf der Basis seines kooperativen Verhaltens verstehen zu (vgl. Meggle, 1993, 491f.). Der Kommunikationsteilnehmer B wiederum geht infolge der Kooperation davon aus, dass die Mitteilungsabsicht von A ein absichtlich mitgeteiltes Wissen über dessen Handlungsintentionen impliziert. Genau genommen gehen also beide Kommunikationspartner davon aus, dass ein absichtlich mitgeteiltes Wissen entstanden ist, das ursächlich für das Erreichen des Kommunikationsziels ist. Nebensächlich ist, ob empfängerseitig erkannt wird, aufgrund welcher Voraussetzungen der senderseitige Kommunikationsteilnehmer seine Mitteilungsabsicht ausgedrückt hat.

Es kann also durchaus sein, dass wir eine konkrete Handlung von X verstehen, uns aber dennoch unbegreiflich ist, wie X zu seinen entsprechenden Überzeugungen bzw. Präferenzen kommen konnte. (Meggle 1993, S. 488)

Aufgrund wiederholter erfolgreicher Kommunikation kommt es zur Herausbildung einer senderseitigen Verstehens Erwartung, die wiederum das Kommunikationsverhalten dahingehend beeinflusst, dass der Zusammenhang von konkreten Situationen und konkreten Handlungen abgespeichert wird. Führt eine Mitteilungsabsicht dazu, dass senderseitig Verstehen unterstellt wird, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass der Sender in vergleichbaren Situationen ähnliche Handlungen ausführt. Das absichtlich mitgeteilte Wissen wird sozusagen unter Einfluss der Situation konkretisiert. Dieses konkrete geteilte Wissen über den Zusammenhang von Mitteilungsabsichten und Verstehen weist eine implizite Regelmäßigkeit auf, die Meggle als Glaubensregularitäten bezeichnet. Werden diese Glaubensregularitäten durch Kommunikation bestätigt, können Strategien entwickelt werden, die von bei-

den Kommunikationsteilnehmern geteilt werden. Die Anwendung gemeinsamer Strategien setzt aber voraus, dass beide Kommunikationsteilnehmer von vornherein überzeugt sind, kooperieren zu wollen. Strategische Kommunikation basiert demnach auf dem Kausalzusammenhang zwischen absichtlich mitgeteiltem Wissen und intentionaler Kommunikation.⁷⁸ Auf der Basis wiederkehrender erfolgreicher intentionaler Kommunikation kommt es zu einer Bestätigung des geteilten Wissens, das sich zu einer normativen Erwartung bzw. Konvention verdichten kann und als Kontrollmechanismus fungiert (vgl. Meggle, 1993, S.499). Auf den Aspekt der normativen Kontrolle soll im nächsten Kapitel im Zusammenhang mit dem Reflexivitätskriterium näher eingegangen werden.

Für intentionale Kommunikation ist zunächst folgendes festzuhalten: Sender- und empfängerseitige Intentionen sind wechselseitig aufeinander bezogen, denn die Intentionen des Senders stehen in einem engen Zusammenhang mit dem Verstehen des Empfängers. Das Kriterium der kommunikativen Intentionen impliziert, dass senderseitiges Kommunikationsverhalten mehrere soziale Intentionen gleichzeitig ausdrückt, denn senderseitig ist es gewollt, dass nicht nur die Kommunikationsabsicht, sondern darüber hinaus auch erkannt wird, dass Kooperation das Ziel ist. Dabei besteht ein Zusammenhang zwischen Mitteilungsabsicht und Handlungsabsichten, der sich dem Empfänger darüber erschließt, dass er das Wissen, das aufgrund der Mitteilungsabsicht aktiviert wird, als ein absichtlich mitgeteiltes Wissen interpretiert. Der Erfolg bzw. das Verstehen orientiert sich sozusagen am Kausalzusammenhang zwischen Mitteilungsabsicht und dem Ziel der Kommunikation, denn stellt sich kooperatives Verhalten ein, dann wird dem Empfänger unterstellt, dass er genau aufgrund der senderseitigen Mitteilungsabsicht kooperiert hat. Gleichzeitig bildet kooperatives Verhalten das Kriterium für eine Art Realitätsprüfung der Kommunikation, denn auf der Basis des geteilten Wissens werden Rückschlüsse darüber gezogen, ob das Verhalten in einem sinnvollen Zusammenhang mit den kommunikativen Intentionen steht. Den Wahrheitsgehalt des geteilten Wissens überprüfen die Kommunikationsteilnehmer anhand des Erfüllungsgrades ihrer Erwartungen, d. h., werden sämtliche Erwartungen erfüllt, schreiben sich die Kommunikationsteilnehmer erfolgreiche Kommunikationsabsichten zu. Die Kommunikationsteilnehmer schließen sozusagen auf der Basis des kooperativen Verhaltens, dass die Kommunikation deshalb ein wahres Wissen über soziale Intentionen hervorgebracht hat, weil es miteinander geteilt wurde. Diese Realitätsprüfung ist ein impliziter Prozess, der durch assoziative Wissensstrukturen gesteuert wird, die als übergeordnete Interpretationsschemata für einen plausiblen Zusammenhang von Ausdrucksverhalten und

⁷⁸ Auch Rusch geht davon aus, dass konventionalisierte Orientierungsroutinen ein Folge intentionaler Kommunikation sind (vgl. Rusch, 1992; 1999, S.167).

sozialen Intentionen fungieren. Die Kontextsensitivität von assoziativen Schemata und Skripts bringt es mit sich, dass beide Kommunikationsteilnehmer auf vergleichbare Interpretationsschemata zugreifen und diese zur Erklärung der erfolgreichen Umsetzung von Kommunikationsabsichten nutzen.

Der Grad konsensfähiger Nutzung hängt bei dieser Beschreibung davon ab, wie einmütig die Partner auf kollektives Wissen zurückgreifen und wie schematisiert die Nutzungsmodalitäten in bestimmten Situationstypen sind. Kommunikation als gemeinsamer Bezug auf reflexiv unterstellte Voraussetzungen stiftet die in allen Kommunikationen mitlaufende Erwartung auf Verstehen als den intendierten Erfolg von Kommunikationen. (Schmidt, 2003, S. 69)

Darüber hinaus impliziert die Annahme des wahren geteilten Wissens aber auch, dass geteiltes Wissen auf dieser Ebene nicht hinsichtlich seines Wahrheitsgehalts hinterfragt werden kann, denn solange Verstehen zugeschrieben wird, also soziale Intentionen so ausgedrückt und interpretiert werden, dass Verhaltenskooperation eintritt, wird implizit davon ausgegangen, dass die Annahmen über soziales Verhalten richtig waren. Die Richtigkeit der Annahmen wird sozusagen aufgrund der Erfüllung der Erwartungen bestätigt. Erfolgreiche Kommunikation bildet demnach eine indirekte Bestätigung für die Zuschreibung eines geteilten Wissens über Intentionen. Erst wenn die Kommunikation misslingt und Konflikte auftreten, wird der implizite Wahrheitsgehalt der Zuschreibungen von kommunikativen Intentionen angezweifelt. Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt wird also erst im Konfliktfall aufgeworfen, d. h. wenn kooperatives Verhalten ausbleibt oder nicht zur Erfüllung der sozialen Intentionen führt.

Die Ergebnisse der interpersonalen Kommunikationsforschung weisen daraufhin, dass sich Menschen zum Zwecke der Realitätsprüfung ihrer Erwartungen und der Richtigkeit ihrer Zuschreibung von Intentionen eher an nonverbalen Kommunikationsanteilen als an sprachlichen Aussagen orientieren (Capella & Greene, 1982; Burgoon & Hale, 1988; Burgoon, 1994; Gottman, 1994; Morton & Trehub, 2001). Insbesondere wenn verbale und nonverbale Mitteilungen im Widerspruch stehen, ist das Vertrauen in nonverbale Ausdrücke am größten. Morton & Trehub (2001) konnten dieses Prinzip auch in Bezug auf sprachliche und parasprachliche Emotionsausdruck bestätigen. Werden beispielsweise traurige Inhalte mit einer fröhlichen Stimme zum Ausdruck gebracht oder umgekehrt, dann orientieren sich Erwachsene in ihrer Zuschreibung von Intentionen an den parasprachlichen Kommunikationsanteilen. Je widerspruchsfreier die nonverbalen und verbalen Kommunikationsanteile wahrgenommen werden, umso verbindlicher erscheinen die sprachli-

chen Aussagen. Dabei ist der Einfluss nonverbaler und verbaler Kommunikation in Bezug auf Intentionen abhängig von der funktionalen Bedeutung der Kommunikation. Sprache gewinnt demnach in faktischer, abstrakter oder überzeugender Kommunikation an Bedeutung, wohingegen nonverbale Kommunikation in Bezug auf Beziehungs-, Zuschreibungs-, Beeinflussungsthematiken verlässlicher bewertet wird (Burgoon, 1994).

Dass der Erfolg von Kommunikation maßgeblich davon abhängig ist, inwiefern nonverbal ausgedrückte Erwartungen auch nonverbal bestätigt werden, ist Gegenstand diverser interpersonaler Kommunikationstheorien (vgl. Erwartung-Verletzungs-Theorie von Burgoon & Hale, 1988; Unstimmigkeits-Erregungs-Theorie von Capella & Greene, 1982; oder Pattersons Modell der nonverbalen Beteiligung von 1983). Demnach wird die Erfüllung anhand des nonverbalen Feedbacks überprüft. Über emotionale Feedbackmechanismen wie Affektabstimmung (Stern, 1993, S. 198-230) und soziale Vergewisserung (Sorce et al., 1985; Stern, 1993, S. 309-312), die in einem engen Zusammenhang mit Perspektivübernahme stehen, erfahren die Kommunikationsteilnehmer, inwiefern die eigenen Intentionen und Situationsbewertungen mit denen der anderen Kommunikationsteilnehmer übereinstimmen oder voneinander abweichen. Nonverbales Feedback wird dabei genutzt, um abweichende Wahrnehmungen und Intentionen zu erkennen und darauf im Sinne der Erfüllungserwartung zu reagieren.

Im Rahmen intentionalistischer Kommunikationstheorien gibt es aber auch Positionen, die die Verstehensannahme, die auf der naiven Unterstellung eines wahren geteilten Wissens gründet, problematisieren. Dabei wird vor allem der enge Zusammenhang von Senderintentionen und Verstehen in Frage gestellt. Besonders die Positionen von Rusch (1992) und Watzlawick et al. (1967) gehen von einer strikten Trennung senderseitiger Intentionen und empfängerseitigen Verstehens aus. Rusch vertritt dabei ein senderorientiertes dynamisches Kommunikationsmodell, wohingegen Watzlawick et al. ein empfängerorientiertes Kommunikationsmodell verfechten. Obwohl die Modelle sich in ihren Standpunkten unterscheiden, vernachlässigen u. E. beide, dass der Sender die Absicht hat, verstanden werden zu wollen. Genau das ist aber nach Meinung anderer Autoren für das Verstehen infolge intentionaler Kommunikation zentral (vgl. Meggle, 1993; Grice, 1957; Gibbs, 1998; Searle, 1990).

Das senderorientierte Kommunikationsmodell von Rusch (1992) basiert auf der Trennung von Senderintentionen und empfängerseitigem Verstehen, die durch die radikal konstruktivistische Annahme der Autonomie kognitiver Systeme unterfüttert ist.

Dabei gehören die *Selbst*-Konzepte, *Selbst*-Bilder, Gedankenwelt und Körperlichkeit der interagierenden kognitiven Systeme natürlich nicht zu den Kognitionsbereichen der jeweiligen Interaktionspartner. Umgangssprachlich begegnet uns diese alte Weisheit z. B. in Formeln wie: Die Gedanken sind frei! Man kann den Leuten nicht in den Kopf schauen! Empfindungen und Gefühle lassen sich nie wirklich teilen, z. B. Schmerzen. (Rusch, 1992, S. 219, Hervorhebungen im Original)

Zwar steht die operationale Geschlossenheit kognitiver Systeme in keinem Widerspruch zur Annahme eines kollektiven Wissens über implizite Kausalzusammenhänge subjektiver Wahrnehmung, jedoch ist dieses Wissen selbstreferentiell. Die intendierte Orientierungsinteraktion beschreibt zwar den Versuch, den anderen Kommunikationsteilnehmer in seinen kognitiven und emotionalen Operationen mithilfe von Wahrnehmungsangeboten sprich Mitteilungsabsichten, zu beeinflussen. Der Sender operiert aber stets auf der Basis seines selbstreferentiellen Wissens. Demnach entsteht kooperatives Verhalten in Folge von Kommunikation nicht zwangsläufig aufgrund der Mitteilungsabsichten des Senders, sondern ist in gewissem Sinne dem Zufall überlassen, der dann eintritt, wenn sender- und empfängerseitiges Wissen übereinstimmen.

Der entscheidende Aspekt der Beziehung zwischen Interaktion und Kognition ist für das Verstehen, dass über die Kriterien für richtiges und falsches Verstehen nicht derjenige verfügt, der verstehen soll oder will, sondern derjenige, der verstanden werden möchte. Die entscheidenden Kriterien für richtiges und falsches Verstehen liegen nicht beim Verstehenden, sondern beim Zu-Verstehenden. (Rusch 1992, S. 216)

Rusch (1999; 1992) macht kommunikatives Verstehen von zwei Erfüllungsbedingungen abhängig. Zum einen kommuniziert der Kommunikationsteilnehmer A in der Erwartung, dass der Kommunikationsteilnehmer B seine Kommunikationsabsichten versteht, zum anderen schreibt der A dem Anderen dann Verstehen zu, wenn sich seine Erwartung erfüllt hat. Der selbstreferentiell interagierende Sender schreibt demnach dem Anderen immer dann Verstehen zu, wenn er selbst einen Zusammenhang zwischen seinen eigenen Kommunikationsabsichten und dem kooperativen Verhalten des Empfängers herstellt. Die Annahme des selbstreferentiellen Senders impliziert, dass auch dann ein Verstehen zugeschrieben werden kann, wenn nur zufällig kooperierendes Verhalten gezeigt wird. Genau genommen eröffnet der senderseitig orientierte Kommunikationsbegriff von Rusch dem Sender viel Raum für rein willkürliche Interpretationen des Empfängerhaltens.

An dieser Stelle ist auf die zweite kritische Position von Watzlawick et al. (1967) zu verweisen, die zwar im Gegensatz zu Rusch einen empfängerorientierten Kommunikati-

onsbegriff postuliert, aber ebenso davon ausgeht, dass kommunikatives Verstehen auf einem willkürlichen Zuschreibungsprozess von sozialen Intentionen gründet. Demnach schreibt der Empfänger aufgrund seiner subjektiven Wahrnehmungen dem Anderen Mitteilungsabsichten zu.⁷⁹

Wenn man also akzeptiert, dass alles Verhalten in einer zwischenpersönlichen Situation Mitteilungscharakter hat, d. h. Kommunikation ist, so folgt daraus, dass man, wie man es auch versuchen mag, nicht *nicht* kommunizieren kann. Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere, und diese anderen können ihrerseits nicht *nicht* auf diese Kommunikation reagieren und kommunizieren damit selbst. (Watzlawick, Beavin & Jackson, 1982, S. 51, Hervorhebung im Original)

Indem dieses Kommunikationsmodell dem Empfänger die Zuschreibungshoheit über die sozialen Intentionen des Kommunikationsteilnehmers überlässt, öffnet es wiederum der Willkür des Empfängers Tür und Tor, auch dann Intentionen zu zuschreiben, wenn gar keine ausgedrückt wurden. Watzlawick macht genau diese Möglichkeit der Fehlattribution für Kommunikationsstörungen verantwortlich. Unter Berücksichtigung, dass Watzlawicks Kommunikationsbegriff vor allem im Hinblick auf die Erklärung von Kommunikationsstörungen entwickelt wurde, trägt vor allem sein drittes Kommunikationsaxiom⁸⁰ zur Erhellung des Zusammenhangs von Fehlattributionen und Nicht-Verstehen bei. Seinem interaktionistischen Ansatz zufolge kommt es immer dann zu Störungen, wenn beide Kommunikationsteilnehmer sich in ihrer Selbstwahrnehmung als Empfänger sehen, also permanent dem Anderen Intentionen zuschreiben und ihre eigenen Intentionen vernachlässigen. Dieser wechselseitige Zuschreibungsprozess von Intentionen wird als Interpunktion bezeichnet. Solche Interpunktionen organisieren das Verhalten der Kommunikationsteilnehmer, indem sich diese auf der strukturellen Basis der Interpunktion von Ereignisfolgen gegenseitig Mitteilungsabsichten zu schreiben. Dabei stellt die Interpunktion von Ereignisfolgen eine Kausalannahme über die Verknüpfung von Ausdruck und Reaktion dar. Vernachlässigt mindestens einer von beiden Kommunikationsteilnehmern seine eigenen Intentionen, dann kommt es nach Watzlawick, et al. (1967) zu einer unendlichen »Ja-nein-ja-nein-ja-nein-

⁷⁹ Zur Kritik an Watzlawicks Kommunikationsmodell vgl. Meister, 1987, Rusch, 1994: Die Gleichsetzung von Kommunikation und Verhalten, die das erste Kommunikationsaxiom »Man kann nicht *nicht* kommunizieren.« (Watzlawick et al., 1982, S. 51) impliziert, wird vielfach dahingehend kritisiert, dass dieses Axiom nicht berücksichtigt, dass Kommunikation über den Akt der Informationserzeugung hinausgeht.

⁸⁰ Das dritte Kommunikationsaxiom besagt: »Die Natur einer Beziehung ist durch die Interpunktion der Kommunikationsabläufe seitens der Partner bedingt.« (Watzlawick, Beavin & Jackson, 1982, S. 59)

Oszillation«, die unweigerlich in gegenseitigen Vorwürfen und Anschuldigungen mündet und Kooperation unwahrscheinlich macht.⁸¹

Folgende Punkte lassen sich zusammenfassen:

- Intentionale Kommunikation ist dadurch motiviert, dass Menschen in der Erfüllung ihrer sozialen Intentionen auf einander angewiesen sind. Auf der Basis eines geteilten Wissens über Regelmäßigkeiten von sozialen Handlungen, wird die Kooperation wahrscheinlicher.
- Kognitive Schemata und Skripts fungieren als gemeinsamer kommunikativer Bezugsrahmen, der die Erwartungen und Handlungen der Kommunikationsteilnehmer aufeinander abstimmt. Denn kognitive Schemata und Skripts repräsentieren nicht nur ein geteiltes Wissen über konkrete Handlungen und Interaktionen, sondern auch Regeln der Zuordnung kommunikativer Intentionen.
- Das Kriterium der kommunikativen Intentionen impliziert, dass Mitteilungs- und Handlungsabsichten ausgedrückt werden, deren Zusammenhang auf der Basis eines geteilten Wissens hergestellt wird. Verstehen ist somit ein impliziter schemageleiteter Zuschreibungsprozess.

13.2 Emotionale Medienkompetenz

Auf der Basis des engen Zusammenhangs von geteiltem Wissen und Verstehen, der sich aus der Auseinandersetzung mit dem Kriterium der kommunikativen Intentionen abgeleitet hat, gehen wir davon aus, dass der Aktivierung kognitiver Schemata und Skripts auch in Bezug auf das Verstehen medialer Darstellungen und Inhalte eine Schlüsselfunktion zukommt. Denn Medienwissen unterscheidet sich nicht wesentlich von zwischenmenschlichem Interaktionswissen. Die Grenzen zwischen interpersonaler und medienvermittelter Kommunikation sind dabei fließend. Darüber hinaus wird der Aspekt des einheitlichen In-

⁸¹ Aus Sicht der emotionalen Kommunikation stehen solche fehlerhaften Zuschreibungen von sozialen Intentionen im Zusammenhang mit dem *demand/withdraw pattern* (vgl. Caughlin & Vangelisti, 1999; Vogel, Wester & Heesacker, 1999; Christensen & Heavey, 1990; Gottman, 1994). Es wird davon ausgegangen, dass sich die negativen Auswirkungen der Vernachlässigung der Kausalzusammenhänge kommunikativen Verhaltens auf die zwischenmenschlichen Beziehungen zugunsten der kompensierenden Effekte emotionaler Beeinflussung relativieren lassen. Die wechselseitige emotionale Beeinflussung durch positiven Emotionsausdruck kann als Metakommunikation vor allem den negativen emotionalen Eskalationstendenzen des *demand/withdraw pattern* entgegenwirken.

teraktionswissens durch die kontextsensitive, dynamische und flexible Struktur kognitiver Schemata und Skripts gestützt. Es gibt demnach keinen wesentlichen Unterschied zwischen medialem, zwischenmenschlichem oder rein mentalem Handlungswissen. Zudem bauen aus evolutionärer und entwicklungspsychologischer Sicht Medienhandlungen auf den Erfahrungen des zwischenmenschlichen Bereichs auf und fließen somit in den medialen Verstehensprozess ein (vgl. Buck, 1997; Schwab, 2004; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990; Bruner, 2002).

Es gibt jedoch einen wesentlichen Unterschied zwischen medialem und zwischenmenschlichem Kommunikationsbereich: Zwar stehen, analog zu den Kommunikationsteilnehmern der zwischenmenschlichen Kommunikation, Produzenten- und Rezipientenhandlungen in einem systemischen Zusammenhang (vgl. Schmidt, 1980), jedoch ist die wechselseitige Aktivierung von Wissen kein synchroner Prozess. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die intentionalen Verstehensprozesse der Rezipienten bereits in der Phase der Medienproduktion vorweggenommen werden. Schließlich wird kaum ein Medienformat etabliert ohne eingehende Zielgruppen-, Bedürfnis- und Reaktionsanalysen.

Vor dem Hintergrund des systemischen Bezugs von medialen Darstellungen und Verstehen wollen wir zunächst den medienseitigen Prozess der Aufmerksamkeitslenkung im Zusammenhang mit kognitiven Skripts darstellen, um anschließend den Einfluss von Intentionen auf die selektive Wahrnehmung des Rezipienten herauszuarbeiten. Wir sind uns dessen bewusst, dass diese Trennung rein theoretisch bleibt und nur der Anschaulichkeit dient. Emotionen erfüllen grundlegende aufmerksamkeitslenkende Funktionen im Prozess der Medienrezeption, die produktionsseitig genutzt und strategisch eingesetzt werden. Aufmerksamkeitslenkung ist im Medienkontext nicht unbedingt eine direkter und interaktiver Prozess. Jedoch ist die aufmerksamkeitslenkende Wirkung von Emotionen nicht notwendigerweise an eine direkte und synchrone Wechselseitigkeit gebunden. Fehlende Wechselseitigkeit führt u. E. auf Seiten der Produzenten zu einem gesteigerten Bewusstsein im Umgang mit emotionalen Medienwirkungen. Dabei übernehmen genrespezifische Skripts und Mediengattungswissen eine wesentliche Funktion im medialen Verstehensprozess.

Smith (2003, S. 48-51) geht davon aus, dass solche Genreskripts emotionale Skripts sind, die Regelmäßigkeiten der emotionalen Erfahrung in Medienkontexten repräsentieren. Genreskripts stellen dabei übergeordnete narrative Muster dar, die sich aus verschiedenen sogenannten *Mikroskripts* ergeben. *Mikroskripts* basieren auf prototypischen Basisemotionen und integrieren die Erfahrungen aus zwischenmenschlichen Interaktionen

und dem Umgang mit Medien zu einer einheitlichen Wissensstruktur. Dabei ermöglichen Skripts für erbitterte Liebe, Showdowns, Kampfszenen, romantische Versöhnung oder Verfolgungsjagden dem Zuschauer nicht nur seine Erwartungen auf die Erzählhandlung abzustimmen, sondern ebenso den Film emotional zu erleben und zu interpretieren. Zwar gibt es *Mikroskripts* wie Entführungen oder Verfolgungsjagden, deren Inhalte für die meisten Menschen der medialen Erfahrung entspringen dürften, jedoch bilden die prototypischen Basisemotionen den gemeinsamen Kern solcher medialen Mikro- und Interaktionskripts. Filme lassen sich als eine strukturierte Ansammlung solcher *Mikroskripts* verstehen, die dem Zuschauer in ihrer Abfolge Sicherheit darüber vermitteln, was in Kürze erzählt und passieren wird. Dabei unterscheiden sich Filme nicht wesentlich von allen anderen Narrationsformen, die allgemein als eine strukturelle Aneinanderreihung von Zielen und Hindernissen verstanden werden, die die Protagonisten erreichen wollen bzw. überwinden müssen. Vor allem die Massenwirksamkeit von Hollywood-Filmen beruht auf der filmischen Darstellung von prototypischen Basisemotionen, klarer Zielgerichtetheit des Plots und der Dichtheit und Redundanz emotionaler Informationen, die aufgrund der Aneinanderreihung von *Mikroskripts* erreicht wird.

In diesem Zusammenhang ist auch auf das *Framing-Konzept* zu verweisen, das vor allem in der Nachrichtenproduktion eingesetzt wird. Das *Framing-Konzept* beschreibt allgemein, dass nicht nur über die Auswahl von Informationen, sondern vor allem über eine gezielte Darstellung der Sachverhalte den dargestellten Informationen bestimmte Bedeutungen zugewiesen werden, denn unweigerlich ist die medienseitige Darstellung dahingehend selektiv, dass Informationen ausgewählt und aufgrund der Einbettung in größere Sinnzusammenhänge gewertet werden. Nach Gitlin (1980, S. 7) sind Frames komplexe Muster der Kognition, Interpretation, Präsentation, Auswahl, Betonung und des Ausschlusses, die soziale Bedeutungen vermitteln und organisieren (vgl. auch Mangold, Unz & Winterhoff-Spurk, 2001).

Auch der *Agenda-Setting Ansatz* (McCombs & Shaw, 1972) lässt sich auf den Zusammenhang von Aktivierung emotionaler Wissensstrukturen und Aufmerksamkeitslenkung anwenden. *Agenda-Setting* geht davon aus, dass vor allem die Themenauswahl öffentlicher Kommunikation die Meinung der Rezipienten dahingehend beeinflusst, dass Menschen verstärkt jenen Themen ihre Aufmerksamkeit schenken, die wiederholt in den Medien dargestellt werden. Dabei beeinflusst die Redundanz, mit der bestimmte Themenkomplexe in den Medien präsentiert werden, sowie die Attraktivität der Darstellung die Aufmerksamkeit und Einstellung der Rezipienten. Zentrale Medienthemen als Teil der öf-

fentlichen Diskussion werden von den Rezipienten bedeutsamer eingeschätzt, als Themen die nur gelegentlich in den Medien präsent sind. Auch wenn Medien einen Einfluss darauf haben, worüber Menschen nachdenken und welche Einstellung sie zu bestimmten Themen und Personen haben, ist die Beeinflussung der subjektiven Wahrnehmungen durch Medien im Sinne der Einstellungsänderung nicht verbindlich nachgewiesen. Zwar gibt es Ansätze aus der Persuasionsforschung, die belegen, dass die Einstellungen von Menschen sehr wohl kommunikativ beeinflusst werden können (vgl. Schenk, 1987, S. 33-102), jedoch reicht dabei allein die Aktivierung emotionaler Wissensstrukturen nicht aus. Wie sich der Zusammenhang von emotionaler Kommunikation und Einstellungsänderung darstellt, soll im nächsten Kapitel zu den symbolischen Kommunikationsdynamiken herausgearbeitet werden.

Offensichtlich ist Mediennutzung eng mit der Befriedigung emotionaler Bedürfnisse verbunden (vgl. auch Mangold, 1998; Mangold, Unz & Winterhoff-Spurk, 2001). Emotionale Skripts erfüllen dabei eine wichtige Funktion, die Auswahl des Medienangebots auf die momentane emotionale Verfassung und die Erwartungen abzustimmen. Aufgrund der Kontextsensitivität und der flexiblen Struktur emotionaler Skripts können sich Menschen in ihrer medialen Erfahrungswelt auch implizit emotionales Medienwissen aneignen. Die emotionale Wirkung von Medienangeboten beruht darauf, dass Medienreize beim Rezipienten emotionale Skripts aktivieren und als Teil dieser Skripts wahrgenommen werden. Medienangebote werden somit in ein größeres koordiniertes Handlungsskript integriert, das typische emotionsauslösende Situationen, typische Reaktionen und Selbstkontrollstrategien miteinander verknüpft. Wiederkehrende Erfahrungen mit spezifischen Medienangeboten unterstützen dabei implizite Lerneffekte, die zu einer stärkeren Verknüpfung von Emotionsauslösern mit emotionalem Skriptwissen führen. Vor allem im Zusammenhang mit der Wahrnehmung und Verarbeitung neuartiger Reize ist davon auszugehen, dass es zu *Priming-Effekten* kommt. *Priming* umfasst die Beeinflussung der kognitiven Verarbeitung aufgrund der Aktivierung kognitiver Schemata und Skripts. Die *Priming-Theorie* der Medienwirkungen von Berkowitz & Rogers (1986) geht davon aus, dass Medienwirkungen auf der gezielten Aktivierung bereits vorhandener kognitiver Schemata und Skripts basiert. Vor allem lebhaft, auffallend und subliminale Wahrnehmungssstimuli sind prädestiniert unterschwelliges *Priming* auszulösen, das wiederum aufgrund unbewusster schemageleiteter Verarbeitung die subjektive Wahrnehmung selektiv beeinflusst.

Mediale Verstehensprozesse sind jedoch nicht nur von Zielen, Bedürfnissen und Mediengattungswissen beeinflusst, sondern auch durch Fähigkeiten. Zentrale Funktionen

kommen hierbei Empathie und Perspektivübernahme zu. Zum Begriff der *Fähigkeiten* ist folgendes zu sagen: Nach Fischer, Shaver & Carnochan (1990) sind emotionale Skripts in eine komplexe Struktur sozialkognitiver Fähigkeiten eingebunden, wobei der Begriff der *Fähigkeiten-Theorie* (skill theory) von Fischer (1980) stammt. *Fähigkeiten* werden dabei als Überbegriff für Wissensstrukturen verwendet, die auf unterschiedlichen Komplexitätsebenen angewendet werden. Die unterste Komplexitätsebene umfasst angeborene Reflexfähigkeiten und darauf aufbauend folgen weitere Ebenen wie sensumotorische Schemata, symbolische Darstellungsfähigkeiten und abstrakte Denkfähigkeiten. Nach Fischer (1980) bildet sich im Lauf der Individualentwicklung eine vernetzte Struktur von Fähigkeiten heraus, wobei emotionale Skripts der Ebene der sensumotorischen Schemata zugeordnet werden und in ihrer Eigenschaft als übergeordnete Wahrnehmungs- und Handlungsschemata zwischen Erwartungen, Empathie, Perspektivübernahme und Selbstkontrollfähigkeiten vermitteln.

Dieser enge Zusammenhang von Erwartungen, emotionalem Wissen und Fähigkeiten spiegelt sich auch in der Konzeption von *Unterhaltung als Rezeptionsphänomen* wider (vgl. Vorderer, 2003). Hier ist Unterhaltung kein Merkmal der Medieninhalte selbst ist, sondern wird vielmehr von einer Reihe subjektiver Faktoren beeinflusst, die zum einen das Wissen über Medien wie Medienimage, Erfahrungen mit Medienangeboten, Mediengattungswissen⁸² etc. ausmachen, zum anderen aber als emotionales Wissen einschließlich emotionaler Einstellungen, Bedürfnisse⁸³, Erwartungen und Fähigkeiten in die Medienrezeption einfließen und die subjektive Wahrnehmung selektiv beeinflussen. Zum einen müssen Rezipienten grundsätzlich in der Lage sein, ihre Aufmerksamkeit auf das jeweilige Medienangebot zu lenken, zum anderen können narrative Strukturen nur verstanden werden, wenn zu der eigenen auch die Perspektive der Protagonisten eingenommen wird.

Medien bedienen sich diverser Darstellungstechniken, um Rezipienten auf bestimmte Inhalte zu orientieren. Die Orientierung auf solche Darstellungen basiert auf der Fähigkeit, eine geteilte Aufmerksamkeit herzustellen. Die Fähigkeit zur Herstellung eines geteilten Aufmerksamkeitsfokus erwerben Menschen bereits im frühen Kindesalter mit ca.

⁸² Zur Funktion solcher Gattungsschemata in Bezug auf den literarischen Rezeptionsprozess vgl. Viehoff (1993).

⁸³ Vor allem der Nutzen-und-Belohnungs-Ansatz (uses and gratification approach) von Blumler & Katz (1974) betont die motivationalen Aspekte von Bedürfnissen und Gratifikationserleben. Der Nutzen-und-Belohnungs-Ansatz geht davon aus, dass sich Menschen gezielt Medienangeboten im Hinblick auf ihre Bedürfniserfüllung zuwenden. Mediennutzung stellt demnach für den Rezipienten eine Gratifikation dar, deren Erfüllungsgrad maßgeblich von der Bedürfnislage abhängig ist. Der Nutzen-und-Belohnungs-Ansatz wurde in der Folgezeit vielfach kritisiert, zumal die Annahme eines bewusst handelnden Rezipienten, wie sich in der Auseinandersetzung mit stimmungsbeeinflussenden Medienwirkungen gezeigt hat, nicht uneingeschränkt gültig ist.

neun Monaten in der Interaktion mit ihren Bezugspersonen (Bruner, 2002; Stern, 1993, S. 179-230). In diesem Alter lernen Kinder dem Blick anderer zu folgen und damit gleichzeitig einen Gegenstand zu fokussieren, der vom anderen anvisiert wird. Diese Form der geteilten Aufmerksamkeit ermöglicht es darüber hinaus, dass über einen nonverbalen Ausdruck wie Zeigen, die Aufmerksamkeit des einen auf ein beabsichtigtes Objekt hin gelenkt wird. Infolge der geteilten Aufmerksamkeit entsteht ein geteiltes Bewusstsein für Wahrnehmungsobjekte und Intentionen.

Bruner (2002) geht davon aus, dass symbolische Darstellungsfähigkeiten auf geteilter Aufmerksamkeit und der Erzeugung eines geteilten Bewusstseins für Wahrnehmungsobjekte und Intentionen beruht. Die konventionalisierte Bedeutung von Symbolen lernen Kinder nachdem sie sich bereits einen geteilten Wissensvorrat angeeignet haben, der in der Interaktion mit anderen entsteht und mit nonverbalen Mitteln ausgehandelt wird. Die Funktion von symbolischen Darstellungen verweist sozusagen auf nonverbale Bedeutungen, die in der Interaktion mit anderen entstehen. Überträgt man diesen Zusammenhang auf symbolische Darstellungsmedien im Allgemeinen, kann man also davon ausgehen, dass das Verständnis der Darstellungs- und Verweisfunktionen von Medien auf der Fähigkeit eines geteilten Aufmerksamkeitsfokus beruht, die in der frühen Kindheit gelernt wird.

Aufbauend auf der Fähigkeit eines geteilten Aufmerksamkeitsfokus erfüllt auch *Empathie* eine wesentliche Voraussetzungsfunktion für das Verstehen narrativer Strukturen. Der Begriff der *Empathie*, wie er von einigen Emotionstheoretikern verwendet wird, umfasst zwei Aspekte, zum einen das Miterleben emotionaler Erregungszustände, zum anderen die kognitive Perspektivübernahme. Perspektivübernahme beinhaltet, dass die Situation aus der Sicht des anderen gesehen werden kann und somit dessen Wahrnehmungen, Gedanken und Absichten nachvollzogen werden können (vgl. Levenson & Ruef, 1992; Brothers, 1989). Ungefähr mit zwei Jahren sind Kinder in der Lage, sich in die Situation anderer Menschen einzufühlen und diese zu trösten. Solche empathischen Reaktionen setzen voraus, dass Kinder sich die Emotionen nicht selbst zuschreiben. Notwendige Voraussetzung für empathische Reaktionen ist also, dass die Erregung, die mit der Emotion des Anderen einhergeht, selbst nachempfunden wird. Diese Erregung motiviert sozusagen dazu, die Situation aus der Perspektive des Anderen wahrzunehmen und ein Verhalten zu zeigen, das sozial unterstützt. Gerade dieser Wechsel zwischen Mitgefühl und Distanz bildet eine wichtige Voraussetzung für die Teilhabe am Erleben von Medienfiguren und zur Orientierung in fiktiven Situationen.

Insbesondere das Verstehen fiktionaler Medienangebote basiert auf der Fähigkeit, die dargestellten Handlungen, Entscheidungen, Seelenqualen, Gefühle, Motive, kurz all das, was eine Geschichte ausmacht, aus der Sicht der Figuren zu sehen. Der Sinn dargestellter Handlungen erschließt sich dem Zuschauer, Zuhörer oder Leser über das Nachvollziehen und Verstehen der Intentionen der fiktionalen Protagonisten. Auf der Basis des engen Zusammenhangs von Ausdruck und sozialen Intentionen, der durch emotionale Skripts vermittelt wird, ist es dem Rezipienten möglich, auch Intentionen fiktionaler Charaktere nachzuvollziehen, die ausschließlich in der Vorstellung präsent sind. Fühlen sich Rezipienten in die Emotionen der Figuren ein, können sie die Geschichte nicht nur aus der Perspektive der Figur erleben, sondern darüber hinaus erschließen sich dem Rezipienten auch die Wünsche, Absichten und Erwartungen der Figur. Kennt man einmal die Gefühle und Absichten der Protagonisten, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass man abschätzen kann, wie sich die Figuren erwartungsgemäß verhalten werden. Insbesondere fiktionale Filme, die ein breites Publikum erreichen wollen, machen sich den impliziten Wissenszusammenhang von Gefühlsausdruck, Perspektivübernahme und Übernahme von Intentionen zu eigen, und halten so den kognitiven Aufwand für das Verstehen möglichst gering. Gerade die breite Wirkung von Hollywood-Filmen beruht darauf, dass beinahe jeder Zuschauer ohne viel Mühe die Handlung erfasst.

Platinga (1999) geht davon aus, dass die emotionale Wirkung audiovisueller Darstellungen auf *Empathieszenen* (scenes of empathy) beruht, in deren Zentrum die emotionalen Gesichtsausdrücke der Protagonisten stehen. Szenen, in denen das Gesicht des Protagonisten in Großaufnahme zu sehen ist oder dieses abwechselnd mit dem dargestellt wird, was der Protagonist gerade sieht, beabsichtigen in erster Linie, beim Zuschauer empathische Reaktionen auszulösen. Der dargestellte Gesichtsausdruck teilt demnach nicht nur etwas über die Emotionen des Protagonisten mit, sondern löst gleichzeitig auf der Rezipientenseite Empathie aus, die wiederum auch die Übernahme der Intentionen der Filmfigur impliziert.

Dem *Empathiemodell* von Zillmann (1991) zufolge, beeinflusst empathische Wahrnehmung auch die emotionalen Einstellungen der Rezipienten gegenüber den Protagonisten. Hat der Zuschauer einmal zu einer fiktiven Figur Sympathien aufgebaut, dann freut er sich mit der Figur über das Erreichen von Zielen, die Erfüllung von Wünschen etc. bzw. ärgert oder sorgt sich, wenn die Verwirklichung der Intentionen durch Hindernisse gefährdet ist. Gleichzeitig empfindet der Zuschauer Schadenfreude, wenn der Feind des Sympa-

thieträgers durch Hindernisse an der Verwirklichung seiner Ziele, die meist auf eine Schädigung des Helden bzw. seiner Intentionen abzielen, gehindert wird.

Solche empathischen Interaktionen stehen in engem Zusammenhang mit der Herausbildung von Beziehungen. Wir wollen abschließend auf das *Konzept der parasozialen Beziehungen* eingehen, das genau auf der Annahme basiert, dass empathisches Miterleben mit Medienakteuren zur Herausbildung von Beziehungen zwischen Rezipienten und realen oder auch fiktiven Medienfiguren führen kann (Gleich, 1997; Vorderer, 1996; Meyen, 2001). Insbesondere aufgrund der regelmäßigen Nutzung serieller Fernsehsendungen wie Talkshows, Nachrichtensendungen etc. kommt es dazu, dass Rezipienten zu Medienpersonen wie Moderatoren oder Nachrichtensprechern *parasoziale Beziehungen* aufbauen, die ein funktionales Äquivalent zu zwischenmenschlichen Beziehungen des Alltags bilden. Vor allem die ritualisierte regelmäßige Form des Kontakts mit solchen Medienpersonen trägt dazu bei, dass diese ähnlich einem realen Freund oder Feind wahrgenommen werden. Es ist davon auszugehen, dass bei der Wahrnehmung von Fernsehmoderatoren oder Serienstars die gleichen Schemata aktiviert bzw. angewendet werden wie bei Freunden und guten Bekannten.

Diese Anwendung emotionalen Skriptwissens auf Medien bzw. deren Darsteller, steht auch in einem Zusammenhang mit der Identifikation mit Medienfiguren und deren Gefühlen. Fiktive Figuren, aber auch Stars und Prominente, werden oft als Projektionsfläche für die Auseinandersetzung mit eigenen Gefühlen, Bedürfnissen und Phantasien benutzt. Der Aufbau und Erhalt solcher *parasozialer Beziehungen* wird gleichzeitig dadurch unterstützt, dass die emotionalen Bedürfnisse, die mit den Medienpersonen in Verbindung gebracht werden, ein Motiv für die regelmäßige Nutzung von Fernsehsendungen darstellen. Zwar ist die Beziehung zwischen Rezipient und Medienperson einseitig vom Rezipienten bestimmt, jedoch kommen einseitige Beziehungen auch im Alltag nicht selten vor. Man denke nur an die heimlichen Beobachtungen von Menschen in der Nachbarschaft, die oft damit einhergehen, dass Nachbarn mehr über die beobachtete Person wissen als diese annimmt. So ist das Verhalten der Nachbarn bevorzugtes Klatsch- und Tratschthema unter Gleichgesinnten und auch geheimes Verliebtsein wird im Teenageralter zum Dauerthema. Aber auch *parasoziale Beziehungen* zu Medienpersonen sind häufiges Gesprächsthema zwischenmenschlicher Kontakte oder motivieren dazu, weitere Informationen aus anderen Medienangeboten zu sammeln, die Sympathien bzw. Antipathien aufrechterhalten. Dabei nutzen Rezipienten nicht nur medienvermitteltes Wissen, sondern bringen auch ihre Interaktionserfahrungen des zwischenmenschlichen Bereichs in die *parasoziale Beziehung* ein.

So werden die Skripts für parasoziale Beziehungen erweitert und modifiziert (vgl. Meyen, 2001). Parasoziale Beziehungen stehen in ihrer sozio-emotionalen Dimension der Intensität und Qualität sozialer Interaktionen in nichts nach. Besonders schüchterne und einsame Menschen kompensieren über *parasoziale Beziehungen* ihren Mangel an sozialen Alltagsinteraktionen. Ganz allgemein stehen demnach Beziehungen zu Medienpersonen im Lichte der Bestätigung und Erweiterung bestehender Interaktionsskripts, die aufgrund der Erfahrung mit realen Personen ausgebildet werden (Vorderer, 1996). Wie das Konzept der parasozialen Interaktion verdeutlicht, muss eingeschränkte Wechselseitigkeit von medial vermittelter Kommunikation gegenüber der Interaktion nicht als Defizit wahrgenommen, sondern kann von den Rezipienten kompensiert werden.

Zusammenfassend lassen sich folgende Punkte über emotionale Medienkompetenzen festhalten:

- Emotionale Skripts erfüllen auch in medienvermittelten Kommunikationskontexten wesentliche Funktionen für den Verstehensprozess. Insbesondere Asynchronität und fehlende direkte Feedbackmechanismen werden aufgrund der gezielten Aktivierung von Genreskripts und Mediengattungswissen kompensiert.
- Genreskripts sind emotionale Skripts, die Regelmäßigkeiten der emotionalen Erfahrung in Medienkontexten repräsentieren. Sie stellen übergeordnete narrative Muster dar, die sich aus verschiedenen Mikroskripts ergeben. Mikroskripts basieren auf prototypischen Basisemotionen und integrieren die Erfahrungen aus zwischenmenschlichen Interaktionen und dem Umgang mit Medien zu einer einheitlichen Wissensstruktur.
- Genreskripts erfüllen eine wesentliche Funktion für den Nachvollzug von sozialen Intentionen fiktionaler Charaktere. Fühlen sich Rezipienten in die Emotionen der Figuren ein, dann können sie die Geschichte nicht nur aus der Perspektive der Figur erleben, sondern darüber hinaus erschließen sich dem Rezipienten auch die Wünsche, Absichten und Erwartungen der Figur.

14. Kommunikation als symbolische Sinnkonstruktion

Abschließend wollen wir uns den Schnittstellen auf der höchsten Komplexitätsebene unseres Modells der emotionalen Kommunikation widmen. Im Zentrum steht dabei die Leitfrage: Inwiefern lässt sich das Hinterfragen und Aushandeln von Emotionen mit den symbolischen Kommunikationsansätzen vereinbaren?

Auf der Basis sozialkonstruktivistischer Emotionstheorien haben wir das Erfolgskriterium emotionaler Kommunikation als das Reflektieren und Aushandeln von Emotionen und emotionsbezogenen Normen beschrieben. Die Grundregeln für das Aushandeln von Emotionen als soziale Phänomene sind in Bezug auf Emotionen der eigenen Person, der Person anderer oder fiktiver Gestalten gleich. Nach sozialkonstruktivistischer Überzeugung werden Emotionsregeln weitestgehend verinnerlicht, so dass Menschen Emotionen als soziale Rollen übernehmen und deren Normen und Regeln befolgen, ohne notwendigerweise ihr Verhalten reflektieren bzw. bewusst kontrollieren zu müssen. Norm- und Regelerfüllung basieren demnach auf der wechselseitigen soziomoralischen Bewertung eigenen und fremden Verhaltens, wobei aber die Erfahrung zeigt, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmungen nicht unbedingt identisch sein müssen. Treten gravierende Diskrepanzen auf und erweisen sich diese als hinderlich für die Aufrechterhaltung des spontanen Konsens, dann wird dieser hinterfragt und anhand der normativen Erwartungen an Emotionen als soziale Rollen neu verhandelt. Dabei sind nicht primär die subjektiven Intentionen und Wahrnehmungen ausschlaggebend, sondern es wird sich am Übereinstimmungsgrad der Intentionen mit den normativen Erwartungen der Emotionen orientiert. Passen die Intentionen nicht zu der sozialen Rolle, dann müssen sie den normativen Erwartungen angepasst werden, nicht umgekehrt. Insofern unterliegt Emotionskontrolle auch immer der sozialen Kontrolle, denn grundsätzlich werden soziale Rollen von der Gemeinschaft vorgegeben. Die Identifizierung mit bzw. Abgrenzung von einer sozialen Rolle bedarf jedoch einer reflektierenden Betrachtung eigener Intentionen und normativer Erwartungen. Erst auf der Basis der Reflexion ist es den Kommunikationsteilnehmern möglich, den Konsens zu hin-

terfragen und ihn mit anderen erneut kommunikativ auszuhandeln. Dabei basiert der Reflexionsprozess auf symbolischem Denken und symbolischen Darstellungsfähigkeiten.

Vor allem die Mehrdeutigkeit von Symbolen ermöglicht es, Alternativen zu denken und Bedeutungen zu hinterfragen. Indem Symbole immer als Teil eines übergeordneten Zeichen- und Regelwerks fungieren, verweisen sie nicht nur auf ihre eigentliche, sondern implizieren auch ihre gegenteilige Bedeutung sowie ihre Unterscheidungsmerkmale von anderen Symbolen (vgl. z.B. deSaussure, 1916; Morris, 1973; Eco, 1987). Aus Sicht der Sprach- und Zeichentheorien ist man sich weitgehend einig, dass eine wesentliche Funktion sprachlicher Kommunikation im symbolischen Aushandeln von Regeln und Normen des zwischenmenschlichen Miteinanders besteht. Dabei wird symbolische Kommunikation vor allem mit zwei wesentlichen Symboleigenschaften in Verbindung gebracht – zum einen mit der Mehrdeutigkeit und zum anderen mit der Stellvertreterfunktion von Symbolen. Beide Wesenseigenschaften ermöglichen, Bewusstseinsinhalte unter verschiedenen Aspekten zu bewerten und ihnen daraufhin auch andere Bedeutungen zuzuschreiben.

Der Prozess der Bedeutungszuweisung ist regelgeleitet. Auf der Basis symbolischer Denk- und Darstellungsfähigkeiten können Wahrnehmungen auch in andere Repräsentationsformen wie Sprache, ikonografische Zeichen, Bilder, konkrete Gegenstände etc. übertragen werden, die dann eigenständig gespeichert werden. Die Zuschreibung symbolischer Bedeutungen ist sozusagen stets ein regelgeleiteter Interpretationsakt, der aber insofern sozial kontrolliert wird, als der symbolische Gebrauch sowie die Bedeutungszuweisung durch soziale Konventionen und diskursive Praktiken geregelt werden (Pearce & Cronen, 1980; Delia et al., 1982; Jacobs, 1994; Mead, 1934; Austin, 1989; Searle, 1969; Derrida, 1972; Lakoff, 1976; Chomsky, 1975; Goffman, 1971; Sanders, 1997).

Wie sich in der Schnittstellendiskussion im vorherigen Kapitel gezeigt hat, ist die Herausbildung von Bedeutungen kein Privileg der symbolischen Kommunikation. Vielmehr entstehen Bedeutungen und soziale Konventionen auf der Basis wiederkehrender kommunikativer Bestätigung von Verhaltensregularien, die als implizites Wissen gespeichert sind (Mead, 1934; Berger & Luckmann, 1966; Rusch, 1999; Meggle, 1993; Bruner, 1993). Denn die Symbol- und Zeichenfunktion von Sprache basiert auf einer übergeordneten Darstellungsfähigkeit, die zwischen sprachlichen und nonverbalen Wissensstrukturen vermittelt (vgl. Engelkamp, 1987; Fischer, 1980; Damasio, 1997, S. 152-155). Symbole beziehen sich auf die prototypischen Handlungsverläufe emotionaler Skripts, d. h. die symbolische Bedeutung erschließt sich auf der Basis aktivierten emotionalen Skriptwissens. Nach der Theorie der flexiblen Konzepte von Mangold-Allwin (1993) ist davon auszuge-

hen, dass Skripts kontextsensibel sind, d. h. bei der Skriptaktivierung werden diejenigen Aspekte des Skripts stärker gewichtet, die einen Bezug zum Situationskontext aufweisen. Es wird sozusagen vom Wissen über emotionsauslösende Situationen, emotionale Reaktionen und Selbstkontrollstrategien, das in emotionalen Skripts gespeichert ist, nur der Teil generiert, der einen Bezug zur aktuellen Situation aufweist. Die Bedeutungen emotionaler Skripts sind demnach flexibel.⁸⁴

Der Einfluss des Kontextes auf die symbolische Bedeutung wird auch aus kommunikations- und zeichentheoretischer Sicht untermauert. Demnach sind sprachliche Bedeutungen nicht ein für alle Mal in Zeichen und Symbolen festgeschrieben, sondern resultieren aus ihrem Verwendungskontext (vgl. Wittgenstein, 1953; Bateson, 1994; Jacobs, 1994, Miller, Cody & McLaughlin, 1994). Jedoch beeinflusst nicht nur der situative Kontext die symbolische Bedeutung. Auch sind diese aufgrund ihrer Einordnung in übergeordnete Sinnzusammenhänge und symbolische Diskurse flexibel, denn ein Symbol verweist immer auf ein anderes (vgl. Eco, 1987; de Saussure, 1916; Lakoff & Johnson, 1980). Diese Selbstreferentialität ermöglicht aber auch, nahezu beliebige Sinnzusammenhänge herzustellen, aufgrund derer Bedeutungen hinterfragt bzw. neu interpretiert werden können (Eco, 1987; Derrida, 1972).

Berücksichtigt man den Zusammenhang von Kontexteinflüssen, Erfahrungswissen und sozialen Konventionen, dann wird deutlich, dass die Bedeutungszuweisung für ein und dasselbe Symbol in Abhängigkeit vom Erfahrungsschatz individuell variiert. „Denn Regeln der Bedeutungszuweisung leiten sich aus den Regelmäßigkeiten persönlicher Erfahrungen ab. Dabei unterscheiden sich Regeln in Bezug auf ihren Abstraktheitsgrad, denn unabhängig von sinnlich konkreten Wahrnehmungen und Kontexten repräsentieren diese mehr oder weniger abstrakte Verknüpfungen von Bedeutung und Wissen. Die Abstraktheit von Regeln steht in einem engen Zusammenhang mit der hierarchischen Organisation des Erfahrungswissens. Nach Rosch (1978) gibt es eine Basisebene des Wissens, die relativ allgemeine und dennoch konkrete Konzepte umfasst, deren Bedeutungen in Form sinnlich konkreter Vorstellungen repräsentiert sind. Eine untergeordnete Ebene wird durch spezielle Konzepte gebildet, die jeweils einem Basiskonzept zugeordnet sind. Als dritte Ebene fun-

⁸⁴ Die kontextabhängige Generierung von Wissen und dessen Einfluss auf die weitere Wahrnehmung ist auch im Zusammenhang mit der Wirkungsweise von Filmmusik nachgewiesen (Vitouch, 2001). Der sogenannte Kuleshov-Effekt, der nach dem sowjetischen Filmregisseur Kuleshov (1899-1970) benannt wurde, bezieht sich darauf, dass dieselbe Einstellung, je nachdem in welche Kontextstruktur sie eingebettet ist, vollkommen unterschiedliche Eindrücke beim Zuschauer hinterlässt, die auch den weiteren Verstehensprozess beeinflussen. Dieser Zusammenhang wurde erstmals bei der Arbeit an Montagefilmen festgestellt und lässt sich als allgemeines Prinzip auf die generelle Kontextabhängigkeit audiovisueller Wahrnehmung übertragen.

gieren abstrakte Konzepte, die keine sinnlich konkrete Entsprechung haben, sondern über Ähnlichkeiten miteinander assoziiert sind.

Die konstruktivistische Theorie von Delia et al. (1982) stellt einen Zusammenhang von kognitiver Komplexität und kommunikativer Kompetenz her, der sich mit den Annahmen über die hierarchische Struktur des Erfahrungswissens vereinbaren lässt. Die individuellen Unterschiede in der kognitiven Komplexität der Kommunikationsteilnehmer basieren demnach auf mehr oder weniger komplexen persönlichen Konstrukten⁸⁵, die als symbolische Interpretationsschemata angewendet werden, um die soziale Umwelt einzuschätzen und zu bewerten. Einfache Interpretationsschemata repräsentieren die symbolischen Beziehungen zwischen bipolaren Eigenschaften wie Freund-Feind, Gut-Böse, Mann-Frau etc. Im Laufe der Entwicklung differenziert sich beispielsweise das einfache Junge-Mädchen Schema aus in Freund-Freundin bis hin zu Ehemann-Ehefrau etc. Dabei differenzieren sich simple symbolische Strukturen im Laufe der Individualentwicklung immer mehr in Bezug auf ihren inhaltlichen Reichtum, ihre Abstraktheit und symbolische Ordnung aus (vgl. auch Piaget, 1967; Fischer, Shaver & Carnochan, 1990).

Mit Lamborn, Fischer & Pipp (1994) lässt sich diese Annahme insofern konkretisieren, als im Verlauf der sozialkognitiven Entwicklung abstrakte soziomoralischer Konzepte wie Ehrlichkeit und Freundlichkeit herausgebildet werden, mittels derer komplexes soziales Verhalten bewertet wird. Dabei geht aber die Situationsspezifität in Bezug auf solche abstrakten Konzepte nicht verloren, denn sie orientieren sich an konkreten Wahrnehmungsqualitäten, offensichtlichem Verhalten und weisen egozentrische Tendenzen auf. Der interpersonale Kontext wird in der sozialkognitiven Entwicklung in komplexe Konzepte integriert. Erwachsene verfügen nicht nur über komplexe abstrakte Schemata, sondern können diese auch in Abhängigkeit von spezifischen Kontexten aufgrund der Anwendung von Regeln der Bedeutungszuweisung zueinander in Beziehung setzen, so dass verschiedene Absichten, wechselnde Perspektiven, widersprüchliche Motive und Bedürfnisse in komplexere und zugleich abstraktere Konzepte wie konstruktive Kritik, Notlüge, Missgunst und Unfreundlichkeit integriert werden.⁸⁶ Nach Delia et al. (1982) stellen solche Schemata ein adaptives Interpretationswerkzeug dar, mithilfe dessen die soziale Wahrnehmung in einen kohärenten Zusammenhang mit spezifischen Kontexten gebracht wird. Dabei bildet die kognitive Komplexität die Basis, auf der erfolgreiche Kommunikationsstrategien zum

⁸⁵ Der Begriff *persönliches Konstrukt* geht auf H.H. Kelly (1950) und G.A. Kelly (1955) zurück.

⁸⁶ Die Untersuchung von Lamborn, Fischer & Pipp (1994) hat zum Ergebnis, dass Neun- bis Zwölfjährige über abstrakte Konzepte von Ehrlichkeit und Freundlichkeit verfügen, an denen sich ihre Einschätzung sozialen Verhaltens orientiert, 13- bis 15-Jährige sind darüber hinaus in der Lage, einfache abstrakte Beziehungen zwischen den beiden soziomoralischen Konzepten herzustellen und 16- bis 20-Jährige können komplexe abstrakte Beziehungen bilden.

Erreichen kommunikativer Ziele entwickelt werden können. Kommunikationsstrategien fungieren dabei als Organisationsschemata, die den Komplexitätsgehalt der Interpretationsschemata an die jeweilige konkrete Kommunikationssituation anpassen.

Auch die *Theorie des koordinierten Bedeutungsmanagements* (coordinated management of meaning theory) von Cronen, Pearce & Harris (1982) geht davon aus, dass die Kommunikationsteilnehmer auf der Basis symbolischer Kommunikation Strategien entwickeln, die auf die Generierung konsensueller Bedeutungen abzielen. Dabei übernimmt die hierarchische Organisation von Bedeutungen eine zentrale Funktion für die soziale Wahrnehmung. Die Regeln unterscheiden sich zum einen in senderseitig orientierte Regeln über die Verknüpfung von Verhalten und sprachlichem Ausdruck (*regulative rules*) und zum anderen in empfängerseitig orientierte Regeln für die Interpretation des Ausdrucksverhaltens (*constitutive rules*). Darüber hinaus gibt es noch sogenannte Metaregeln (*authoritative rules*), die sich auf die Eigendynamiken von Kommunikation beziehen. Da in größeren Gruppen und Organisationen die Verhaltens- und Ausdrucksregeln keinem konkreten Sender oder Empfänger zugeordnet werden können, orientieren sich die sozialen Wahrnehmungen und Bedeutungszuweisungen an der Bewertung der Verwendungszusammenhänge von regulativen und konstitutiven Regeln. Solche Metaregeln basieren auf unterschiedlichen Legitimationen sozialen Verhaltens. Diese Legitimationen können ihre Ursache in der Natur der Dinge selbst, in autoritären Anweisungen, Traditionen, Gewohnheiten oder verbindlichen Aushandlungen haben.

Nach Cronen, Pearce & Harris (1982) können die pragmatischen Aspekte von Regeln auf der Basis kommunikativer Beziehungen ausgehandelt und konventionalisiert werden. In Abhängigkeit von der Rollenzuschreibung, werden die Interaktionsregeln von den Kommunikationsteilnehmern unterschiedlich ausgelegt. Im Ergebnis sind aber nur solche Kommunikationsbeziehungen stabil, in denen die Interaktionsregeln von allen Kommunikationsteilnehmern geteilt werden. Dabei orientiert sich die koordinierte Bedeutungszuweisung an normativen Kategorien, die sich in ihrem Abstraktheitsgrad von niedrig bis hoch wie folgt lesen lassen: persönliche Wissensbestände, Sprechakte⁸⁷, Vereinbarungen, kommunikative Episoden, Autobiografien und Selbstbilder sowie kulturelle Archetypen.

⁸⁷ Die Regelhaftigkeit von Sprechakten verweist darauf, dass zwischenmenschliche Kommunikation intentional und zugleich sozial kontrolliert ist. Die Bedeutung sprachlicher Kommunikation ergibt sich aus ihrer symbolischen Struktur, d. h. Sätze und Worte als Teil eines gesamten Regelwerks verweisen immer auf andere Symbolstrukturen und deren Bedeutungen (vgl. auch Iser, 1976). In seiner Sprechakttheorie widmet sich Searle (1996) insbesondere der Analyse der Regelhaftigkeit sprachlicher Kommunikation. Er unterscheidet folgende illokutionäre Akte: Versprechen, Frage, Behauptung über die Zukunft – Prognose, Aufforderung, Ausdruck von Wünschen und Ausdruck über hypothetische Absichten. Welche Bedeutung einer konkreten illokutionären Aussage zukommt, erschließt sich dem Kommunikationsteilnehmer nicht nur aufgrund der intentionalen Aspekte, sondern auch durch diskursive Regeln.

Die Einflechtung normativer Kategorien in den Interpretationsprozess erhöht die Verbindlichkeit sozialer Wahrnehmung, denn Bedeutungszuweisungen werden hier aufgrund sozialer Konventionen geteilt. Dieser Zuwachs an Verbindlichkeit erhöht wiederum die Wahrscheinlichkeit, dass im Konfliktfall Lösungen ausgehandelt werden, die die Kooperation und den Konsens aufrechterhalten.

14.1 Das Kriterium der Reflexivität

Wie wir gezeigt haben, stellt Symbolhaftigkeit allein kein Kommunikationskriterium dar, um symbolische von intentionaler Kommunikation abgrenzen bzw. die Eigendynamiken symbolischer Kommunikation beschreiben zu können. Symbole drücken konventionalisierte Bedeutungen aus, denn sie beziehen sich auf die typischen Zusammenhänge von Situationen, Gefühlen, Intentionen, Gedanken, Verhaltensweisen und Objekten. Mehrdeutigkeit und Selbstreferentialität von Symbolen eröffnen dabei einen Interpretationsspielraum. Reflexivität und symbolisches Denken stehen dabei in einem engen Zusammenhang mit der Verbindlichkeit von Kommunikation. Denn Reflexivität stellt eine Form expliziten Wissens dar, das sprachliche Konzepte, diskursive Regeln und Konventionen umfasst und diese in einen sinnvollen Bezug zu spezifischen sozialen Kontexten stellt. Reflexivität weist also neben einer sozialen auch eine kulturelle Dimension auf, die in engem Zusammenhang mit der bedeutungsgenerierenden Funktion diskursiver Regeln steht. Wir werden uns zunächst der sozialen Dimension der Reflexivität zuwenden, bevor die kulturellen Aspekte herausgearbeitet werden.

Es ist anzunehmen, dass das kommunikative Aushandeln eines verbindlichen Konsenses einen eigenverantwortlichen Umgang mit Emotionen erfordert, der im Allgemeinen durch den Zusammenhang von reflektierenden Selbstregulationsfähigkeiten und vermittelnder Perspektivübernahme ermöglicht wird. Nach Gottman lernen Kinder vor allem beim koordinierten Spiel mit gleichaltrigen Freunden, wie sie mit ihren eigenen Gefühlen im sozialen Kontext umzugehen haben (Gottman & Parker, 1986; vgl. auch Salisch, 2000, S. 85-125). Dabei stehen Kinder vor der Aufgabe, ihre eigenen Interessen im Spiel in einer Art und Weise durchzusetzen, die weder die Kommunikation noch die Freundschaft gefährdet (Gottman & Parker 1986, S. 154-191). Koordiniertes Spiel basiert demnach auf der Fähigkeit, sich eindeutig auszudrücken, Konfliktmanagement auf verschiedenen Ebenen zu betreiben, öfter zustimmend als ablehnend zu reagieren und kontinuierlich zwischen der eigenen Perspektive und der Perspektive der anderen zu vermitteln. Die kooperative Bezie-

hung orientiert sich dabei nicht primär an der Verwirklichung eigener Intentionen, sondern das eigene Verhalten muss in Abstimmung mit einer gemeinsamen Strategie auf die geteilten Interaktionsziele ausgerichtet werden.⁸⁸ Diese Form der Kooperation vollzieht sich zwar, soweit keine Konflikte auftreten, relativ spontan und unreflektiert auf der Basis intentionalen Kommunikationsverhaltens, jedoch sind die Grenzen zu symbolischer Kommunikation fließend.

Wenn Konflikte auftreten, müssen auf der Basis symbolischer Darstellungsfähigkeiten und von Reflexionsvermögen die Bedeutungen kommunikativer Intentionen neu ausgehandelt werden. Dabei kommt es vor allem darauf an, die eigenen Emotionen in einer Form zu kontrollieren, die von den anderen Kommunikationsteilnehmern nachvollzogen werden kann. Emotionale Kontrolle (Maccoby, 1980; Salisch, 2000; Schore, 1994; Gottman, Katz & Hooven, 1997), im Sinne der Hemmung des eigenen Verhaltens, dem Zulassen wechselseitiger Beeinflussung und der Regulierung von Gefühlen wie Ärger, Freude, Erregung, die durch den Interaktionsverlauf hervorgerufen werden, bildet dabei eine Voraussetzung, um das eigene Verhalten und Denken zu organisieren und strategisch auf ein gemeinsames Interaktionsziel auszurichten. Auch wenn emotionale Kontrolle auf Selbstregulationsfähigkeiten basiert, die zum Teil angeboren sind (Salisch 2000, S. 44-65), so bildet die bewusste und reflektierende Einflussnahme auf die eigenen Emotionen den darauf aufbauenden Teil der emotionalen Kontrollfähigkeiten.

Die bewusste Einflussnahme auf die eigenen Emotionen steht, wie gesagt, in einem engen Zusammenhang mit symbolischen Darstellungsfähigkeiten. Eine der wesentlichen Symbolfunktionen übernimmt die sprachliche Kommunikation über Gefühle. Sprachliche Kommunikation ermöglicht nicht nur anderen etwas über die eigenen Emotionen mitzuteilen, sondern vor allem sich auch über die Gründe und die Angemessenheit sowie die Konsequenzen der erlebten und wahrgenommenen Emotionen im Klaren zu sein und diese wenn nötig neu zu bewerten. Die sprachliche Benennung des eigenen Gefühlserlebens macht es für andere nachvollziehbar. Während das Verstehen nonverbalen Emotionsaus-

⁸⁸ Vor allem Fantasienspiele mit anderen zeigen eindrucksvoll, dass Kinder dabei für die Zeit des Spiels äußerst intensive Beziehungen zu anderen führen, vor deren Hintergrund gemeinsame Verhaltensstrategien entwickelt werden, die auf ein Ziel ausgerichtet sind, das für beide nur in der Vorstellung existiert. Das Fantasienspiel erfordert es, dass sich die Kinder hochgradig in das Geschehen involvieren, ohne sich selbst dabei in irgendeiner Form bewusst zu sein. Fantasienspiele haben anscheinend ein großes Flow-Potential, denn hochgradige Involviertheit und Ausblendung des Selbst aus der Aktivität sind Merkmale des Flow-Konzepts von Csikszentmihalyi (1996). Als höchste Form des koordinierten Spiels basiert das Fantasienspiel auf der wechselseitigen Beeinflussung von Emotionen und wird von dem Ziel getragen, gemeinsame Strategien zu entwickeln, die Kooperation auch über Meinungsverschiedenheiten hinweg ermöglichen (Gottman, 1986, S. 155-156). Wechselseitige emotionale Beeinflussung ist aber nicht nur von grundlegender Bedeutung für zielgerichtete koordinierte soziale Verhaltensweisen wie Fantasienspiele, auch konnte nachgewiesen werden, dass die Stabilität ehelicher Beziehungen vom Grad der emotionalen Beeinflussung beider Ehepartner bestimmt wird (vgl. Gottman, 1994).

drucks vornehmlich durch sinnlich konkrete Kontexten unterstützt wird, sind die Referenzen des sprachlich ausgedrückten Gefühls auch unabhängig vom konkreten Kontext verstehbar.

Der Abstraktionsgrad menschlicher Sprache ermöglicht, über den unmittelbaren sinnlich konkreten Kontext hinaus zu kommunizieren und vergangene Erfahrungen, zukunftsweisende Prognosen und Konsequenzen des Verhaltens sowie Einschätzungen und Bewertungen der Emotionsauslöser zum Gegenstand zwischenmenschlicher Kommunikation zu machen. Die Funktion der Sprache reicht demzufolge über die bloße kommunikative Bedeutungszuweisung hinaus, denn sie vermittelt gleichzeitig normative Aspekte der Emotionen. Der metaphorische Aspekt von Sprache verweist sozusagen auf die kulturellen Deutungsmuster für Emotionen. Selbstregulation bildet dabei die Voraussetzung, um Normen und Regeln des Sozialverhaltens einhalten zu können. Selbstregulation von Emotionen als soziale Rollen weist demnach immer einen normativen Aspekt auf.⁸⁹

Das *Konzept der unterstützenden Kommunikation* (supportive communication) von Burleson & MacGeorge (2002) beschreibt eine komplexe Form prosozialen Verhaltens, das intentionales und symbolisches Kommunikationsverhalten integriert. Das Konzept der emotionalen Unterstützung basiert auf der Annahme, dass der Ausdruck kommunikativer Intentionen u. U. darauf abzielt, das Wohlbefinden des Kommunikationsteilnehmers positiv zu beeinflussen. Personenzentrierte Wahrnehmung bildet den Kern unterstützender Kommunikation, der die Legitimation bzw. Anerkennung der Gefühle des anderen Kommunikationsteilnehmers impliziert. Durch Aufforderung zur Verbalisierung der subjektiven Gefühle wird dem zu unterstützenden Kommunikationsteilnehmer aktiv geholfen, die Gründe und Bewertungen seiner Emotionen zu erforschen. Offenbar erleichtert es eine dialogische Situation, eine distanzierte Perspektive zu eigenen Emotionen einzunehmen und so eine Neubewertung aufgrund der Einbettung der Emotionen in abstraktere Zusammenhänge zu vollziehen. Die dialogische Situation zeichnet sich dadurch aus, dass der unterstützende Kommunizierende in die Gefühlsgeschichte des Anderen involviert ist und parallel dazu eine aktive Zuhörerrolle übernimmt, die grundsätzlich Akzeptanz ausdrückt und unter Be-

⁸⁹ Der Koordinationsgrad zwischenmenschlicher Kommunikation wird zwar durch den Einsatz solcher symbolisch vermittelter Selbstregulationsfähigkeiten unterstützt, jedoch ist Kooperation kein Merkmal symbolischer Kommunikation selbst. Vielmehr ist davon auszugehen, dass intentionale Kommunikation mit der Fähigkeit, auf die Intentionen anderer einzugehen und diese durch das eigene Verhalten zu unterstützen, verbunden ist. Nach Meinung mehrerer Autoren unterstützt emotionale Kommunikation im familiären Umfeld die Herausbildung symbolischer Selbstregulationsfähigkeiten und prosozialen Verhaltens (vgl. Gottman, Katz & Hooven, 1997; Salisch, 2000; Denham et al., 1994).

rücksichtigung der Emotionen des Anderen weitgehend wertneutral urteilt (Burlison & MacGeorge, 2002, S. 34-36).⁹⁰

Insbesondere im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen erfüllt emotionale Unterstützung eine Schlüsselfunktion in der kritischen Selbstbetrachtung (Burlison & MacGeorge, 2002, S. 20). Redebeiträge, denen eine eindeutig unterstützende Absicht zugrunde liegt, werden, unabhängig vom Wert der inhaltlichen Aussage oder tatkräftigen Unterstützung, als hilfreich wahrgenommen. Demnach stehen Einstellungsänderungen und die Beeinflussung der Selbstwahrnehmung in einem engen Zusammenhang mit dialogischen Situationen, die den Prozess der Selbstreflexion positiv beeinflussen. Selbstreflexion stellt eine Voraussetzung für tief greifende Veränderungen dar. Offenbar besteht die Aufgabe des aktiven Zuhörers darin, den Standpunkt des Anderen einzunehmen, um dabei die Aussagen zu reflektieren und in größere Sinnzusammenhänge zu stellen. Einstellungsänderungen können demnach nur aufgrund der Neubewertung von Perspektiven, Selbstbildern und Ziel- und Wertvorstellungen erreicht werden. Im Rahmen unterstützender Kommunikation animiert der aktive Zuhörer zur Veräußerung des inneren Monologs und übernimmt gleichzeitig die Rolle des wohlmeinenden wertneutral, urteilenden Kritikers.

Nachdem wir die sozialen Aspekte des Reflexivitätskriteriums im Zusammenhang mit der Aufrechterhaltung kooperativer Beziehungen ausgeführt haben, wollen wir uns der kulturellen Dimension der Reflexivität zuwenden. Dabei ist davon auszugehen, dass die bedeutungsgenerierende Funktion sozialer Konventionen und diskursiver Regeln die kognitiven Bewertungen von Menschen beeinflussen. Vor allem die allgemeine Sprach- und Kommunikationstheorie thematisiert den Zusammenhang von Reflexivität und selektiver Wahrnehmung (Mead, 1934; Cupchik, 1994; Merten, 1994; Berger, 1995; Oberauer, 1997; Habermas, 1997; Schmidt, 2003). Nach Mead (1934) ist nur dann von der symbolischen Bedeutung einer Handlung auszugehen, wenn sie zugleich reflexiv ist, d. h. das Symbol muss hinsichtlich seiner Bedeutung für die eigene Person bewertet werden. Treten Probleme auf oder sind Entscheidungen zu treffen, dann müssen die subjektiven Wahrnehmungen und Wissensbestände reflektiert und anhand übergeordneter sozialer Sinnkategorien wie Prinzipien, soziale Rollen, Moralvorstellungen etc. neu bewertet werden.

Durch Reflexivität – den Rückbezug der Erfahrung des Einzelnen auf sich selbst – wird der ganze gesellschaftliche Prozeß in die Erfahrung der betroffenen Individuen hereingebracht. Durch diese Mittel, die es dem Einzelnen erlauben, die Haltung des anderen gegenüber sich selbst einzunehmen, kann der einzelne sich bewusst an diesen Prozeß anpassen und Resul-

⁹⁰ Nach Delia et al. (1982) besteht ein Zusammenhang zwischen der Fähigkeit zur unterstützenden Kommunikation und einem hohen Maß an kognitiver Komplexität.

tate dieses Prozesses in jeder gesellschaftlichen Handlung im Rahmen seiner Anpassung an sie modifizieren. Reflexivität ist also für die Entwicklung des Geistes die entscheidende Voraussetzung innerhalb des gesellschaftlichen Prozesses. (Mead, 1991, S. 175)

Indem Symbole bestimmte Aspekte einer Situation, eines Objekts oder einer Emotion betonen, werden solche Aspekte symptomatisch für das größere Ganze wie Handlungen, Selbstbilder, soziale Rollen, die eigene Autobiografie oder die gesellschaftliche Wirklichkeit (vgl. auch Berger & Luckmann, 1966). Aufgrund der reflektierenden Orientierung an solchen übergeordneten Sinnkategorien können Gedanken, Emotionen, Handlungen neu organisiert und bewertet werden. Reflexion besteht demnach in einer objektivierenden Rekonstruktion eines subjektiven Wahrnehmungsbereiches. Nach Schmidt (2003) bilden Reflexivierungen Unterbrechungen, die wiederum durch ihre bewusste Einbettung in Geschichten und Diskurse zu kontinuierlichen und kohärenten Strukturen zusammengesetzt werden können. Reflexive Bewertungen werden sozusagen aufgrund sozialer Maßstäbe sinnvoll, die von allen Kommunikationsteilnehmern als verbindlich angesehen werden. Solche sozialen Maßstäbe werden im Laufe der Individualentwicklung in Form von sozialen Rollen, Normen und Werten in das eigene Selbstbild integriert.⁹¹ Die Reflexion sozialer Intentionen basiert demnach auf den gebündelten sozialen Erwartungen, die an die eigene Person bzw. Rolle gestellt werden.

In Bezug auf Entscheidungs- und Konfliktsituationen basiert das Hinterfragen und neu Aushandeln eines Konsens auf Reflexivität. Nach Schmidt (1994) bildet Anflussfähigkeit den Sinn von Kommunikation. An dieser Stelle muss man einräumen, dass Zweifel an einem bestehenden Konsens nicht immer reibungslos im Aushandeln neuer Verbindlichkeiten münden, sondern gerade im Bereich privater Beziehungen nicht selten im vorübergehenden Abbruch der Kommunikation enden. Dass solche Kommunikationsabbrüche als Affront empfunden werden und nicht selten Wut, Ärger und Enttäuschung nach sich ziehen,⁹² lässt sich aus Sicht der kommunikativen Erwartungen wie folgt erklären:

Ist der spontane Konsens einmal in Zweifel gezogen, dann muss er einer zweiten Wahrheitsprüfung unterzogen werden. Da sich aber das wahre Wissen auf dem subjektive Wahrnehmungen basieren, als nicht zutreffend erwiesen hat, muss sich der Kommunikationsprozess nun an den normativen Aspekten von Selbstbildern, Stereotypen, sozialen Rol-

⁹¹ Der Begriff der Identität von Mead (1934), der sich auf die verinnerlichte Fremdwahrnehmung der eigenen Person bezieht und in einem engen Zusammenhang mit Rollenübernahme und Selbstkontrolle steht, korrespondiert auch mit dem Rollenbegriff von Parsons (1951), der soziale Rollen als gebündelte soziale Erwartungen beschreibt, die im Laufe der Sozialisation verinnerlicht werden.

⁹² Vgl. Untersuchung zu den Ursachen ehelicher Konflikte, bei denen das sogenannte Mauern als äußerst verletzend empfunden wird (Gottman, 1994).

len, Wert- und Moralvorstellungen orientieren. Da soziale Wahrheit nicht kategorisch festgeschrieben ist, ist Kommunikationsabbruch gleichbedeutend mit der Verweigerung einer verbindlichen Wahrheitssuche. Insofern ist Kommunikationsabbruch immer auch ein Ausdruck von Machtanspruch, denn hier wird Wahrheit allein auf der Basis subjektiver Wahrnehmungen zu begründen. Die Berechtigung des Wahrheitsanspruchs kann aber, und das besagen diskursive Regeln, nur kommunikativ ausgehandelt werden. Indem ein verbindlicher Konsens entsteht, kann dieser als sozial ausgehandeltes Wahrheitskriterium fungieren.⁹³

Der Verbindlichkeitsgrad von Kommunikation wird durch diskursive Regeln erhöht, deren Wirksamkeit nicht so sehr aus der strikten Befolgung resultieren.⁹⁴ Der Effekt diskursiver Regeln ist vielmehr darin zu sehen, dass sie im Konfliktfall die normativen Anforderungen an Kommunikation als explizites Regelwissen verfügbar machen. Die Einhaltung diskursiver Regeln wird sozusagen erst dann relevant, wenn Zweifel und Konflikte auftreten, die das Aushandeln eines verbindlichen Konsenses erfordern. Nach Grice (1975) schlagen sich die Regeln sprachlicher Kommunikation in Konversationsprinzipien nieder:⁹⁵

- Das Quantitätsprinzip besagt, dass der Informationsgehalt der Mitteilungen dem Gesprächskontext angemessen sein muss.
- Das Qualitätsprinzip besagt, dass die Mitteilungen wahrheitsgemäß und im Zweifelsfall belegbar sein müssen.
- Das Relationsprinzip besagt, dass Themenwechsel nur dann stattfinden sollten, wenn sie begründet sind.
- Das Modusprinzip besagt, dass Mitteilungen genau und eindeutig sein sollten und Unklarheiten, Ambiguitäten, Weitschweifigkeit und ungeordnete Assoziationen zu vermeiden sind.

Neben diesen allgemeinen diskursiven Regeln sprachlicher Kommunikation gibt es auch Konversationsregeln, die die Art und Weise des symbolischen Ausdrucks emotionaler Ein-

⁹³ Das Aushandeln eines verbindlichen Konsenses basiert sozusagen auf dem Kooperationswillen, denn persuasive Kommunikation bedarf der grundsätzlichen Änderungsbereitschaft von Meinungen, Einstellungen, Prinzipien und Emotionen (McLeod, Becker & Byrnes, 1974; Holly, 1987).

⁹⁴ Holtgrave (1998) sieht beispielsweise die Verletzung solcher Konversationsregeln als Folge indirekter Kommunikation.

⁹⁵ Diese Handlungsmaximen für sprachliche Kommunikation sind aber nicht nur auf den Bereich der zwischenmenschlichen Kommunikation beschränkt, sondern finden sich auch in den wissenschaftsethischen Grundsätzen von Schmidt (1980; 1991, S. 20-26) wieder, die er als Fachsprachenpostulat, Prüfbarkeitspostulat, Relevanzpostulat und Vermittelbarkeitspostulat ausformuliert.

stellungen und Haltungen beschreiben. Nach Lakoff (1976) gibt es drei diskursive Regeln, die die grundlegenden Bezüge der Höflichkeit regeln:

- Dränge dich nicht auf,
- biete Alternativen an,
- gib dem Kommunikationsteilnehmer ein gutes Gefühl und sei freundlich.

Die regulative Funktion solcher diskursiver Gefühlsregeln bezieht sich dabei nicht in erster Linie auf die Kontrolle der eigenen Emotionen, sondern darauf, die sozialen Erwartungen der anderen, die als soziale Rollen gebündelt und verinnerlicht werden, mit den eigenen Emotionen in Einklang zubringen, so dass die emotionalen Reaktionen im Hinblick auf die soziale Wahrnehmung authentisch sind.

Nach der *Face-Management-Theorie* (Lim & Bowers, 1991), kommt dabei den symbolischen Anteilen des Emotionsausdrucks, die als *facework* (Gesichtsspiel) bezeichnet werden, eine zentrale Bedeutung zu.⁹⁶ *Facework* bezeichnet die Gesamtheit jener Aktivitäten und Strategien, die sich unterstützend bzw. hemmend auf den Ausdruck des Selbstbildes und die Anerkennung bzw. Erfüllung sozialer Rollen beziehen. Der kommunikative Ausdruck von Selbstkonzepten, als eine persönliche Theorie über sich selbst, teilt dem Kommunikationsteilnehmer etwas über soziale Intentionen, Verantwortlichkeiten, Ansprüche, Bewertungen etc. mit (als Überblick vgl. Cupach & Metts, 1994). Die *Face-Management-Theorie* geht davon aus, dass über diesen Ausdruck drei wesentliche Aspekte des Selbst dargestellt werden, die durch soziale Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, Zuneigung und Kontrolle motiviert sind: 1) der freundschaftliche Ausdruck (*fellowship face*) basiert auf dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Gefühlen der Solidarität, 2) der kompetente Ausdruck (*competent face*) basiert auf dem Bedürfnis nach Zuneigung, Anerkennung und Lob, 3) der autonome Ausdruck (*autonomy face*) basiert auf Kontrollbedürfnis und Selbstbestimmtheit. Unter dem Vorzeichen kooperativer Kommunikation wird die nonverbale Kommunikation durch den respektvollen Umgang mit Erwartungen, Selbstdarstellungen, Intentionen der Kommunikationsteilnehmer unterstützt, um negative Auswirkungen zu vermeiden oder aktiv zu verhindern (*face-saving*) bzw. die dargestellten Intentionen durch das Kommunikationsverhalten zu fördern und zu unterstützen (*face-giving*). In Konkur-

⁹⁶ Der Terminus *facework* geht auf Goffman (1971) zurück und meint Konversationsregeln (rituelle Restriktionen), die die sozialkulturelle Erwartung zum Ausdruck bringen, dass die sprachlichen und nonverbalen Ausdrücke, die die eigenen Meinungen und Ansichten über andere mitteilen, keine widersprüchlichen Intentionen ausdrücken sollten (Goffman, 1971, S. 145).

renzsituationen hingegen motiviert der Ausdruck des Anderen konträres Verhalten (*face-threatening*).⁹⁷

Die soziale Bewertung der eigenen und der Intentionen anderer bestimmt den Kommunikationsstil sowie die Kommunikationsstrategie und wird von mehreren Einflussfaktoren wie der Kontextwahrnehmung, der Beziehungskonstellation, dem Selbstkonzept und der Fremdwahrnehmung beeinflusst. So sind folgende *faceworks* zu unterscheiden:

- Selbstbezogene Ausdrücke und Strategien richten sich auf den Schutz eigener Selbstbilder, Identität und Autonomie vor Angriffen und unberechtigter Kritik (*defensive facework*).
- Fremdbezogene Ausdrücke unterstützen die Selbstbilder, Identitäten und Autonomiebestrebungen der Kommunikationsteilnehmer (*protective facework*).
- Regulative Ausdrücke beziehen sich auf die Absicht, dass die Bedürfnisse und Ansprüche, auch wenn sie nicht unbedingt geteilt, so doch respektiert werden. (*preventative facework*).
- Regulationsstrategien wie Anerkennung, Angebote, Akzeptanz und Entschuldigung werden angewandt, um Kooperationsmöglichkeiten im Konfliktfall zu eröffnen (*corrective facework*).⁹⁸

Im Rahmen der *Face Negotiation Theorie* (Ting-Toomey, 1988) wurde das Konzept des *faceworks* auf kulturelle Kontexte angewandt. Demnach resultieren interkulturelle Ost-West-Konflikte aus zum Teil konträren kulturell bedingten Kommunikationsstilen und -strategien. Interkulturellen Vergleichsstudien zeigen, dass kulturelle Faktoren einen Einfluss auf die angewandten Kommunikationsstrategien haben. Im Vergleich unterscheidet sich das Kommunikationsverhalten von Amerikanern und Japanern dahingehend, dass der westliche Kommunikationsstil selbstbezogen, direkt und problemorientiert und der Einfluss des Kontextes eher gering ist, wohingegen östliche Kommunikationsstile eher kontextsensibel und indirekt sind und sich an den Zielen und Bedürfnissen anderer orientieren (vgl. Ting-Toomey 1988b).⁹⁹

⁹⁷ Bezogen auf den mimischen Emotionsausdruck konnte nachgewiesen werden, dass die Kommunikationsteilnehmer in Konkurrenzsituationen unbewusst kontraempathische Emotionen ausdrücken (Lanzetta & Englis, 1989).

⁹⁸ Insbesondere das *corrective facework* lässt sich mit den diskursiven Höflichkeitsregeln von Lakoff (1976) sowie der Typisierung der Sprechakte von Searle (1996) vereinbaren.

⁹⁹ Nach Holtgrave (1998) stehen *facework* und Freundlichkeit (Brown & Levinson, 1987) in Zusammenhang mit indirekter Kommunikation.

Die Annahmen der interpersonalen Theorien der symbolischen Kommunikations-ebene lassen sich insofern auch durch emotionstheoretische Annahmen unterstützen, als eine Diskrepanz zwischen Emotionen und Ausdrucksverhalten auf Ausdrucksregeln (display rules) basieren, die von Ekman (1972) untersucht wurden. Demnach wird der angeborene Emotionsausdruck durch willkürliche Ausdrucksbewegungen überformt, um ihn mit sozialen Erwartungen und kulturellen Normen in Übereinstimmung zu bringen. Solche Ausdrucksregeln weisen demnach immer auch kulturelle Aspekte auf.¹⁰⁰ Nach Frijda & Mesquita (2000) resultieren kulturelle Unterschiede des Emotionsausdrucks aus kulturabhängigen emotionalen Verhaltensmustern, kognitiven Bewertungen der emotionsauslösenden Situation und der Emotionsdarstellung sowie der Situationswahrnehmung.

Auch aus Sicht der allgemeinen Kommunikationstheorien wird der Einfluss von Kultur auf Kommunikation als symbolischer Sinnstiftungsprozess hervorgehoben (Schmidt, 1994; Schmidt, 2003; Merten, 1994). Nach Schmidt stellt ein Kulturprogramm eine dynamische Ordnung dar, die die affektiven Besetzungen und moralischen Bewertungen regeln (Schmidt, 2003, S. 38-45). Der Kommunikationsprozess wird durch die Anwendung kultureller und diskursiver Kategorien in Bezug auf die normative Bewertung des Ausdrucks und die Interpretation selektiv beeinflusst, reflexiv strukturiert und überformt. Nach Merten (1994) steht das Reflexivitätskriterium der Kommunikation in einem engen Zusammenhang mit der selektionsverstärkenden Wirkung von Erwartungen und Vorstellungen, denn beide strukturieren bereits im Vorfeld die Kommunikation.

Vor allem die rhetorischen und persuasiven Kommunikationsansätze setzen sich intensiv mit der Frage auseinander, nach welchen Regeln ein verbindlicher Konsens ausgehandelt wird. Ein Dreh- und Angelpunkt des Argumentierens und Überzeugens ist in der moralischen Legitimation von Emotionen als soziale Rollen zu sehen. Denn eine Einigung auf inhaltlicher Ebene ist erst möglich, wenn geklärt ist, wer, wann, wie und wo seine Emotionen ausleben darf bzw. welche Verantwortung anderen bei der Realisierung von Emotionen zukommt. Um in diesen Fragen Einigkeit zu erzielen, ist es nicht nur wichtig, einen Standpunkt zu den eigenen und fremden Emotionen zu entwickeln, sondern diesen auch argumentativ vertreten zu können.

Es gibt eine Vielzahl von Persuasionskonzepten, die vor der Schwierigkeit stehen, die Komplexität der Einflussfaktoren auf die Urteilsbildung und deren Begründung zu erfassen (vgl. Heath & Bryant, 2000, S. 171-214). Offenbar resultiert die Urteilsbildung aus dem komplexen Zusammenspiel von idiosynkratischen Merkmalen des Kommunikations-

¹⁰⁰ Vgl. die Beiträge zum Einfluss von Kultur und Sozialisation auf einen geschlechtsspezifischen Umgang mit Emotionen in Fischer (Ed.)(2000).

verhaltens, kognitiven Verarbeitungsstilen, Beziehungen, Inhalten, Intentionen, sozialen Rollen etc. Miller (1987) geht davon aus, dass rationale Begründungen und Emotionen nicht voneinander zu trennen sind. Der enge Zusammenhang beider findet auch im Einstellungskonzept der sozialpsychologischen Theorien seine Berücksichtigung¹⁰¹ und wird darüber hinaus auch von den sozialkonstruktivistischen Emotionstheoretikern postuliert (vgl. Averill, 1991; Lutz, 1988; Rosaldo, 1984, S. 143). Nach Lutz (1988, S. 5-7) sind Emotionen eine Diskursform, die die Bezeichnung, Beurteilung und Überzeugung steuern, die zwischenmenschliche Beziehungen beeinflussen.

Aus Sicht der allgemeinen Kommunikationstheorien stellt Argumentieren eine Reflexionsform des Handelns dar, die Teil eines rationalen Diskurses ist. Die Funktion der kommunikativen Argumentation besteht darin, die Überzeugungen bzw. Handlungsabsichten anderer aufgrund der Beeinflussung der Prämissen zu verändern. Oberauer (1997) geht davon aus, dass die Beeinflussung von Prämissen auf der Bewusstmachung impliziten Wissens beruht. Das symbolische Aushandeln eines kommunikativen Konsenses bezieht sich dabei nicht auf die den Intentionen zugrunde liegenden Kausalannahmen, sondern vielmehr auf die Regeln, nach denen die Intentionen erzeugt und realisiert wurden. Auf der Suche nach einem verbindlichen Konsens werden die Rechtmäßigkeit subjektiver Intentionen ausgehandelt. Dabei werden diskursive Aufstellungsregeln explizit gemacht. Es werden demnach im Konfliktfall nicht subjektive Wahrnehmungen ausgehandelt, sondern deren Wahrheitsansprüche. Über die sprachliche und symbolische Verknüpfung sozialer Intentionen mit Urteilen, moralischen Normvorstellungen, können Verantwortlichkeiten verbindlich ausgehandelt werden. Nach Habermas (1997) integriert der Diskurs die Rationalitätsstrukturen des Wissens, des Handelns und der Sprache, indem er solche propositionalen, teleologischen und kommunikativen Strukturen vernetzt. Aufgrund dieses Prinzips und dessen reflexiver Anwendung werden Meinungen, Überzeugungen und Einstellungen gebildet, die insofern wahr sind, als sie einem Rationalitätskriterium genügen, d.h. in einem bestimmten Kontext begründet und akzeptiert werden. Der Erfolg symbolischer Kommunikation lässt sich an der Entstehung eines verbindlichen Konsenses festmachen, der durch das argumentative Aushandeln von Verantwortlichkeiten hervorgebracht wird. Folgende Punkte lassen sich zusammenfassen:

- Die wesentliche Funktion symbolischer Kommunikation besteht im Aushandeln von Regeln und Normen des zwischenmenschlichen Miteinanders. Die Symbol-

¹⁰¹ Auf das Konzept der Einstellungen soll im nächsten Abschnitt im Zusammenhang mit medial vermittelter Kommunikation eingegangen werden.

funktion von Sprache basiert auf einer übergeordneten Darstellungsfähigkeit, die zwischen sprachlichen und nonverbalen Wissensstrukturen vermittelt.

- Das Abgrenzungskriterium der symbolischen Kommunikation ist Reflexivität, die in einem engen Zusammenhang mit symbolischen Darstellungsfähigkeiten steht. Die soziale Dimension von Reflexivität beeinflusst Einstellungen und Verhaltensänderungen. Die kulturelle Dimension reguliert Kommunikation in Konfliktsituationen.
- Einstellungsänderung und die Beeinflussung der Selbstwahrnehmung sind eng mit dialogischen Kommunikationsstrukturen verknüpft, denn diese stoßen den Reflexionsprozess an und unterstützen so die Neubewertung von Perspektiven, Selbstbildern und Ziel- und Moralvorstellungen anhand übergeordneter Sinnkategorien.

14.2 Selbstbilder in der emotionalen Medienkommunikation

Abschließend wollen wir uns der normativen Beeinflussung der Rezipienten in der emotionalen Medienkommunikation widmen. Denn ein wesentlicher Aspekt von Medienkommunikation ist die Darstellung und Verbreitung von Werten und Normen. Damit vermitteln Medienangebote immer auch ein selbstbezügliches Wissen über die Angemessenheit von Emotionen und Verhaltensweisen. Beispielsweise liefern Arzt-Serien, Serien mit Nonnen und Pfarrern Vorbilder für einen warmherzigen und liebenswürdigen Umgang mit anderen, der als Orientierungsschablone für eigene soziale Interaktionen genutzt werden kann. Auch stehen Medien im Zusammenhang mit der Vermittlung von normativen Werten für soziales Verhalten. Dabei kommunizieren Medien die Wertschätzung und Anerkennung selbstlosen Verhaltens, indem uneigennützig handelnde Personen medial vermittelt soziale Anerkennung gezollt wird.

Offensichtlich bedarf sozial verträgliches Handeln, das nicht nur an den eigenen Interessen und denen nahestehender Menschen orientiert ist, mehr als Empathie, Perspektivübernahme und ein geteiltes emotionales Wissen. Symbolische Darstellungsfähigkeiten und abstraktes Denkvermögen erfüllen eine wesentliche Funktion bei der Umsetzung emotionaler Einstellungen in konkrete Handlungen bzw. bei der Entscheidungsfindung, die in Übereinstimmung mit den eigenen Prinzipien und den sozialen Werten und Normen auch längerfristig gewünschte Effekte zeigen. Im Folgenden wollen wir uns der Frage zuwen-

den, inwiefern symbolisch vermittelte Medienkommunikation das Wissen über Emotionen verändern kann. Dabei steht die Beeinflussung von Emotionen in einem engen Zusammenhang mit der Vermittlung eines normativen Wissens über die soziale Bewertung von Emotionen.

Aufgrund der Tatsache, dass Medien eine reichhaltige Quelle normativen Wissens über die Angemessenheit von Emotionen und emotionalen Verhaltensweisen darstellen, muss man davon ausgehen, dass Menschen durch symbolische Medienkommunikation vor allem in ihrem Denken über Emotionen beeinflusst werden. Inwiefern die normative Beeinflussung der Denkinhalte aber auch zu einer Veränderung des Verhaltens beiträgt, wird vor allem im Rahmen der Persuasionsforschung diskutiert. Die theoretische Erklärung solcher Zusammenhänge basiert auf dem Konzept der Einstellung, das generell die wertende Haltung einer Person gegenüber einem Objekt oder einer Situation meint, die im Besonderen auf der Verknüpfung von Einstellungsobjekten und affektiven Bewertungen basiert (Eagley & Chaiken, 1993; Batra et al., 1996).¹⁰²

Vor allem für die Werbeindustrie ist die Beeinflussung von emotionalen Einstellungen im Rahmen persuasiver Kommunikation von fundamentaler Bedeutung, denn mittels Werbebotschaften sollen die Überzeugungen der Kunden zum Zwecke der Beeinflussung ihres Kaufverhaltens instrumentalisiert werden. Inwieweit sich der Erfolg von Werbung auf eine monokausale Beziehung zwischen Werbekampagne und gesteigerten Umsatzzahlen zurückführen lässt, ist äußerst umstritten (vgl. Mangold, 1998). Zum einen stellt Werbung nur eine von vier Marketingstrategien (Produktgestaltung, Preis, Vertrieb) dar und zum anderen wirkt Werbung nicht unmittelbar. Je größer die Zeitspanne zwischen Werbekampagne und gesteigerten Verkaufszahlen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass auch andere Faktoren als nur eine Einstellungsänderung zum Kauf geführt haben. Im Bereich der Werbeforschung gilt aber dennoch die Einstellung gegenüber der beworbenen Marke als Prädiktor für das Kaufverhalten der Konsumenten (Kroeber-Riel & Weinberg, 1999). Der Fokus ist demnach auf die Identifikation solcher Merkmale gerichtet, die die Einstellung gegenüber der Marke determinieren. Dabei ist die Marke nach Meffert (1998, S. 785) ein ausschließlich in der Vorstellung präsent Produkt. Um das Kaufverhalten der

¹⁰² Diese Auffassung lässt sich insofern mit dem Konzept der emotionalen Einstellung von Frijda (vgl. Frijda & Mesquita, 2000; Frijda, 1994a) vereinbaren, als emotionale Einstellungen latente Objektrepräsentationen mit einem intentionalen Bezug auf die eigene Person darstellen. Emotionale Einstellungen sind in emotionalen Schemata repräsentiert, die als generalisierte Erwartungen die potentiellen Reaktionen von Personen in emotionsauslösenden Situationen betreffen. Im Unterschied zu Emotionen muss die Aktivierung emotionaler Einstellungen nicht unbedingt mit akuter physiologischer Erregung einhergehen. Wird jedoch der Objektbezug durch konkrete Umweltreize hergestellt bzw. erreicht die Wahrnehmungsintensität einen Schwellenwert, der emotionale Reaktionen auslöst, dann können emotionale Einstellungen in Emotionen umschlagen.

Rezipienten zu beeinflussen, versucht Werbung sich u. a. den motivationalen Aspekt von Emotionen zunutze zu machen. Werbung nutzt dabei die Mechanismen der emotionalen Konditionierung, um Emotionen mit Marken zu verknüpfen und so positive emotionale Bewertungen auf die Marke zu übertragen.

Die Erforschung der Zusammenhänge von Einstellungen und Verhaltensänderung steht im allgemeinen Interesse der medienpsychologischen Wirkungsforschung. Vor allem im Rahmen persuasiver Kommunikationsforschung kommt dem *Elaboration-Likelihood-Modell* von Petty & Cacioppo (1986) ein zentraler Stellenwert für die Erklärung der Zusammenhänge von Botschaft und Einstellung zu. Dem Modell zufolge basiert Einstellungsänderung auf zwei kognitiven Verarbeitungsformen: Der zentrale Verarbeitungsmodus geht mit hoher kognitiver Involviertheit einher, die in einem engen Zusammenhang mit dem Selbstbezug zur Botschaft steht. D. h. werden Probleme, Themen, Meinungen offeriert, die im Interesse des Rezipienten liegen, dann steigt dessen Motivation sich intensiv mit den Pro- und Kontra-Argumenten auseinanderzusetzen. Auf der Basis eigener Erfahrungen und eigenen Wissens werden relevante Informationen hinsichtlich ihrer Aussage- und Überzeugungskraft hinterfragt und unter Einbeziehung der Gegenargumente kritisch überprüft. Die Einstellungen, die aufgrund des zentralen Verarbeitungsmodus gebildet werden, sind leicht zugänglich, überdauernd und relativ stabil. Zumindest bedarf die Veränderung solcher fundierter Einstellungen erneuter gründlicher Überlegungen. Zudem spiegeln sich die Bewertungen und Überzeugungen auch im Verhalten wider.

Der periphere Verarbeitungsmodus hingegen setzt ein geringes Maß an kognitiver Involviertheit voraus. Ist der Rezipient wenig motiviert oder fehlen ihm die kognitiven Möglichkeiten einer angemessenen Verarbeitung der Argumente, dann orientiert sich die Bewertung eher an den peripheren Hinweisreizen der Botschaft. Anhand der mit der Botschaft verbundenen Emotionen, der Attraktivität der Inhalte und der Darstellungen, der offerierten Expertenmeinung, der Anzahl der Argumente und der Einschätzung der Glaubwürdigkeit zugunsten der Informationsquelle werden jene Einstellungen unhinterfragt übernommen, die ein gewisses Maß an Attraktivität und Kompetenz versprechen.¹⁰³ Diese Art von unreflektierter Einstellungsübernahme ist dem Bewusstsein schwer zugänglich, leicht zu beeinflussen und steht in keinem aussagekräftigen Zusammenhang mit der Verhaltensbeeinflussung. Die Aussagen des *Elaboration-Likelihood-Modells* verweisen darauf, dass generell nicht von einem monokausalen Zusammenhang von Einstellungsände-

¹⁰³ Menschen mit einem ausgeprägten Konsistenzmotiv vermeiden nach Schmitt (2004, S. 158) Informationen, die ihren Einstellungen und Überzeugungen widersprechen bzw. bevorzugen solche, die konform mit ihrem Weltbild sind. Auch konnte nachgewiesen werden, dass Informationen aufgrund des Konsistenzmotivs den eigenen Einstellungen und Überzeugungen entsprechend interpretiert werden.

rung und Verhaltensbeeinflussung auszugehen ist. Insbesondere in Bezug auf Werbebotschaften kann man annehmen, dass ein hohes Maß an kognitiver Involviertheit und eine kritische Überprüfung der Werbebotschaften im Normalfall eher die Ausnahme darstellen. Die Regel der Werbungsnutzung ist eher in der unreflektierten, leicht zu beeinflussenden Einstellungsübernahme ohne längerfristige Verhaltenseffekte zu sehen.

Der Zusammenhang von Einstellungen und Verhaltensbeeinflussung wird aber nicht nur durch den kognitiven Verarbeitungsstil vermittelt. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Einstellungen von einer Reihe weiterer vermittelnder Faktoren beeinflusst werden, die die Wirkung von Medienbotschaften unterstützen bzw. erschweren können. Demnach spielt die reflektierende Bewertung des Medienangebots sowie die Vereinbarkeit der Medieninhalte mit bereits vorhandenen Einstellungen und Wissensstrukturen in Bezug auf mögliche Einstellungsänderungen eine wichtige Rolle. Folgt man dem *Elaboration-Likelihood-Modell*, dann erfordert eine Einstellungsänderung, wie bereits gesagt, ein hohes Maß an Motivation und psychischer Energie. Im Zusammenhang mit dem Konzept der unterstützenden Kommunikation und der Face-Management-Theorie haben wir herausgearbeitet, dass längerfristige Einstellungsänderungen auch eine Veränderung des Selbstbildes implizieren und von einer dialogischen Situation positiv beeinflusst werden. Auf den ersten Blick scheint genau der dialogische Aspekt der Einstellungsänderung in Bezug auf die klassischen Medien Fernsehen, Radio, Kino, Printmedien etc. nicht gegeben. Jedoch gibt es interessante Untersuchungen zu Praktiken der Mediennutzung insbesondere fiktionaler Medienangeboten, die auf eine aktive Rolle des Rezipienten verweisen. Denn zwischenmenschliche Kommunikation ist häufig integraler Bestandteil der Mediennutzung. Medienkommunikation erfüllt dabei persönliche und soziokulturelle Bedürfnisse (vgl. Pette & Charlton, 1997; Winter, 1995; Mikos, 1995). Geselligkeit, zwischenmenschliche Nähe, das Teilen von Gedanken, Emotionen und Einstellungen über konkrete Themen, Situationen, Objekte und Personen werden als sinnstiftende Rezeptionsmomente erlebt.

Die Inszenierung eines gemeinsamen Erlebens im Rahmen von Videoabenden unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen steht im Zusammenhang mit der Koordination individueller und sozialer Bedürfnisse (Pette & Charlton, 1997; Mikos, 1995) Dabei geht es um den Erwerb verschiedener Kompetenzen im Umgang mit Emotionen. Videoabende sind mit einem medienspezifischen Rezeptionskript vergleichbar, denn sie sind durch gleichförmige und ritualisierte Handlungen, szenische Arrangements, soziale Rollen und kollektive emotionale Bewältigungsstrategien gekennzeichnet. Das Rezeptionskript lässt sich wie folgt beschreiben: Im Vordergrund der gemeinschaftlichen Rezeption ausgewähl-

ter Videos stehen dabei die situative Erzeugung von Emotionen sowie der kollektive Emotionsausdruck und dessen Bearbeitung. Die soziokulturelle Dimension der Emotionsbewältigung durchzieht sämtliche Phasen der gemeinsamen und planvollen Mediennutzung. Zunächst wird ein situativer Kontext inszeniert, der dem gemeinschaftlichen Rezeptionserlebnis angemessen ist. Zur gemeinschaftlichen Inszenierung gehört das Aushandeln der Aufgabenverteilung in Bezug auf die kulinarische Versorgung, die Sitzanordnungen, das Aufbringen lebensbezogener Gesprächsthemen, die Verteilung sozialer Rollen wie Gastgeber, Filmexperte und Neuling etc. Auch die Auswahl der Filme, die sich an den assoziierten und erwarteten emotionalen Reaktionen orientiert, unterliegt nicht nur den individuellen emotionalen Bedürfnissen und Fähigkeiten, sondern ebenso dem Aspekt der Sicherung des Gruppenzusammenhalts. Dabei gilt der Sozialverband mit seinen vorher vereinbarten Arrangements dem Einzelnen als Garant für die Kompensation möglicher individueller emotionaler Probleme, die durch die Filmrezeption hervorgerufen werden können (vgl. auch Mikos, 1995, S. 181).

Pette & Charlton (1997) beobachteten, dass die geäußerten emotionalen Befürchtungen eines Mädchens in Bezug auf einen vorgeschlagenen Horrorfilm von den anderen unter Verweis auf die unterstützende Funktion der Gruppe erfolgreich ausgeräumt werden konnten. Dabei wird das Rezeptionserleben von einem gemeinschaftlichen Aushandeln von Gefühlen sowie der Vergewisserung des Gruppenzusammenhalts begleitet. Beides erscheint vor allem unter dem Aspekt des engen Zusammenhangs von sozialer Kontrolle und individueller Emotionsbewältigung sinnvoll. Das Reden über filmische Emotionen wie Angst, Ekel und Schrecken, steht unter dem Licht der generellen bewussten Emotionsbewältigung, denn es werden im Zuge der Mediennutzung gemeinschaftlich geteilte Strategien im Umgang mit Emotionen eingeübt, die auf den Erfahrungen des zwischenmenschlichen Bereichs aufbauen. Zu diesen Strategien gehören Essen und Trinken zur Ablenkung bzw. zum Spannungsabbau, Unterbrechung der Filme und gemeinsames Klären von emotionalen und Verständnisproblemen, Bewertungen der Inhalte, Darstellungsformen und schauspielerischen Leistungen, Kompensation von Langeweile durch interessante Gesprächsthemen etc.

Das Erleben geteilter Emotionen, Bewertungen und Einstellungen¹⁰⁴ während der Rezeption wirkt sich nicht nur unterstützend auf den persönlichen Umgang mit Emotionen aus, sondern stiftet zudem ein Gemeinschaftsgefühl, das sich positiv auf die Integrationsfähigkeiten des einzelnen in eine Gruppe auswirkt. Zudem geht es insbesondere Jugendl-

¹⁰⁴ Zur tiefergehenden Erklärung des Terminus geteilte Emotionen vgl. die Ausführungen zum Erfolgskriterium des kognitiven Bewertungsansatzes in Kapitel .

chen im Zusammenhang mit (gemeinschaftlicher) Mediennutzung aber auch um Suche nach der moralischen Legitimation von Emotionen. Dabei wird das normative Wissen der Medien genutzt, um einen eigenen Standpunkt in Bezug auf die moralische Bewertung eigener und fremder Emotionen zu entwickeln, der im Konfliktfall auch argumentativ vertreten werden muss. Moralische Emotionsdiskurse ziehen sich durch viele Mediengattungen – vom Spielfilm, über Talkshows bis hin zu Songtexten. Ein wichtiges Motiv ist auch der Ausdruck von Protest gegen die bestehende moralische Ordnung, der vor allem im Rahmen von Jugend- und Protestbewegungen auf medienwirksame Weise inszeniert, symbolisch kodiert und als identitätsstiftender Lebensinhalt rezipiert wird (vgl. Fahlenbrach, 2002).

Das gemeinsame Erzeugen und anschließende Erleben des komplexen Zusammenspiels von ritualisierten Handlungen, situativen Arrangements, sozialen Rollen, normativen Bewertungen und gemeinsam entwickelten Bewältigungsstrategien schlägt sich in einer positiven Grundstimmung nieder, vor deren Hintergrund das Erleben solcher audiovisuellen Emotionen positiv bewertet werden kann. Offenbar werden durch die interaktiven Dynamiken kollektive Emotionen hervorgerufen, die in Bezug auf die Kontrolle und Bewältigung von Emotionen unterstützend wirken.

Die unterstützende Funktion solcher kollektiven Emotionen lässt sich mit dem *Konzept der Meta-Emotionen* von Gottman, Katz & Hooven (1997) fundieren. *Meta-Emotionen* sind »Gefühle über Gefühle«, die zusammen mit den primären Emotionen aktiviert werden und die den Emotionsausdruck und das Emotionserleben beeinflussen. Dabei bewerten *Meta-Emotionen* die emotionalen Ausdrucks- und Verhaltensimpulse der primären Emotionen in Bezug auf ihre soziale Angemessenheit. Der wiederholte Ausdruck positiver Meta-Emotionen durch Eltern steht im Zusammenhang mit dem Einüben der bewussten Emotionswahrnehmung, der Ausdifferenzierung sprachlichen Emotionswissens sowie der Problemlösung auf Seiten der Kinder (vgl. Gottman, Katz & Hooven, 1997, S. 84). Eine Voraussetzung für das Erleben positiver Meta-Emotionen stellt die Emotionskontrolle dar, denn Emotionen, die in einer nicht sozial akzeptierten Art und Weise ausgedrückt werden, können auch keine positive Bewertung erfahren. Auch wenn die Autoren das Konzept der Meta-Emotionen in einem familiären Kontext entwickelt haben, so lassen Videoabende als kollektive Mediennutzungsform interessante Anknüpfungspunkte zwischen der unterstützenden Funktion sozialer Gruppen in Bezug auf die Emotionsbewältigung und dem Konzept der Meta-Emotionen erkennen, die aber bisher noch nicht untersucht wurden.

Die Aneignung emotionaler Kompetenzen im Umgang mit Medien wird zudem von der Ausdifferenzierung von Vorlieben für bestimmte Mediengattungen begleitet, die geschlechtsspezifische Tendenzen der Zuneigung aufweisen. Offenbar gibt es in Bezug auf Medienvorlieben und angewandte Strategien der Mediennutzung geschlechtsspezifische Unterschiede, die jedoch zum Teil kontrovers diskutiert werden. Nach Garbe (2002) steht für Mädchen die gefühlsbetonte, identifikatorische Rezeption im Vordergrund (vgl. Garbe 2002). Bei Jungen hingegen ist die emotionale Komponente oft nicht so offensichtlich. Sie sind selten passionierte Romanleser und Seriengucker, sondern eher Sachbuch- und Actionfans (Garbe, 2002; Graf, 2002). Auch wenn Jungen fiktionale Medienangebote nutzen, rezipieren sie diese oft unter sachlichen Gesichtspunkten (Schön, 1998).¹⁰⁵ Es gibt aber auch Forschungsergebnisse, die dieses Bild vom emotional distanzierten männlichen Mediennutzer relativieren. So kann z.B. die Vorliebe für spannungsreiche Krimi-, Horror-, Thriller- und Action- Genres als ein spielerisches Austesten emotionaler Selbstkontrollfähigkeiten aufgefasst werden (vgl. Pette & Charlton, 1997; Vorderer, 1997; Mikos, 1995; Charlton & Borcsa, 1997; Schwab, 2004). Nach Cantor (1994) entwickelt sich in der späten Kindheit und Pubertät ein zunehmendes Bewusstsein für den Unterschied zwischen realistischen und unrealistischen Gefahren. Ältere Kinder und Jugendliche reagieren nun wesentlich stärker auf realistische Darstellungen von Gefahren oder abstrakte Bedrohungen – wie Kriege, atomare Katastrophen u. ä. – als auf fantastische Darstellungen. »Sachliche« Genres können also unter Umständen stärkere emotionale Wirkungen entfalten als fiktionale Medienangebote.

Wenngleich die emotionalen Aspekte im Mediennutzungsverhalten von männlichen Jugendlichen weniger offensichtlich und weniger gut erforscht sind als die gefühlsbetonten Rezeptionsgewohnheiten von Mädchen und jungen Frauen, könnte man somit die These vertreten, dass beide Geschlechter Medien nutzen, um emotionale Fähigkeiten einzuüben, die zu ihrer sozialen Rolle gehören. Mädchen entsprechen mit ihren Rezeptionsgewohnheiten dem Bild von der emotional sensiblen und einfühlsamen Frau, während sich Jungen in »männlichen« Fähigkeiten wie Selbstbeherrschung, realistischer Einschätzung von Gefahren usw. üben. In jedem Fall bildet die Medienrezeption eine Möglichkeit, solche Fähig-

¹⁰⁵ Solche Genres können aber durchaus auch unter identifikatorischen Gesichtspunkten rezipiert werden. Derdeyn & Turley (1994) beschreiben ein anekdotisches, aber u.E. sehr aufschlussreiches, Fallbeispiel identifikatorischer Rezeption von Horrorfilmen. Im Rahmen der therapeutischen Arbeit mit einem 13-Jährigen stellte sich heraus, dass sich dieser in starkem Maße mit verschiedenen Figuren des Horrorfilms »Nightmare On Elm Street« identifizierte – sowohl mit der Horrorgestalt Freddy Krueger als auch mit dessen Opfern. Die Tagträume, in denen der Junge sich selbst und andere Familienmitglieder in die Rollen der Filmhandlung hinein fantasierte, zeugten von einer komplexen Auseinandersetzung mit familiären Problemen und konnten von den Therapeuten als Kommunikationsebene mit dem ansonsten sehr verschlossenen Jugendlichen genutzt werden.

keiten zu lernen und auszutesten. Fernab der Gefahren realer Auslösesituationen können sogar negative Gefühle wie Angst, Aggression und Trauer als »Spannung«, »Action« oder »Herzschmerz« genüsslich auskostet werden (vgl. Pette & Charlton, 1997; Vorderer, 1997; Mikos, 1995).

Medien bieten damit einen Freiraum, der es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, kulturspezifische Emotionsregeln einzuüben und ein Selbstvertrauen im Umgang mit emotionalen Situationen aufzubauen, das in der Realität noch nicht bestehen könnte.¹⁰⁶ Gerade im Kindes- und Jugendalter dient Mediennutzung dem spielerischen Lernen und Austesten emotionaler Fähigkeiten (vgl. Bartsch, Hübner & Viehoff, 2003; Schwab, 2004). Anders als im Alltagsleben können sich Menschen in der Rezeptionssituation unmittelbar auf ihre Gefühle konzentrieren. Beim Erleben von Emotionen im Alltag hingegen überschlagen sich oft die Ereignisse. Aufmerksamkeit und kognitive Fähigkeiten werden durch den akuten Handlungsbedarf in Anspruch genommen. Während der Medienrezeption können Menschen den Verlauf selbst bestimmen und sich im Zweifelsfall jederzeit abwenden, wenn sie befürchten, die Kontrolle über ihre Gefühle zu verlieren. Die Rezeptionssituation ermöglicht demnach einen Grad an Selbstbestimmtheit im Umgang mit Gefühlen, der im Alltag selten möglich ist.

Offenbar bieten fiktionale Medienangebote aber nicht nur für Kinder und Jugendliche ein reichhaltiges Übungsfeld zur Erprobung eigener Fähigkeiten im Umgang mit Emotionen. Das Erleben von Selbstbestimmtheit erfordert auch von Erwachsenen emotionale Fähigkeiten, die in der intensiven Nutzung bestimmter Medienangebote erweitert werden. Die explizite Aneignung und das reflektierende Einbringen medienspezifischen Wissens führen u. U. zu einer Typisierung der Mediennutzungsformen, die nicht nur mit einer veränderten Qualität der emotionalen Erfahrung sondern auch mit einer gesteigerten Selbstwahrnehmung im Umgang mit Medien einhergehen kann. Untersuchungen zur Rezeption von Horror- und Actionfilmen (Winter, 1995; Mikos, 1995) haben ergeben, dass insbesondere eingefleischte Horror- und Actionfilmfans über ein beachtliches Wissen über dieses Filmgenre sowie ausgeklügelte Strategien der Emotionskontrolle verfügen, deren Einsatz Mediennutzung zu einem sinn- und identitätsstiftenden Erlebnis werden lässt. In Bezug auf

¹⁰⁶ Inwiefern Kinder und Jugendliche in der Lage sind, zwischen medienvermittelter und »wirklicher« Realität zu unterscheiden, ist eine Frage, die kontrovers diskutiert wird. Oft wird die Befürchtung geäußert, dass Kinder durch häufigen Medienkonsum gegenüber emotionalen Inhalten wie Gefahrensituationen, Gewalt, menschlichem Leid u. ä. »abstumpfen« würden und diese Dinge im »wirklichen« Leben nicht mehr ernst nähmen. Diese Gefahr ist sicher nicht von der Hand zu weisen. Wie die Forschungsergebnisse von Cantor (1994) zum zunehmenden Realitäts-Fiktions-Bewusstsein bei älteren Kindern und Jugendlichen belegen, würde man die Heranwachsenden aber mit Sicherheit unterschätzen, spräche man ihnen dieses Bewusstsein grundsätzlich ab.

Interessenlage und unterschiedlich ausdifferenzierte Relevanzsysteme der Sinnzuschreibungspraktiken lassen sich nach Winter (1995) beispielsweise vier Typen von Horrorfilm-Nutzern unterscheiden: Der »Novize« und der »Tourist« verfügen über Kenntnisse der Auswahlkriterien von Horrorfilmen. Dabei mangelt es vor allem dem »Novizen« mangels einschlägiger Erfahrung mit dem Genre an emotionalen Kontrollstrategien. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass er von Angst, Ekel und Schrecken überwältigt wird und ihm die Lust am Horror zumindest stellenweise vergeht. Der »Tourist« hingegen zieht einen stärkeren Lustgewinn aus der Nutzung, da er in der Lage ist, den fiktionalen Charakter der Darstellungen vom Grunde zu reflektieren. Trotzdem ist er relativ schnell gelangweilt, wenn Redundanzen in der Darstellung auftreten bzw. überfordert, wenn es ihm nicht gelingt neue Sinnbezüge herzustellen. Die »Buffs« und »Freaks« hingegen verfügen über äußerst differenzierte Kenntnisse sämtlicher Aspekte von Horrorfilmen. Aufgrund wiederholter Rezeptionserlebnisse sowie der Aneignung von Wissen über Macharten, Darsteller, Regisseure, Spezialeffekte, narrative Besonderheiten, intertextuelle Bezüge etc. sind »Buffs« und »Freaks« in der Lage, das Vergnügen am Horror durch zusätzliche Sinnzuschreibungen auch auf Dauer zu erhalten.¹⁰⁷ Das Interview eines »Freaks« ergab beispielsweise, dass dieser seine eigenen Gefühle zum Analysegegenstand machte und sich so von ihnen distanzieren konnte.

Am Beispiel der »Freaks« zeigt sich, dass ein enger Zusammenhang zwischen differenziertem Medienwissen und Reflexivität besteht, der mit einer gesteigerten Selbstwahrnehmung einhergeht. Das Besondere an »Freaks« ist, dass sie aufgrund ihres Expertenwissens und ihrer Kompetenzen ein Sendungsbedürfnis entwickeln, das sie auch öffentlich kommunizieren lässt. Als Initiatoren von Filmfestivals, Clubtreffen, Internet-Foren etc. schaffen sie soziale Kommunikations- und Interaktionsräume, die der Fangemeinde die Gelegenheit geben, sie an ihrem Wissen teilhaben zu lassen. Dieses Selbstverständnis wird zudem durch soziale Wahrnehmungsprozesse gestärkt, denn »Freaks« werden von der Fangemeinde als Meinungsführer anerkannt und geschätzt, so dass deren persönliche Einschätzungen in der Regel als Werturteil über die Qualität der Medienangebote erfahren werden (vgl. Winter, 1995).

Solche selbstbildstärkenden Sekundäreffekte von Mediennutzung bilden sich jedoch nur auf der Basis eines selbstbewussten Umgangs mit den eigenen Gefühlen heraus. Es ist davon auszugehen, dass im Zusammenhang mit der Nutzung fiktionaler Medienan-

¹⁰⁷ Eine Studie von Ertel (1990) verweist auch im Zusammenhang mit Pornonutzern darauf, dass das aktive Einbringen eigener Fantasien in den Rezeptionsprozess der Gefahr der Abstumpfung und Langeweile entgegenwirkt.

gebote ein eigenverantwortlicher Umgang mit Gefühlen im Verlauf der Mediensozialisation erst gelernt werden muss. Auf der Basis wiederkehrender Erfahrungen mit Medien werden zunächst die eigenen Bedürfnisse, Erwartungen und emotionalen Selbstregulationsfähigkeiten mit den Anforderungen spezifischer Medienangebote koordiniert und als medienpezifisches Emotionswissen in emotionalen Skripten einheitlich repräsentiert. Die Mediennutzung orientiert sich jedoch nicht nur an den eigenen Erfahrungen, sondern auch an den Regeln und Konventionen, die von den Medien vorgegeben sind. Als Wissen über Emotionen können beispielsweise Genrekonventionen dem Rezipienten ein Gefühl der Sicherheit vermitteln, das sich positiv auf die Wissenserweiterung und den Ausbau eigener Fähigkeiten auswirkt. Als regelgeleitetes Spiel mit Emotionen garantieren Genrekonventionen das kontrollierte Ausleben von Gefühlen.

Das Potential symbolischer Darstellungen geht aber darüber hinaus. Durch Kombination verschiedener Aspekte wie Thematiken, Symbole, Metaphern, Konventionen, Stilmittel, Erzähltraditionen u. a. liegt der Reiz für anspruchsvolle Mediennutzer darin, sich selbst in der Suche nach Regelhaftigkeiten zu behaupten. Um solche kognitiv anspruchsvollen Stil- und Erwartungsbrüche auch emotional positiv zu bewerten, bedarf es der Kompetenz verschiedene Wissensbestände reflexiv miteinander zu verknüpfen. Um komplexe Medienangebote zu verstehen, muss auch die Bereitschaft zur langfristigen Auseinandersetzung aufgebracht werden, die auch die Aneignung intertextueller Wissensbezüge einschließt. Auf der Basis dieses Wissens und der eigenen Lebenserfahrung muss der Sinn des komplexen Netzwerks aus Metaphern, Anspielungen, Zitaten, stilistischen Mitteln, narrativen Strukturen etc. in kreativer Eigenleistung erzeugt werden. Die Bedeutungen werden dabei solange hinterfragt, bis am Ende eine kohärente Sinnstruktur entstanden ist. Solche Rezeptionsprozesse sind zwar langwierig und anstrengend, werden aber in der Regel als bereichernd empfunden, denn der Prozess der Sinnkonstruktion orientiert sich auch an den begleitenden Emotionen. Gerade die Bedeutung von Metaphern erschließt sich vorrangig über die Verknüpfung emotionaler Erfahrungen mit Bildern. Aufgrund der Einbettung solcher metaphorischer Gefühlsdarstellungen in die eigene »Gefühlsgeschichte« gelingt es, symbolische Darstellungen in Bezug auf ihre Emotionsbedeutungen zu hinterfragen. Dabei wird eine Intensivierung von Gefühlen über ein selbstreflexives sich-in-Bezugsetzen zu den dargestellten Rollen und Lebensschicksalen erreicht. Indem Metaphern als symbolischer Ausdruck für die Gefühle der Protagonisten fungieren, kann über die assoziative Verknüpfung mit den Erfahrungen der eigenen Lebensgeschichte und den Werten des eigenen Selbstbildes die emotionale Bedeutung hinterfragt und konstruiert werden.

Nicht selten sind solche intensiven Mediennutzungserfahrungen auch mit der eigenen kritischen Nabelschau verbunden. Dabei erhöht die Komplexität des symbolischen Emotionsausdrucks die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen sich auf der Basis ihres sinnlich konkreten Erfahrungswissens mit Emotionen in den Prozess der Sinnkonstruktion einbringen. Denn bewähren sich »alte« Einstellungen, Überzeugungen, Lebensansichten nicht mehr, müssen an deren Stelle andere treten. Dabei kann man sich zwar ein Stück weit auf das reichhaltige kulturelle Orientierungsangebot verlassen. Die Ausbildung selbstbezüglicher Emotionen bedarf jedoch zudem der Abstimmung normativer Bewertungen mit den Emotionsregeln der eigenen Lebensgeschichte. Folgende Punkte lassen sich zusammenfassen:

- Im Laufe der Mediensozialisation bildet sich ein differenziertes Medienwissen heraus, das in den Reflexionsprozess einfließt und zur Neubewertung von Selbstbildern, Bedürfnissen und Wünschen herangezogen wird. Dabei schaffen Medienangebote Orientierungsanlässe.
- Der wesentliche Aspekt symbolischer Medienkommunikation ist die Darstellung und Vermittlung von Werten und Normen des sozialen Lebens. Als Quelle normativen Wissens beeinflusst Medienrezeption die Themen und Inhalte, über die Menschen nachdenken bzw. auf die sich ihre Emotionen beziehen.
- Vor allem fiktionale Medienangebote bieten ein reichhaltiges Übungsfeld zur Erprobung eigener Fähigkeiten im Umgang mit Emotionen. Die explizite Aneignung und das reflektierende Einbringen medienspezifischen Wissens führen u. U. zu einer Typisierung der Mediennutzungsformen, die nicht nur mit einer veränderten Qualität der emotionalen Erfahrung, sondern auch mit einer gesteigerten Selbstwahrnehmung im Umgang mit Medien einhergehen kann.

15. Fazit

In unserer Arbeit haben wir den Versuch unternommen, ein theoretisches Modell zu entwickeln, das der Vielschichtigkeit emotionaler Kommunikationsphänomene gerecht wird. Unsere Ausgangshypothese über emotionale Kommunikation lässt sich am einfachsten mit der Metapher des »Gefühlsaustauschs« umschreiben, die besagt, dass es in Kommunikationssituationen zu einer wechselseitigen Beeinflussung von Emotionen zwischen den Kommunikationspartnern kommt. Diese Herangehensweise stellte uns vor die Aufgabe, gleich zwei debattenreiche Wissenschaftsbereiche – die Emotions- und die Kommunikationstheorie – in Bezug auf ihre Aussagen über Emotion bzw. Kommunikation zu systematisieren und Schnittstellen zwischen beiden herauszuarbeiten.

Teil I: Vier Definitionsansätze für emotionale Kommunikation

Ausgangspunkt unserer Modellbildung war die Auseinandersetzung mit vier großen Theoriefamilien der Emotionsforschung – den neurologischen Emotionstheorien, den Bewertungstheorien, dem Prototypenansatz und den sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien. Mit Blick auf unsere Ziele, beschreiben zu können, wie Emotionen im Kommunikationsprozess entstehen und wie sich die Emotionen der Kommunikationsteilnehmer wechselseitig beeinflussen, haben wir Modelle der Emotionsentstehung diskutiert und sind zu folgenden Ergebnissen gekommen:

- Aus Sicht der neurologischen Emotionstheorien entstehen Emotionen aufgrund der Aktivierung emotionaler Informationsverarbeitungssysteme im Gehirn.
- Aus Sicht der Bewertungstheorien entstehen Emotionen als Reaktion auf kognitive Bewertungen der Situation in Bezug auf persönliche Ziele, Bedürfnisse, Wertvorstellungen.

- Aus Sicht des Prototypenansatzes entstehen Emotionen aufgrund der Aktivierung assoziativer Schemata, die Erfahrungswissen über angeborene und erlernte Auslösesituationen für Emotionen sowie emotionale Reaktionen repräsentieren.
- Aus Sicht der sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien entstehen Emotionen auf der Basis kulturell geprägter Emotionskonzepte.

Ausgehend von diesen verschiedenen Modellen der Emotionsentstehung haben wir jeweils versucht, die Frage zu beantworten, wie sich die kommunikative Beeinflussung von Emotionen aus emotionstheoretischer Sicht beschreiben lässt. Trotz wesentlicher Unterschiede in der Erklärung emotionaler Kommunikationsprozesse gehen doch alle von uns vorgestellten Emotionstheorien davon aus, dass sich die Emotionen der Kommunikationsteilnehmer gegenseitig beeinflussen. Neurologische Modelle der Emotionsentstehung nehmen an, dass subkortikale Emotionssysteme gleichzeitig an der Steuerung des Ausdrucksverhaltens und an der Verarbeitung von Emotionsausdruck beteiligt sind. Die Bewertungstheorien gehen davon aus, dass nonverbaler Emotionsausdruck die kognitiven Bewertungen widerspiegelt, die zur Entstehung der Emotion geführt haben. Emotionsausdruck vermittelt somit Informationen, die die persönliche Situationsbewertung für Andere nachvollziehbar machen. Der Prototypenansatz nimmt an, dass emotionale Skripts gleichzeitig als Wahrnehmungs- und Handlungsschemata dienen, so dass Menschen die gleichen Wissensstrukturen nutzen, um Emotionen auszudrücken und den Emotionsausdruck Anderer zu verstehen. In den sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien werden Emotionen als soziale Phänomene aufgefasst. Emotionen müssen in ihrer Funktion als soziale Rollen mit dem sozialen Umfeld ausgehandelt werden, d.h. Menschen müssen darüber kommunizieren, ob ihre soziale Rolle anerkannt und durch komplementäres Rollenverhalten unterstützt wird. Aus diesen emotionstheoretischen Grundannahmen haben wir folgende vier Definitionsansätze für das Konzept der emotionalen Kommunikation abgeleitet:

- Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Gehirnsysteme.
- Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des Informationsaustauschs über kognitive Bewertungen.
- Emotionale Kommunikation ist ein Prozess der wechselseitigen Aktivierung emotionaler Skripts.

- Emotionale Kommunikation ist ein Prozess des sozialen Aushandelns von Emotionen mithilfe von Zeichen.

Teil II: Ein Bottom-up-top-down-Modell emotionaler Kommunikation

In Teil II haben wir die Vereinbarkeit dieser vier Definitionsansätze diskutiert und ein Rahmenmodell entwickelt, das die Vielschichtigkeit emotionaler Kommunikation berücksichtigt. Einen interessanten Anhaltspunkt, um Zusammenhänge zwischen den vier Definitionsansätzen zu klären, stellen Ebenenmodelle dar, die im Rahmen der verschiedenen Emotionstheorien entwickelt wurden, um die Verarbeitungsprozesse bei der Emotionsentstehung zu systematisieren. Obwohl die Auffassungen über die Abgrenzung der Ebenen, ihr Verhältnis untereinander und ihre Bedeutung für die Emotionsentstehung in mancher Hinsicht auseinandergehen, gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen in Bezug auf die Arbeitsweise und die grundlegenden Funktionen der Verarbeitungsebenen.

In den meisten Modellen der Emotionsentstehung werden – explizit oder implizit – drei Verarbeitungsebenen unterschieden: angeborene Reiz-Reaktions-Muster, assoziative Schemata und symbolisches Denken. Die Diskussion von Aussagen der verschiedenen Emotionstheorien zu Zusammenhängen und Funktionsweisen der drei Verarbeitungsebenen ergab, dass die drei Ebenen aufeinander aufbauende Komplexitätsebenen bilden, die durch Bottom-up- und Top-down-Prozesse koordiniert werden. Die abstrakten Sinnstrukturen der übergeordneten Verarbeitungsebenen bauen auf den sinnlich konkreten Fähigkeiten der untergeordneten Ebenen auf und wirken gleichzeitig als Steuerungsmechanismen auf die untergeordneten Ebenen zurück. Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen angeborener und assoziativer Ebene bewirken, dass angeborene Reiz-Reaktions-Muster an gelerntes Erfahrungswissen angepasst und in koordinierte Handlungsskripts integriert werden. Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen Schema-Ebene und Zeichen-Ebene sorgen dafür, dass emotionale Skripts symbolisch reflektiert und mit den Regeln und normativen Erwartungen des sozialen Umfelds abgestimmt werden. Im Idealfall führen Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen den Verarbeitungsebenen zu einem Gleichgewichtszustand, der es Menschen ermöglicht, als kohärente Einheit zu denken, zu fühlen und zu handeln. Da jede Verarbeitungsebene nach eigenen Gesetzmäßigkeiten funktioniert, sind jedoch Widersprüche und Diskrepanzen vorprogrammiert, die immer wieder neu gelöst werden müssen.

Anschließend wurde nach den Schnittstellen zwischen unserem Rahmenmodell der emotionalen Kommunikation und Ansätzen innerhalb der allgemeinen Kommunikationstheorie gesucht. Unser Systematisierungsversuch der heterogenen Theorienlandschaft ergab folgende Anknüpfungspunkte:

- Die verhaltensbiologischen Kommunikationsansätze gehen davon aus, dass Kommunikation ein wechselseitiger Prozess der Verhaltenskoordination ist, der auf angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern beruht.
- Handlungstheoretische Kommunikationsansätze nehmen an, dass Kommunikation ein Prozess der intentionalen Verhaltensbeeinflussung ist, der auf der wechselseitigen Zuschreibung von Kommunikationsabsichten beruht und insofern Anschlussmöglichkeiten für die Ebene der assoziativen Schemata bietet.
- Sprach- und Zeichentheorien betrachten Kommunikation als einen durch Zeichen vermittelten Prozess der sozialen Konsensbildung, der auf der konsensuellen Anwendung sozialer Regeln und Normen beruht.

Aus kommunikationstheoretischer Sicht lässt sich folgendes in Bezug auf das Rahmenmodell festhalten: Auf der Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster greifen Kriterien wie Austausch angeborener Signale, Koordination und Verhaltenskoordination. Die Kommunikationsdynamiken auf der Ebene assoziativer Schemata lassen sich durch die Kriterien kommunikative Intentionen, Verstehen und geteiltes Wissen charakterisieren. Kommunikationsprozesse auf der Zeichen-Ebene werden mit sozialen Konventionen, kulturellen Sinnkonstruktionen und Reflexivität in Zusammenhang gebracht.

Ausgehend von diesem allgemeinen Rahmenmodell wurden die einzelnen Definitionsansätze für emotionale Kommunikation sowie Bottom-up- und Top-down-Prozesse zwischen den einzelnen Modellebenen genauer hinterfragt, mit dem Ziel, Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation abzuleiten. Zu diesem Zweck wurden zentrale Annahmen der einzelnen Definitionsansätze nach ihrer Vereinbarkeit mit Forschungsergebnissen aus dem Bereich der zwischenmenschlichen Kommunikation überprüft und kritisch diskutiert. Der neurologische Definitionsansatz bietet demnach eine Erklärung für das gesamte Intensitätsspektrum des angeborenen Emotionsausdrucks, wobei davon auszugehen ist, dass der Hauptanteil alltäglicher emotionaler Kommunikation auf mittleren bis schwachen Ausdrucksformen beruht. Diese Ausdrucksformen haben eine relativ schwache emotionale Wirkung auf den Kommunikationspartner, so dass emotionale Kommunikation auf der

Ebene angeborener Reiz-Reaktions-Muster eher als ein Prozess der Stimmungsbeeinflussung zu beschreiben ist. Indem sie die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners auf emotional relevante Umweltereignisse lenkt, trägt eine solche Stimmungsbeeinflussung jedoch zur Entstehung geteilter Emotionen bei. Der prototypenorientierte Definitionsansatz charakterisiert Emotionsausdruck als ein Verhalten, das als Teil eines emotionalen Skripts erlebt wird und aufgrund seiner Form und seines Kontexts beim Kommunikationspartner emotionale Skripts aktiviert. Der nonverbale Ausdruck wird gleichzeitig durch Absichten, Wünsche und Überzeugungen beeinflusst, die sich aus dem sozialen Kontext ergeben, und ist deshalb immer auch Ausdruck dieser sozialen Intentionen. Indem die Kommunikationspartner auf der Grundlage des mitgeteilten Wissens über soziale Intentionen interagieren, können sie ihre spontane Zuschreibung von Emotionen überprüfen und diese in begründetes Wissen überführen. Der sozialkonstruktivistische Definitionsansatz beschreibt emotionale Kommunikation in ihrer Funktion als Zeichen. Die Regeln des Zeichengebrauchs sind gleichzeitig Ausdruck der Emotionsregeln einer Kultur. Sie definieren, wie bestimmte Situationen zu bewerten sind, wie sich die Person zu verhalten hat, usw. Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Zeichen-Ebene sind die indexikalischen, ikonischen und symbolischen Zeichenfunktionen, die der Emotionsausdruck gemäß den Regeln und Konventionen einer Kultur erfüllen kann. Aufgrund der Offenheit und Reflexivität zeichenbasierter Kommunikation können diese Regeln im Kommunikationsprozess hinterfragt und neu ausgehandelt werden.

Für jede der drei Modellebenen lassen sich folgende Erfolgskriterien zur Beschreibung emotionaler Kommunikation ansetzen:

- Erfolgskriterien für emotionale Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene sind die stimmungsbeeinflussende Wirkung von Emotionsausdruck und seine aufmerksamkeitslenkende Funktion, die beim Kommunikationspartner eigene Orientierungs-, Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse anregen.
- Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Schema-Ebene sind die Zuschreibung von Emotionen und sozialen Intentionen aufgrund des Emotionsausdrucks sowie die erfolgreiche Interaktion und Anschlusskommunikation der Kommunikationspartner.
- Erfolgskriterien für die Zeichen-Ebene emotionaler Kommunikation sind die konsensuelle Anwendung von Ausdrucks- und Interpretationsregeln durch die Kommu-

nikationspartner sowie das soziale Aushandeln solcher Regeln im Kommunikationsprozess.

Der bewertungsorientierte Definitionsansatz beschreibt emotionale Kommunikation als Austausch kognitiver Bewertungen. Der Austausch von Bewertungsinformationen lässt sich auf allen drei Modellebenen nachweisen. Auf keiner der Ebenen wird jedoch ein vollständiges Bewertungsprofil der ausgedrückten Emotion vermittelt. Um die kommunizierten Bewertungsgehalte zu präzisieren, müssen Kontextinformationen über die emotionsauslösende Situation, die Perspektive des Anderen sowie selbstbildrelevante Bedürfnisse einbezogen werden.

Teil III: Schnittstellen des Modells zur allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie

In Teil III wurde nach Schnittstellen zwischen Ansätzen der allgemeinen Kommunikations- und Medientheorie und den Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation gefragt. Es hat sich herausgestellt, dass für alle drei Ebenen interessante Anknüpfungspunkte bestehen. Die Anwendbarkeit des Konzepts der emotionalen Kommunikation im Bereich der medienvermittelten Kommunikation wurde vor allem auch durch das verstärkte medienpsychologische Interesse an emotionalen Medienwirkungen und deren Konzeptualisierung gestützt. Die Auseinandersetzung mit verhaltensbiologischen Kommunikationstheorien hat ergeben, dass Verhaltenskoordination ein Kommunikationskriterium darstellt, das auf der genetisch bedingten Beziehung zwischen Ausdruck und Reaktion beruht. Diese Grundannahme macht das Kriterium der Verhaltenskoordination insofern für Kriterien wie Stimmungsbeeinflussung und Aufmerksamkeitslenkung anschlussfähig, als die kommunikative Beziehung zwischen Ausdruck und Reaktion in den angeborenen Reiz-Reaktions-Mustern, die bei der Emotionsentstehung eine Rolle spielen, ihre Entsprechung hat. Die Auseinandersetzung mit handlungstheoretischen Kommunikationstheorien ergab, dass Mitteilungsabsichten als Ausdruck sozialer Intentionen aufgrund der impliziten Annahme eines geteilten Wissens von den Kommunikationsteilnehmern verstanden werden. Die Schnittstelle zu Erfolgskriterien der Schema-Ebene bilden dabei skripttypische Intentionen, die mit dem Emotionsausdruck verknüpft sind. Die Zeichentheorien wiederum halten die konsensuelle Anwendung von Ausdrucks- und Interpretationsregeln sowie das argumentative Aushandeln eines sozialen Konsens mithilfe von Zeichen für den Kern von Kommunikation. Zei-

chenbasierte Kommunikation und emotionale Kommunikation stehen nicht im Widerspruch zueinander, da sich das soziale Aushandeln von Emotionen nach ähnlichen Regeln vollzieht, nach denen auch andere soziale Bedeutungen ausgehandelt werden.

Zusammengefasst gestaltet sich das Verhältnis der Kernaussagen allgemeiner Kommunikationstheorien zu den Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation wie folgt:

- Die verhaltensbiologische Auffassung von Kommunikation als Verhaltenskoordination schließt die Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation auf der Reiz-Reaktions-Ebene, Stimmungsbeeinflussung und Aufmerksamkeitslenkung durch Emotionsausdruck, ein.
- Die Auffassung von Kommunikation als soziales Handeln steht im Einklang mit Erfolgskriterien der Schema-Ebene – der Zuschreibung von Emotionen und sozialen Intentionen aufgrund des Emotionsausdrucks und der Überprüfung solcher Zuschreibungen im Rahmen der anschließenden Interaktion.
- Die Kriterien von Sprach- und Zeichentheorien lassen sich auf die Zeichen-Funktionen emotionaler Kommunikation übertragen – wie etwa die Konventionalität des Zeichens und seiner Bedeutung sowie die Reflexivität und Offenheit zeichenbasierter Kommunikation für alternative Sinngebungen, die im Kommunikationsprozess neu ausgehandelt werden.

Die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen und Konzepten der Medienwirkungsforschung ergab interessante Bezüge zu den Erfolgskriterien emotionaler Kommunikation. Die Kriterien der Stimmungsbeeinflussung und Aufmerksamkeitslenkung lassen sich insofern mit der Funktion unterschwelliger physiologischer Prozesse vereinbaren, als die spontane Auswahl von Medieninhalten in einem engen Zusammenhang mit Bedürfnissen der Unterhaltung und Stimmungsbeeinflussung durch Medien steht. Die Verknüpfung des Emotionsausdrucks mit sozialen Intentionen ist von grundlegender Bedeutung für den Nachvollzug von Figurenperspektiven im Rahmen von Einfühlungsprozessen und parasozialer Interaktion mit Medienfiguren. Der Prozess des sozialen Aushandeln von Emotionen kann mit Forschungsergebnissen zur Einstellungsänderung durch Medien in Zusammenhang gebracht werden, da sich gezeigt hat, dass Emotionen im Prozess der Einstellungsänderung eine wichtige Rolle spielen.

Schlussbemerkung

Unser Ansatz, ein Konzept emotionaler Kommunikation mit möglichst breiter Anschlussfähigkeit für verschiedene Ansätze innerhalb der Emotions- und Kommunikationsforschung zu entwickeln, hat sich damit als erfolgreich erwiesen. Wie sich gezeigt hat, konnten eine Reihe von sinnvollen Bezügen zwischen Emotions- und Kommunikationstheorien hergestellt werden, die sich insgesamt im Rahmen eines Bottom-up-top-down-Modells der emotionalen Kommunikation einordnen lassen. Rückblickend betrachtet, wäre es daher ein Fehler gewesen, sich vorschnell auf eine bestimmte Definition für Emotionen oder für Kommunikation festzulegen. Mit einer solchen Vorentscheidung wäre nicht nur ein Großteil der emotionalen Kommunikationsdynamiken, die wir beschrieben haben, im Dunkeln geblieben, unser Projekt hätte auch insgesamt an der Unvereinbarkeit der gewählten Emotions- und Kommunikationsdefinitionen scheitern können.

Das Ergebnis, dass es mehrere »Paare« von Emotions- und Kommunikationstheorien gibt, die sich jeweils in kohärenter Weise zu einem Beschreibungsansatz für emotionale Kommunikation verbinden lassen, war für uns selbst neu und überraschend. Wir hatten uns zwar aus gutem Grund zurückgehalten, die Frage nach der »richtigen« Definition für Emotionen bzw. für Kommunikation voreilig zu beantworten. Dass es drei gleichberechtigte Paare von Antworten geben würde, die sich auf unterschiedliche Komplexitätsebenen des Gegenstands beziehen, hatten wir jedoch nicht von vornherein erwartet.

Obwohl sich dieses Ergebnis im Rahmen unserer Arbeit als neue Erkenntnis herauskristallisiert hat, ist das Drei-Ebenen-Modell, das angeborene Reiz-Reaktions-Muster, assoziative Schemata und symbolisches Denken verbindet, nicht unsere Erfindung. In verschiedenen Varianten, die sich bis in die Antike zurückverfolgen lassen, gehört es zu den erfolgreichsten Erklärungsmustern des menschlichen Geistes. Neu ist vielmehr seine Anwendung auf emotionale Kommunikation. Wir sind der Ansicht, dass sich dieses Modell als geeignet erwiesen hat, um Zusammenhänge zwischen verschiedenen Forschungsdisziplinen, die sich mit emotionaler Kommunikation beschäftigen, deutlicher herauszuarbeiten und systematische Anschlussmöglichkeiten für medien- und kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen aufzuzeigen.

Literaturverzeichnis

Abelson, R. P. (1963). Computer simulation of »hot« cognition. In S. S. Tomkins & S. Messick (Eds.), *Computer simulation of personality*. New York: Wiley.

Abelson, R. P. (1976). Script processing in attitude formation and decision making. In J. S. Carrol & J. W. Payne (Eds.), *Cognition and social behavior* (S. 33-45). Hillsdale NJ: Erlbaum.

Adachi, M. & Trehub, S. E. (1998). Children's expression of emotion in song. *Psychology of music*, 26, 133-153.

Agnoli, F., Kirson, D., Wu, S. & Shaver, P. (1989). *Hierarchical analysis of the emotion lexicon in English, Italian, and Chinese*. Paper presented at the annual conference of the International Society for Research on Emotion, Paris, France.

Alfes, H. (1995). *Literatur und Gefühl. Emotionale Aspekte Literarischen Lesens und Schreibens*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Allen, C. T. & Shimp, T. A. (1990). On using classical conditioned methods for researching the impact of ad-evoked feelings. In S. J. Agres, J. A. Edell & T. M. Dubitzky (Eds.), *Emotion in advertising: Theoretical and practical explorations* (S. 19-34). New York: Quorum Books.

Andersen, D.E. (1985). Nonverbal immediacy in interpersonal communication. In W. Siegman & S. Feldstein (Eds.), *Multichannel integrations of nonverbal behavior* (S. 1-39). Hilldale NJ: Erlbaum.

Anderson, D. E., Ansfield, M. E. & DePaulo, B. M. (1999). Love's best habit: Deception in the context of relationships. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 372-409). Cambridge: Cambridge University Press.

Anderson, J. R. (1978). Arguments concerning representation for mental imagery. *Psychological Review*, 85, 249-277.

Ansfield, M. E., DePaulo, B. M. & Bell, K. (1995). Familiarity effects in nonverbal understanding: Recognizing our own facial expressions and our friend's. *Journal of Nonverbal Behavior*, 19, 135-149.

Apple, W. & Hecht, K. (1982). Speaking emotionally: The relation between verbal and nonverbal communication of affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 298-305.

Arisaka, Y. (2001). The ontological Co-Emergence of »Self and Other« in Japanese philosophy. In E. Thompson (Ed.), *Between ourselves: Second-person issues in the study of consciousness* (S. 197-208). Charlottesville: Imprint Academic.

Aristoteles (1993). *Rhetorik*. (F.G. Sieveke, Übersetzer). München: Fink.

Armon-Jones, C. (1986). The thesis of constructionism. In R. Harré (Ed.) *The social construction of emotions* (S. 32-56). Oxford: Blackwell.

Arnold, M. B. (1960). *Emotion and personality: Vol. 1. Psychological aspects*. New York: Columbia University Press.

Asendorpf, J. B. & Scherer, K. (1983). The discrepant repressor: Differentiation between low anxiety, high anxiety, and repression of anxiety by autonomic-facial-verbal patterns of behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 1334-1346.

Ashbach, C. (1994). Media influences and personality development: The inner image and the outer world. In D. Zillmann (Ed.), *Media, children, and the family*. Hillsdale N.J.

Assmann, A., & Assmann, J. (1994). Das Gestern und das Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In K. Merten, S.J. Schmidt, & S. Weischenberg (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft* (S. 114-140). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Austin, J. L. (1989). *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam.

Averill, J. R. (1980a). A constructivist view of emotion. In R. Plutchik & H. Kellerman (Eds.), *Theories of emotion* (305-340). New York: Academic Press.

Averill, J. R. (1980b). Emotion and Anxiety: Sociocultural, biological, and psychological determinants. In A. O. Rorty (Ed.), *Explaining emotions*. Berkeley: University of California Press.

Averill, J. R. (1985). The social construction of emotion: With special reference to love. In K. Gerken & K. Davis (Eds.), *The social construction of the person* (S. 89-109). New York: Springer-Verlag.

Averill, J. R. (1991). Emotions as episodic dispositions, cognitive schemas, and transitory social roles: Steps toward an integrated theory of emotion. In D. Ozer, J. M. Healy & A. J. Stewart (Eds.), *Perspectives on personality* (Vol. 3a, S. 139-176). London: Kingsley.

Averill, J. R. (1994). Emotions becoming and unbecoming. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 265-269). New York: Oxford University Press.

Averill, J. R. (1994a). In the eyes of the beholder. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 7-14). Oxford: Oxford University Press.

Averill, J. R. (1994b). Emotions becoming and unbecoming. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 265-269). Oxford: Oxford University Press.

Bandura, A. & Rosenthal, T. L. (1968). Vicarious classical conditioning as a function of arousal level. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, 54-62.

- Barthes, R. (1977). *Fragments d'un discours amoureux*. Paris: Éditions du Seuil.
- Bartsch, A., Hübner, S. & Viehoff, R. (2003). Über das Glück des Lesens. *Schüler 2003 Lesen und Schreiben*, 26-29.
- Bates, J. E. & Wachs, T. D. (1994). *Temperament: Individual differences at the interface of biology and behavior* (S. 275-306). Washington, DC: American Psychology Association.
- Bateson, G. (1994). *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Batra, R., Myers, J. G. & Aaker, D. A. (1996). *Advertising management*. Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall.
- Batson, C. D. & Oleson, D. C. (1991). Current status of the empathy-altruism hypothesis. *Review of Personality and social Psychology*, 12, 62-85.
- Beatty, M. & McCroskey, J. C. (1997). It's in our nature: Verbal aggressiveness as temperamental expression. *Communication Quarterly*, 45, 446-460.
- Beatty, M., McCroskey, J. C. & Heisel, A. D. (1998). Communication apprehension as temperamental expression: A communibiological paradigm. *Communication Monographs*, 65, 197-219.
- Beatty, M. & McCroskey, J. C. (2001) *The Biology of communication: a communibiological perspective*. Cresskill, NJ: Hampton Press.
- Bechara, A., Damasio, H., Damasio, A. R. & Lee, G. P. (1999). Different contributions of the human amygdala and ventromedial prefrontal cortex to decision-making. *The Journal of Neuroscience* 19, 5473-5481.
- Bedford, E. (1986). Emotions and statements about them. In R. Harré (Ed.) *The social construction of emotions* (S. 15-31). Oxford: Blackwell.

Behne, K.-E. (2001). Musik-Erleben: Abnutzung durch Überangebot?. *Media Perspektiven*, 3, 142-146.

Berger, Ch. R. (1995). A Plan-Based Approach to Strategic Communication. In D. Hewes (Ed.), *The cognitive bases of interpersonal communication* (S. 141-179). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Berger, P. L. & Luckmann, Th. (1966). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer.

Berkowitz, L. & Rogers, K. H. (1986). A priming effect analysis of media influences. In J. Bryant & D. Zillmann (Eds.), *Perspectives on media effects* (S. 57-81). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Berlo, D. K. (1960). *Communication: An introduction to theory and practice*. New York: Holt, Rinehart & Winston.

Bernieri, F. & Rosenthal, R. (1991). Interpersonal coordination: behavior matching and interactional synchrony. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behaviour* (S. 401-432). Cambridge: Cambridge University Press.

Besnier, N. (1995). The appeals and pitfalls of cross-disciplinary dialogues. In J. Russell et al. (Eds.), *Every day conceptions of emotion* (S. 559-570). Kluwer: Dordrecht.

Bissonnette, V. L., Rusbult, C. E. & Kilpatrick, S. D. (1997). Empathic accuracy and marital conflict resolution. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 251-281). New York: Guilford Press.

Blackmore, S. (1999). *The meme machine*. Oxford: Oxford University Press.

Blairy, S., Herrera, P. & Hess, U. (1999). Mimicry and the judgment of emotional facial expressions. *Journal of Nonverbal Behavior*, 23, 5-41.

Blascovich, J. & Mendes, W. B. (2000). Challenge and threat appraisals: The role of affective cues. In J. Forgas (Ed.), *Feeling and Thinking: The role of affect in social cognition* (S. 59-81). Cambridge: Cambridge University Press.

Blumler, J. G. & Katz, E. (Eds.) (1974). *The uses of mass communication. Current perspectives in gratifications research*. Beverly Hills: Sage.

Bokor, Z. (1997). Body-based constructionism in the conceptualization of anger Paper 17 in the *C.L.E.A.R. series (Cognitive Linguistics: Explorations, Applications, Research)*. Working papers of the Department of English, Hamburg University, and Department of American Studies, Eötvös Loránd University Budapest.

Bosshart, L. & Macconi, I. (1998). Defining »Entertainment«. *Communication Research Trends, 18*, 3-6.

Bouchard, T. J. (1999). Genes, environment, and personality. In S. J. Ceci & W. M. Williams (Eds.), *The nature-nurture debate: The essential readings* (S. 98-104). Oxford: Blackwell.

Boucher, J. D. (1983). Antecedents to emotions across cultures. In S. H. Irvine & J. W. Berry (Eds.), *Human assessment and culture factors* (S. 407-420). New York: Plenum.

Bower, T. G. R. (1989). *The rational infant: Learning in infancy*. New York: Freeman.

Bowers, J. W. & Bradac, J. J. (1982). Issues in communication theory. A metatheoretical analysis. In M. Burgoon (Ed.), *Communication Yearbook 5* (S. 1-27). New Brunswick, NJ: Transaction Books.

Brandstädter, J. (2001). *Entwicklung – Intentionalität – Handeln*. Stuttgart: Kohlhammer

Bretherton, I. & Beeghly, M. (1982). Talking about internal states: The development of an explicit theory of mind. *Developmental Psychology, 18*, 906-912.

Briggs, J. L. (1970). *Never in anger*. Cambridge: Harvard University Press.

- Brosschot, J. F & Janssen, E. (1998). Continuous monitoring of affective-autonomic response dissociation in repressors during negative emotional stimulation. *Personality and Individual Differences*, 25, 69-84.
- Brothers, L. (1989). A biological perspective on empathy. *American Journal of Psychiatry*, 146, 10-19.
- Brothers, L. (1995). Neurophysiology of the perception of intentions by primates. In M. S. Gazzaniga (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 1107-1116). Cambridge: MIT Press.
- Brothers, L. (1997). *Friday's footprint. How society shapes the human mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Brown, P. & Levinson, S. C. (1987). *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bruner, J. (1986). *Actual minds, possible worlds*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bruner, J. (1993). *Wie das Kind sprechen lernt*. Bern: Huber
- Bruner, J. (2002). *Wie das Kind sprechen lernt*. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber
- Buck, R. & Ginsburg, B. (1991). Emotional communication and altruism: The communicative gene hypothesis. In M. Clark (Ed.), *Altruism* (S. 149-175). Newbury Park, CA: Sage.
- Buck, R. & Ginsburg, B. (1997). Communicative gene and the evolution of empathy. In W. Ickes (Ed.), *Empathic Accuracy*. New York: Guilford Press.
- Buck, R. & VanLear, A. C. (2002). Verbal and nonverbal communication: Distinguishing symbolic, spontaneous, and pseudo-spontaneous nonverbal behavior. *Journal of Communication*, 52, 522-541.

Buck, R. (1975). Nonverbal communication of affect in children. *Journal of Personality and Social Psychology*, 31, 644-653.

Buck, R. (1984). *The communication of emotion*. New York: Guilford Press.

Buck, R. (1997). From DNA to MTV: The Spontaneous Communication of Emotional Messages. In J. O. Greene (Ed.), *Message Production* (S. 313-339). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Bühler, K. (1924). *Abriss der geistigen Entwicklung des Kindes*. Leipzig.

Burgoon, J. K. (1994). Nonverbal Signals. In Mark L. Knapp & Gerald R. Miller (Eds.), *Handbook of Interpersonal Communication (2nd ed.)* (S. 229-285) Thousand Oaks, Calif.: Sage.

Burgoon, J. K. & Hale, J. L. (1988). Nonverbal expectancy violations: Model elaboration and application to immediacy behavior. *Communication Monographs*, 55, 58-79.

Burgoon, J. K. & White, C. H. (1997). Researching Nonverbal Message Production: A View from Interaction Adaptation Theory. In J. O. Greene (Ed.), *Message Production* (S. 280-312). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Burgoon, J. K., Stern, L. A. & Dillman, L. (1995). *Interpersonal adaption: Dyadic interaction patterns*. New York: Cambridge University Press.

Burleson, B. R. (1994). Comforting messages: Features, functions, and outcomes. In J. A. Daly & J. M. Wieman (Eds.), *Strategic interpersonal communication* (S. 135-161). Hillsdale NJ: Erlbaum.

Burleson, B. R. (2003). Emotional support skill. In O. Greene & B R. Burleson (Eds.), *Handbook of communication and social interaction skills* (S. 551-594). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Burleson, B. R. & Goldsmith, D. J. (1998). How the comforting process works: Alleviating emotional distress through conversationally induced reappraisals. In P. A. Andersen & L. K. Guerrero (Eds.), *Handbook of communication and emotion: Research, theory, applications, and contexts* (S. 245-280). San Diego, CA: Academic Press.

Burleson, B. R. & MacGeorge, E. L. (2002). Supportive communication. In M. L. Knapp & J. A. Daly (Eds.), *Handbook of interpersonal communication (3rd ed.)*. Thousand Oaks: Sage.

Burleson, B. R. & Planalp, S. (2000). Producing emotion(al) messages. *Communication Theory, 10*, 221-250.

Burns, K., Vaughan, K. B. & Lanzetta, J. T. (1980). Vicarious instigation and conditioning of facial expressive and autonomic responses to a model's expressive display of pain. *Journal of Personality and Social Psychology, 38*, 909-923.

Cacioppo, J. T., Gardner, W. L. & Berntson, G. G. (1999). The affect processing system has parallel and integrative processing components: Form follows function. *Journal of Personality and Social Psychology, 76*, 839-855.

Cacioppo, J., Tassinary, L. & Fridlund, A.: The skeletomotor system. In J. Cacioppo, & L. Tassinary (Eds.), *Principles of psychophysiology. Physical, social, and inferential elements*. New York.

Camras, L., Malatesta, C., & Izard, C. (1991). The development of facial expressions in infancy. In: R. Feldman, & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 73-105). Cambridge: Cambridge University Press.

Cantor, J. (1994). Confronting children's fright response to mass media. In D. Zillmann, J. Bryant & A. C. Huston, *Media, children, and the family* (S. 139-151). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Capella, J. N. & Greene, J. O. (1982). A discrepancy-arousal explanation of mutual influence in expressive behavior for adult-adult and infant-adult interaction. *Communication Monographs*, 49, 89-114.

Caplan, S. E. & Samter, W. (1999). The role of facework in younger and older adults' evaluation of social support messages. *Communication Quarterly*, 47, 245-264.

Cappella, J. (1987). Interpersonal communication: Definitions and fundamental questions. In C. Berger & S. Chaffee (Eds.), *Handbook of communication science* (S. 184-238). Newbury Park, CA: Sage.

Carlson, J. G. & Hatfield, E. (1992). *Psychology of Emotion*. New York: Holt, Rinehart & Winston.

Carstensen, L. L., Gottman, J. M. & Levenson, R. W. (1995). Emotional behavior in long-term marriage. *Psychology and Aging*, 10, 140-149.

Caughlin, J. P. & Vangelisti, A. L. (1999). Desire for change in one's partner as a predictor of the demand / withdraw pattern of marital communication. *Communication Monographs*, 66, 66-89.

Charlesworth, W., & Kreutzer, M. (1973). Facial expressions in infants and children. In P. Ekman (Ed.), *Darwin and facial expression* (S. 91-168). New York: Academic Press.

Charlton, M. & Borsca, M. (1997). Thematische Voreingenommenheit, Involvement und Formen der Identifikation. Diskussion eines Modells für das aktive Zuschauerhandeln anhand eines empirischen Beispiels. In M. Charlton (Hrsg.), *Rezeptionsforschung: Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien* (S. 254-267). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Chomsky, N. (1975). *Aspects of the theory of syntax*. Cambridge: MIT Press.

Christensen, A. & Heavey, C. L. (1990). Gender and social structure in the demand/withdraw pattern of marital conflict. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 73-81.

Churchland, P. (1986). *Neurophilosophy: Toward a unified science of the mind-brain*. Cambridge: MIT Press.

Clore, G. L. (1994a). Why emotions are felt. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 102-111). Oxford: Oxford University Press.

Clore, G. L. (1994b). Why emotions require cognition. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 181-191). Oxford: Oxford University Press.

Clore, G. L. (1994c). Why emotions vary in intensity. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 386-393). Oxford: Oxford University Press.

Clore, G. L. & Gasper, K. (2000). Feeling is believing: Some affective influences on belief. In N. H. Frijda, A. S. R. Manstead & S. Bem (Eds.), *Emotions and beliefs: how feelings influence thoughts* (S. 10-44). Cambridge: Cambridge University Press.

Coats, E. J., Feldman, R., & Philippot, R. S. (1999). The influence of television on children's nonverbal behavior. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 242-261). Cambridge: Cambridge University Press.

Cohen, P., Morgan, J. & Pollack, M. (Eds.) (1990). *Intentions in communication*. Cambridge: MIT Press.

Collins, W. A., Maccoby, E. E., Steinberg, L., Hetherington, E. M., Bornstein, M. H. (2000). Contemporary research on parenting. The case for nature and nurture. *American Psychologist*, 55, 218-232.

Colvin, C. R., Vogt, D., & Ickes, W. (1997). Why do friends understand each other better than strangers do? In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 169-193). New York: Guilford Press.

Copp, M. (1998). When emotion work is doomed to fail: Ideological and structural constraints on emotion management. *Symbolic interaction*, 21, 299-328.

Cragan, J. F. & Shields, D. C. (1998). *Understanding communication theory: the communicative forces for human action*. Boston [u. a.] : Allyn and Bacon.

Craig, R. T. (1993). Why Are There So Many Communication Theories? *Journal of Communication*, 43, 26-33.

Craig, R. T. (1999). Communication Theory as a Field. *Communication Theory*, 9, 119-161.

Cronen, V. E., Pearce, W. B. & Harris, L. M. (1982). The coordinated management of meaning: A theory of communication. In F. E. X. Dance (Ed.), *Human communication theory: Comparative essays* (S. 61-89). New York: Harper & Row.

Csikszentmihalyi, M. (1996). *Das Flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile im Tun aufgehen*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Csikszentmihalyi, M. (1997). *Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Cunningham, M. R. (1977). Personality and the nonverbal structure of the nonverbal communication of emotion. *Journal of Personality*, 45, 742-753.

Cupach, W. R. & Metts, S. (1994). *Facework*. Thousand Oaks: Sage Publications.

Cupchik, G. C. (1994). Emotion in aesthetics: Reactive and reflective models. *Poetics: journal of empirical research on culture, the media, and the arts*, 23, 177-188.

Damasio, A. R. (1997). *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München: dtv.

Damasio, A. R. (1999). *The feeling of what happens. Body and emotion in the making of consciousness*. New York: Hartcourt Brace.

- Damasio, A. R., Grabowski, T. J., Bechara, A., Damasio, H., Ponto, L. L. B., Pavizi, J., & Hichwa, R. D. (2000). Subcortical and cortical brain activity during the feeling of self-generated emotions. *Nat. Neurosci.*, 3, 1049-1056.
- Dance, F. E. X. (1970). The »concept« of communication. *Journal of Communication*, 20, 201-210.
- Darwin, C. (1872/1998). *The expression of the emotions in man and animals*. Oxford: Oxford University Press.
- Davidson, R. J. (1994). On emotion, mood, and related affective constructs. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 51-55). New York: Oxford University Press.
- Davidson, R. J. (1995). Cerebral asymmetry, emotion, and affective style. In R. J. Davidson & K. Hugdahl (Eds.), *Brain asymmetry* (S. 361-388). Cambridge: MIT Press.
- Davidson, R. J. & Ekman, P. (1994). Afterword. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 232-233). Oxford: Oxford University Press.
- Davis, J. O., Phelps, J. A. & Bracha, S. (1999). Prenatal development of monozygotic twins and concordance for schizophrenia. In S. J. Ceci & W. M. Williams (Eds.), *The nature-nurture debate: The essential readings* (S. 36-52). Oxford: Blackwell.
- Davis, M. H. (1994). *Empathy: A social psychological approach*. Madison: Brown & Benchmark.
- Davis, M. H., & Kraus, L. A. (1997). Personality and empathic accuracy. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 144-168). New York: Guilford Press.
- Davis, T. (1995). Gender differences in masking negative emotions: Ability or motivation? *Developmental Psychology*, 31, 710-722.

Dawkins, R. (1993). Viruses of the mind. In B. Dahlbohm (ed.), *Dennett and his critics: Demystifying Mind* (S. 13-27). Oxford: Blackwell.

Dawson, M., Schell, A. & Filion, D. (1990). The electrodermal system. In J. Cacioppo & L. Tassinary (Eds.), *Principles of psychophysiology. Physical, social, and inferential elements*. New York.

Decety, J. & Chaminade, T. (2003). Neural correlates of feeling sympathy. *Neuropsychologia*, 41, 127-138.

Delia, J. G. (1977). Constructivism and the study of human communication. *Quarterly Journal of Speech*, 63, 66-83.

Delia, J. G., O'Keefe, B. J. & O'Keefe, D. J. (1982). The constructivist approach to communication. In F. E. X. Dance (Ed.), *Human communication theory: Comparative essays* (S. 147-191). New York: Harper & Row.

Denham, S. A., Renwick-DeBardi, S. & Hewes, S. (1994). Emotional communication between mothers and preschoolers: Relations with emotional competence. *Journal of Developmental Psychology*, 40, 488-508.

Dennett, D. (1983). Bedingungen der Personalität. In L. Siep (Hrsg.), *Identität der Person. Aufsätze aus der nordamerikanischen Gegenwartsphilosophie* (S. 21-45). Basel: Schwabe.

Dennett, D. (1996). *The intentional stance*. Cambridge: MIT Press.

DePaulo, B. M. (1991). Nonverbal behavior and self-presentation: A developmental perspective. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 351-400), Cambridge: Cambridge University Press.

DePaulo, B. M. & Rosenthal, R. (1979). Telling lies. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1713-1722.

- Depue, R. A. & Iacono, W. G. (1989). Neurobehavioral aspects of affective disorders. *Annual Review of Psychology* 40, 457-492.
- Derdeyn, A. & Turley, J. (1994). Television, films, and the emotional life of children. In D. Zillmann (Ed.), *Media, children, and the family*. Hillsdale N.J.
- Derrida, J. (1972). *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Derrida, J. (1972). La différance. In J. Derrida, *Marges de la philosophie* (S. 1-29). Paris: Editions de Minuit.
- DeSaussure, F. (2001). *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (Erstauflage 1916). Berlin: de Gruyter.
- Descartes, R. (1642/1972). Meditationes de Prima Philosophia. In C. Adam & P. Tannery (eds.), *Oeuvres de Descartes*, vol. 7. Paris 1897-1910; Neuausgabe: Paris, 1964-1974.
- Dimberg, U. (1982). Facial reaction to facial expressions. *Psychophysiology*, 19, 643-647.
- Doherty, R. W. (1998). Emotional contagion and social judgement. *Motivation and Emotion*, 22, 187-209.
- Doi, T. (1973). *The anatomy of dependence*. Tokyo: Kodasha International.
- Dollinger, S. J.(1993). Personality and music preference: Extraversion and excitement seeking or openness to experience? *Psychology of Music*, 21, 73-77.
- Drevets, W. C. & Raichle, M. E. (1995). Positron emission tomographic imaging studies of human emotional disorders. In M. S. Gazzaniga (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 1153-1164). Cambridge: MIT Press.
- Duncan, S. D. Jr. (1972). Some signals and rules for taking speaking turns in conversations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 23, 283-292.

- Duncan, S. D. Jr. & Fiske, D. W. (1977). *Face-to-face interaction: Research methods and theory*. Hillsdale, NJ: Earlbaum.
- Eagley, A. H. & Chaiken, S. (1993). *The psychology of attitudes*. Fort Worth, TX: Harcourt Brace Jovanovich.
- Eco, U. (1985). *Semiotik und Philosophie der Sprache*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Eco, U. (1987). *Lector in fabula*. München: Carl Hanser Verlag.
- Eco, U. (1987). *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Eisenberg, N. & Miller, P. A. (1987). Empathy, sympathy, and altruism: Empirical and conceptual links. In N. Eisenberg & J. Strayer (eds.), *Empathy in its development* (S. 292-316). Cambridge: Cambridge University Press.
- Eisenberg, N., Murphy, B. C. & Shepard, S. (1997). The development of empathic accuracy. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 73-116). New York: Guilford Press.
- Ekman, P. (1972). Universals and cultural differences in facial expressions of emotion. In J. K. Cole (Ed.), *Nebraska symposium on motivation, 1971 (Vol. 19)* (S. 207-283). Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Ekman, P. (1984). Expression and the nature of emotion. In K. R. Scherer & P. Ekman (Eds.), *Approaches to Emotion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Ekman, P. (1985). *Telling Lies*. New York: Norton.
- Ekman, P. (1993). Facial expression and emotion. *American Psychologist*, 48, 384-392.
- Ekman, P. (1994). All emotions are basic. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.) *The nature of emotion* (S. 15-19). Oxford: Oxford University Press.

Ekman, P. (1994). Moods, emotions, and traits. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 56-58). New York: Oxford University Press.

Ekman, P. & Friesen, W. V. (1969). The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage, and coding. *Semiotica*, 1, 49-98.

Ekman, P., Friesen, W. V. & Ellsworth, P. (1972). What are the similarities and differences in facial behavior across cultures? In P. Ekman (Ed.), *Emotion in the human face: Guidelines for research and an integration of findings* (S. 128-143). New York: Pergamon Press.

Ekman, P., Friesen, W. V., O'Sullivan, M., Chan, A., et al. (1987). Universals and cultural differences in the judgement facial expressions of emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 712-717.

Ekman, P. & Davidson, R. J. (Eds.) (1994). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press.

Ekman, P. & O'Sullivan, M. (1991). Facial expression: Methods, means, and moes. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 163-199). Cambridge: Cambridge University Press.

Ekman, P., Sorensen, E. R. & Friesen, W. V. (1969). Pan-cultural elements in facial displays of emotion. *Science*, 221, 1208-1210.

Ellsworth, P. C. (1994a). Some reasons to expect universal antecedents of emotion. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 150-154). Oxford: Oxford University Press.

Ellsworth, P. C. (1994b). Levels of thought and levels of emotion. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 192-196). Oxford: Oxford University Press.

Elsner, M., Gumbrecht, H. U., Müller, T., & Spangenberg, P. M. (1994). Zur Kulturgeschichte der Medien. In K. Merten, S.J. Schmidt, & S. Weischenberg (Hrsg.), *Die Wirk-*

lichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft (S. 163-187). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Engelkamp, J. (1987). Arguments for a visual memory system. In J. Engelkamp (Hrsg.), *Wissensrepräsentation und Wissensaustausch* (S. 73-99). St. Ingbert: Röhring.

Ertel, H. (1990). *Erotika und Pornographie: repräsentative Befragung und psychophysiologische Langzeitstudie zu Konsum und Wirkung*. München: Psychologie-Verlags-Union.

Fahlenbrach, K. (2002). *Protestinszenierungen. Visuelle Kommunikation und kollektive Identitäten in Protestbewegungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Farah, M. J. (1994). The neural bases of mental imagery. In M. S. Gazzaniga, (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 963-976). Cambridge: MIT Press.

Faßler, M., & Halbach, W. (Hrsg.) (1998). *Geschichte der Medien*. München: Fink.

Feldman, R. & Rimé, B. (1991). (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior*, Cambridge: Cambridge University Press.

Feldman, R. S., Greenbaum, C. W. & Yirmiya, N. (1999). Mother-infant affect synchrony as an antecedent of the emergence of self-control. *Developmental Psychology*, 35, 223-231.

Feldman, R. S., Jenkins, L. & Popoola, O. (1979). Detection of deception in adults and children via facial expressions. *Child Development*, 50, 350-355.

Feldman, R. S., Tomasian, J. C. & Coats, E. J. (1999) Nonverbal deception abilities and adolescents' social competence: Adolescents with higher social skills are better liars. *Journal of Nonverbal Behavior*, 23, 237-249.

Fernández-Dols, J.-M. (1999). Facial expression and emotion: A situationist view. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 242-261). Cambridge: Cambridge University Press.

Feyereisen, P. (1991). Brain pathology, lateralization, and nonverbal behavior. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 31-72). Cambridge: MIT Press.

Field, T. M., Woodson, R., Greenberg, R. & Cohen, D. (1982). Discrimination and imitation of facial expressions by neonates. *Science*, 218, 179-181.

Fischer, A. H. (Ed.) (2000). *Gender and emotion. Social psychological perspectives*. Cambridge: University Press.

Fischer, K. W. (1980). A theory of cognitive development: The control and construction of hierarchies of skills. *Psychological Review*, 87, 477-531.

Fischer, K. W., Bullock, D. H., Rotenberg, E. J. & Raya, P. (1993). The dynamics of competence: How context contributes directly to skill. In R. Wozniak & K. W. Fischer (Eds.), *Development in context: Acting and thinking in specific environments*. Hillsdale NJ: Erlbaum.

Fischer, K. W. & Pipp, S. L. (1984). Development of the structures of unconscious thought. In K. Bowers & D. Meichenbaum (Eds.), *The unconscious revisited* (S. 88-148). New York: Wiley.

Fischer, K., Shaver, P. R. & Carnochan, P. (1990). How emotions develop and how they organize development. *Cognition and Emotion* 4, 81-127.

Fodor, J. (1975). *The language of thought*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Folkman, S. & Lazarus, R. S. (1990). Coping and emotion. In N. Stein, B. Leventhal & T. Trabasso (Eds.) *Psychological and biological approaches to emotion* (S. 313-332). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Forgas, J. P. (1995). *Soziale Interaktion und Kommunikation: Eine Einführung in die Sozialpsychologie*. Weinheim: Beltz.

Foucault, M. (1978). *Dispositive der Macht: über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin, Merve.

Freud, S. (1915/1957). Repression. In J. Stachey (ed.), *The standard edition of the complete psychological works of Sigmund Freud*, Vol. 14 (S. 143-158). London.

Fridlund, A. J. (1991). Sociality of solitary smiling: Potentiation by an implicit audience. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60, 229-240.

Fridlund, A. J. (1994). *Human facial expression*. San Diego: Academic Press.

Fridlund, A. J. (1995). Expression, Emotion, Neith, or Both? *Cognition and Emotion*, 9, 617-635.

Friedlmeier, W. (1993). *Entwicklung von Empathie, Selbstkonzept und prosozialem Handeln in der Kindheit*. Konstanz: Hartung-Gore.

Friedman, H. S. & Riggio, R. E. (1981). Effect of individual differences in nonverbal expressiveness on transmission of emotion. *Journal of Nonverbal Behavior*, 6, 96-101.

Frijda, N. H. (1986). *The emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.

Frijda, N. H. (1993). Moods, emotion episodes, and emotions. In M. Lewis & J. M. Haviland (Eds.), *Handbook of Emotions* (S. 381-403). New York: Guilford Press.

Frijda, N. H. (1993). The place of appraisal in emotion. *Cognition and Emotion*, 7, 357-387.

Frijda, N. H. (1994a). Emotions are functional, most of the time. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 112-122). Oxford: Oxford University Press.

Frijda, N. H. (1994b). Emotions require cognitions, even if simple ones. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 197-202). Oxford: Oxford University Press.

Frijda, N. H., Markam, S. Sato, K. & Wiers, R. (1995). Emotions and emotion words. In J. A. Russell, A. S. R. Manstead, J. C. Wellenkamp & J. M. Fernandes-Dols (Eds.), *Every day conceptions of emotion* (S. 121-143). Dordrecht, Netherlands: Kluwer.

Frijda, N. H. & Mesquita, B. (2000). Beliefs through emotions. In N. H. Frijda, A. S. R. Manstead & S. Bem (Eds.), *Emotions and beliefs: how feelings influence thoughts* (S. 45-77). Cambridge: Cambridge University Press.

Frijda, N. H. & Zeelenberg, M. (2001). Appraisal: What is the dependent? In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 141-157). Oxford: Oxford University Press.

Gallese, V. (2001). The »shared manifold« hypothesis: From mirror neurons to empathy. In E. Thompson (Ed.), *Between ourselves: Second person issues in the study of consciousness* (S. 33-50). Charlottesville: Imprint Academic.

Gallese, V., Fadiga, L., Fogassi, L. & Rizzolatti, G. (1996). Action recognition in the premotor cortex. *Brain*, 119, 593-501.

Gallagher, H. L., Happé, F., Brunswick, N., Fletcher, P. C., Frith, U & Frith, C. D. (2000). Reading the mind in cartoons and stories: an fMRI study of »theory of mind« in verbal and nonverbal tasks. *Neuropsychologia*, 38, 11-21.

Garbe, C. (2002). Geschlechtsspezifische Zugänge zum fiktionalen Lesen. In H. Bonfadelli & P. Bucher (Hrsg.), *Lesen in der Mediengesellschaft. Stand und Perspektiven der Forschung* (S. 215-234). Zürich: Pestalozzianum.

Geen, T. (1992). Facial expressions in socially isolated nonhuman primates: Open and closed programs for expressive behavior. *Journal of Research in Personality*, 26, 475-477.

Gembris, H. (1977). Psychovegetative Aspekte des Musikhörens. *Zeitschrift für Musikpädagogik*, 4, 59-65.

Gembris, H.(1985). *Musikhören und Entspannung: theoretische und experimentelle Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen situativen Bedingungen und Effekten des Musikhörens*. Hamburg: Wagner.

Gendolla, G. H. E. (1996). Erwartungsbildung und Überraschung in Leistungssituationen. In E. Witte (Hrsg.) *Sozialpsychologie der Motivation und Emotion*. Lengerich: Pabst.

George, N., Driver, J., & Dolan, R. J. (2001). Seen gaze-direction modulates fusiform activity and its coupling with other brain areas during face processing. *NeuroImage*, 13, 1102-1112.

Gergen, K. J. (1985). *The social construction of the person*. New York: Springer.

Gesn, P. R. & Ickes, W. (1999). The development of meaning contexts for empathic accuracy: Channel and sequence effects. *Journal of Personality and Social Psychology*, 77, 746-761.

Gibbs, R. W. (1998). The Varieties of Intentions in Interpersonal Communication. In S. R. Fussell & R. J. Kreuzer (Eds.), *Social and Cognitive Approaches to Interpersonal Communication* (S. 19-37). Mahwah, NJ.: Erlbaum.

Gibson, R., Aust, C. F. & Zillmann, D. (2000). Loneliness of adolescents and their choice and enjoyment of love-celebrating versus love-lamentating popular music. *Empirical Studies of the Arts*, 18, 43-48.

Giomo, C. J. (1993). An experimental study of children's sensitivity to mood in music. *Psychology of Music*, 21, 141-162.

Gitlin, T. (1980). *The whole world is watching*. Berkeley: University of California Press.

Glaser, B. & Strauss, A. (1967). *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. Chicago: Aldine.

Gleich, U. (1997). *Parasoziale Interaktionen und Beziehungen von Fernsehzuschauern und Personen auf dem Bildschirm: ein theoretischer und empirischer Beitrag zum Konzept des aktiven Rezipienten*. Landau: Verlag Empirische Pädagogik.

Goffman, I. (1971). *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Goldsmith, D. J. (1994). The role of facework in supportive communication. In B. R. Burleson, T. L. Albrecht & I. G. Sarason (Eds.), *Communication of emotional support: Messages, interactions, relationships, and community* (S. 29-49). Thousand Oaks, CA: Sage.

Goldsmith, D. J. & MacGeorge, E. L. (2000). The impact of politeness and relationship on perceived quality of advice about a problem. *Human Communication Research*, 26, 234-263.

Goleman, D. (1996). *Emotionale Intelligenz*. München: Hanser.

Gottman, J. M. (1994). *What Predicts Divorce? The Relationship between Marital Process and Marital Outcomes*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Gottman, J. M., Katz, L. F. & Hooven, C. (1997). *Meta-emotion: how families communicate emotionally*. Mahwah, NJ: Erlbaum.

Gottman, J. M. & Parker, J. C. (Eds.) (1986). *Conversations of friends. Speculations on affective development*. Cambridge: Cambridge University Press.

Gottschling, V. (2003). *Bilder im Geiste. Die Imagery-Debatte*. Paderborn: Mentis.

Graf, W. (2002). Zur Genese der Sachtextlektüre in der Jugendphase. *Neue Sammlung. Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft*, 42, 513-524.

Graham, T. & Ickes, W. (1997). When women's intuition is not greater than men's. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 117-143). New York: Guilford Press.

Graumann, C. F. (Hrsg.) (1972). *Sozialpsychologie* 2. Halbband: Forschungsbereiche. Göttingen: Hogrefe.

Gray, J. A. (1990). Brain systems that mediate both emotion and cognition. *Cognition and Emotion* 4, 269-288.

Gray, J. A. (1995). A model of limbic system and basal ganglia: Applications to anxiety and schizophrenia. In M. S. Gazzaniga (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 1165-1176). Cambridge: MIT Press.

Green, D. P., Salovey, P. & Truax, K. M. (1999). Static, dynamic, and causative bipolarity of affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76, 856-867.

Greene, J. O. (1997). A second generation action assembly theory. In J. O. Greene (Ed.), *Message production* (S. 151-170). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Greene, J. O. (Ed.) (1997). *Message production. Advances in communication theory*. Mahwah, NJ: Erlbaum.

Greve, W. (2002). Handlungstheorien. In D. Frey & M. Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie (Bd. II)* (S. 300-325). Bern; Göttingen; Toronto, Seattle: Huber.

Grice, H. P. (1957). Meaning. *The philosophical review*, 66. In G. Meggle (Hrsg.) (1993), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung* (S. 377-388). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Grice, H. P. (1968). Utterer's meaning, sentence-meaning and word-meaning. *Foundations of Language*, 5. In G. Meggle (Hrsg.) (1993), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung* (S. 225-252). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Grice, H. P. (1975). Logic and conversation. In P. Cole & J. Morgan (Eds.), *Syntax and semantics 3: Speech acts*. New York: Academic Press.

Grice, H. P. (1991). *Studies in the way of words*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Groeben, N. (1986). *Handeln, Tun, Verhalten als Einheit einer verstehend-erklärenden Psychologie*. Tübingen: Francke.

Gross, J. J. & John, O. P. (1997). Revealing feelings: Facets of emotional expressivity in self-reports, peer ratings, and behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72, 435-448.

Gross, J. J. & Levenson, R. W. (1993). Emotional Suppression: Physiology, self-report, and expressive behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 970-986.

Gross, J. J. & Levenson, R. W. (1997). Hiding feelings: The acute effects of inhibiting negative and positive emotion. *Journal of Abnormal Psychology*, 106, 95-103.

Haas, J. (1978). Learning real feelings: A study of high steel ironworker's reactions to fear and danger. In J. Haas W. Saffir (Eds.), *Shaping identity in Canadian society* (S. 227-245). Scarborough, Ontario: Prentice Hall.

Habermas, J. (1997). Sprechakttheoretische Erläuterungen zum Begriff der kommunikativen Rationalität. In G. Preyer, M. Ulkan & A. Ulfing (Hrsg.), *Intention-Bedeutung-Kommunikation* (S. 258-287). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Habermas, T. (1996). *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Hakanen, E. A. (1995). Emotional use of music by African American adolescents. *The Howard Journal of Communication*, 5, 214-222.

Halberstadt, A. G. (1991). Toward an ecology of expressiveness: Family socialisation in particular and a model in general. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 106-162). Cambridge: Cambridge University Press.

Halberstadt, A. G., Crisp, V. W. & Eaton, K. L. (1999). Family expressiveness: A retrospective and new directions for research. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 109-155). Cambridge: Cambridge University Press.

Hancock, M. & Ickes, W. (1996). Empathic accuracy: When does the perceiver-target relationship make a difference? *Journal of Social and Personal Relationships*, 13, 179-199.

Harré, R. & Gillet, G. (1994). *The discursive mind*. Thousand Oaks: Sage Publication.

Harré, R. M. (1986). An outline of the social constructionist viewpoint. In R. Harré (Ed.) *The social construction of emotions* (S. 2-14). Oxford: Blackwell.

Harris, J. R. (1998). *The nurture assumption: Why children turn out the way they do*. New York: Free Press.

Harris, P. L. & Gross, D. (1988). Children's understanding of real and apparent emotion. In J. W. Astington, P. L. Harris & D. R. Olson (Eds.), *Developing theories of mind* (S. 295-314). Cambridge: Cambridge University Press.

Hatfield, E., Cacioppo, J. T. & Rapson, R. L. (1994). *Emotional contagion*. Cambridge: Cambridge University Press.

Heath, R. L. & Bryant, J. (2000). *Human communication theory and research: concepts, contexts, and challenges*. Mahwah, NJ [u. a.] : Erlbaum.

Heider, K. (1991). *Landscapes of emotion: Mapping three cultures of emotion in Indonesia*. Cambridge: Cambridge University Press.

Henschel, I., Hoffman, K. & Vaßen, F. (Hrsg.) (1997). *Brecht und Stanislawski und die Folgen*. Berlin: Henschel Verlag.

Herrmann, T. & Grabowski, J. (1994). *Sprechen – Psychologie der Sprachproduktion*. Heidelberg: Spektrum.

Hess, U., Banse, R. & Kappas, A. (1995). The intensity of facial expression is determined by underlying affective state and social situation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 280-288.

Hess, U. & Blairy, S. (2001). Facial mimicry and emotional contagion to dynamic emotional facial expressions and their influence on decoding accuracy. *International Journal of Psychophysiology*, 40, 129-141.

Hess, U., Blairy, S. & Kleck, R. E. (1997). The intensity of emotional facial expressions and decoding accuracy. *Journal of Nonverbal Behavior*, 21, 241-257.

Hess, U., Philippot, P. & Blairy, S. (1998). Facial reactions to emotional facial expressions: Affect or cognition? *Cognition and Emotion*, 12, 509-532.

Hewes, D. E. (1995). Cognitive processing of problematic messages: Reinterpreting to »unbias« texts. In D. Hewes (Ed.), *The cognitive bases of interpersonal communication* (S. 113-138). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Hewes, D. E. & Planalp, S. (1982). There is nothing as useful as a good theory: The influence of social knowledge on interpersonal communication. In C. R. Berger & S. H. Chaffee (Eds.), *Handbook of communication science* (S. 146-183). Newbury Park, CA: Sage.

Hjemslev, L. (1974). *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*. München: Huber.

Hobson, J. A. (1999). *Consciousness*. New York: Scientific American Library.

Hochschild, A. R. (1979). Emotion work, feeling rules, and social structure. *American Journal of Sociology*, 85, 551-575.

Hochschild, A. R. (1983). *The managed heart: Commercialization of human feeling*. Berkeley: University of California Press.

Hoffman, M. L. (1987). Toward a theory of empathic arousal and development. In M. Lewis & L. Rosenblum (eds.), *The development of affect*. New York: Plenum.

Höge, H. (1984). *Emotionale Grundlagen ästhetischen Urteilens: ein experimenteller Beitrag zur Psychologie der Ästhetik*. Frankfurt/M.: Lang.

Holly, W. (1987). Sprachhandeln ohne Kooperation? Über den »kooperativen« Balanceakt beim Manipulieren. In F. Liedke & R. Keller (Hrsg.), *Kommunikation und Kooperation*. Tübingen: Niemeyer.

Hölscher, S. (1996). Das Physische und das Psychische. Die klassischen und modernen Positionen zum Leib-Seele-Problem und ihre konzeptuellen Lücken. Phil. Diss. Universität Karlsruhe.

Holtgraves, H. (1998). Interpersonal Foundations of Conversational Indirectness. In S. R. Fussell & R. J. Kreuzer (Eds.), *Social and cognitive approaches to interpersonal communication* (S. 71-89). Mahwah, NJ.: Erlbaum.

Hughes, C. F. & Cutting, A. L. (1999). Nature, nurture, and individual differences in early understanding of mind. *Psychological Science*, 10, 429-432.

Hughes, C. F., Uhlmann, C. & Pennebaker, J. W. (1994). The body's response to processing emotional trauma: Linking verbal text with autonomic activity. *Journal of Personality* 62, 565-585.

Hutchins, E. (1995). *Cognition in the wild*. Cambridge: MIT Press.

Ickes, W. (1993). Empathic accuracy. *Journal of Personality*, 61, 587-609.

Ickes, W. & Simpson, J. A. (1997). Managing empathic accuracy in close relationships. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 218-250). New York: Guilford Press.

Imperato-McGinley, J., Peterson, R. P., Stoller, R. & Goodwin, W. E. (1999). Gender role change with puberty. In S. J. Ceci & W. M. Williams (Eds.), *The nature-nurture debate: The essential readings* (S. 76-80). Oxford: Blackwell.

Intons-Peterson, M. J. (1983). Imagery Paradigms: How vulnerable are they to experimenter's expectations? *Journal of Experimental Psychology*, 9, 394-412.

Iser, W. (1976). *The act of reading*. Baltimore, MD: John Hopkins University.

Izard, C. E. (1971). *The face of emotion*. New York: Appleton-Century-Crofts.

Izard, C. E. (1977). *Human emotions*. New York: Plenum.

Jacobs, S. (1994). Language and Interpersonal Communication. In M. L. Knapp & G. R. Miller (Eds.), *Handbook of interpersonal communication* (S. 199-228). Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.

Jäger, C. & Bartsch, A. (2002). Privileged access and repression. In S. A. Döring & V. Mayer (Hrsg.), *Die Moralität der Gefühle* (S. 59-80). Akademie Verlag.

Jäger, C. (1997). »Kommunikation de re«. In G.-L. Lueken (Hrsg.), *Kommunikationsversuche: Theorien der Kommunikation* (S. 43-59). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Jäger, C. (1999). *Selbstreferenz und Selbstbewußtsein*. Paderborn: Mentis.

James, W. (1902/1982). *The varieties of religious experience*. Hammondsworth: Penguin Books.

Jerry, J. L. (2001). Toward an etiology of media use motivations. The role of temperament in media use. *Communication Monographs*, 68, 274-288.

Johnson, M. (1987). *The body and the mind: The bodily basis of meaning, imagination, and reason*. Chicago: University of Chicago Press.

Johnstone, T. (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 187-201). New York: Oxford University Press.

Johnstone, T., van Reekum, C. M. & Scherer, K. R. (2001). Vocal expression correlates of appraisal processes. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 271-284). Oxford: Oxford University Press.

Jones, S. M., & Burleson, B. R. (1997). The impact of situational variables on helpers' perceptions of comforting messages. *Communication Research*, 24, 530-555.

Jones, S. M., & Burleson, B. R. (2003). Effects of helper and recipient sex on the experience and outcomes of comforting messages that vary in degree of verbal person centeredness and nonverbal immediacy. *Sex Roles*, 48, 1-19.

Jones, S. M., & Guerrero, L. K. (2001). Nonverbal immediacy and verbal person centeredness in the emotional support process. *Human Communication Research*, 4, 567-596.

Juslin P. N. (1997). Emotional communication in music performance: A functionalist perspective and some data. *Music Perception*, 14, 383-418.

Juslin, P. N. & Sloboda, J. A. (Eds.) (2001). *Music and emotion. Theory and research*. Oxford: Oxford University Press.

Juslin, P. N. (2000). Cue utilization in communication of emotion in music performance: Relating performance to perception. *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance*, 26, 1797-1813.

Kagan, J. (1994). Distinctions among emotions, moods, and temperamental qualities. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 74-78). New York: Oxford University Press.

Kagan, J. (1994a). *Galen's prophecy*. Oxford: Oxford University Press.

Kagan, J. (1994b). Distinctions among emotions, mood and temperamental qualities. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 74-78). Oxford: Oxford University Press.

Kaiser, S., & Wehrle, T. (2001). Facial expressions as indicators of appraisal processes. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 285-300). Oxford: Oxford University Press.

Kappas, A. (2001). A metaphor is a metaphor is a metaphor: Exorcising the homunculus from appraisal theory. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 157-172). Oxford: Oxford University Press.

Kappas, A., Hess, U. & Scherer, K. R. (1991). Voice and emotion. In R. S. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 200-238). Cambridge: Cambridge University Press.

Kempter, G. & Bente, G. (2004). Psychophysiologische Wirkungsforschung: Grundlagen und Anwendungen. In R. Mangold, P. Vorderer & G. Bente (Hrsg.) (2004), *Lehrbuch der Medienpsychologie* (S. 271-295). Göttingen: Hogrefe.

King, B. (1989). *The conceptual structure of emotional experience in Chinese*. Unpublished doctoral dissertation, The Ohio State University.

Kleinginna, P. R. & Kleinginna, A. M. (1981). A categorized list of emotion definitions, with suggestions for a consensual definition. *Motivation and Emotion* 5, 345-379.

Knapp, M. L. & Miller, G. R. (Eds.) (1994). *Handbook of interpersonal communication*. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.

Knapp, M. L., Miller, G. R. & Fudge, K. (1994). Background and current trends in the study of interpersonal communication. In M. L. Knapp & G. R. Miller (Eds.), *Handbook of interpersonal communication* (S. 3-41). Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.

Knapp, M. L. & Stamp, G. H. (1990). The construct of intent in interpersonal communication. *Quarterly Journal of Speech*, 76, 282-299.

Knobloch, S. & Mundorf, N. (2003). Communication and emotion in the context of music and music television. In J. Bryant, D. Roskos-Ewoldson & J. Cantor (Eds.), *Communication and emotion. Essays in honor of Dolf Zillmann (491-509)*. Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum.

Knobloch, S. & Zillmann, D. (2002). Mood management via a digital jukebox. *Journal of Communication*, 52, 351-366.

Kochanska, G. (1997). Multiple pathways to conscience for children with different temperaments: From toddlerhood to age 5. *Developmental Psychology*, 33, 228-240.

Kochanska, G., Clark, L.A. & Goldmann, M. S. (1997). Implications of mothers' personality for their parenting and their young children's developmental outcomes. *Journal of Personality*, 65, 388-420.

Kochanska, G., Murray, K. & Coy, K. C. (1997). Inhibitory control as a contributor to conscience in childhood: From toddler to early school age. *Child Development*, 68, 263-277.

Kokkonen, M. & Pulkkinen, L. (1999). Emotion regulation in relation to personality characteristics indicating low and high self-control of emotions. *Personality and Individual Differences*, 27, 913-932.

Kolb, B. & Whishaw, I. (1993). *Neuropsychologie*. Heidelberg: Spektrum.

Kosslyn, S. M. (1994). *Image and brain: The resolution of the imagery debate*. Cambridge: MIT Press.

Kosslyn, S. M. & Koenig, O. (1992). *Wet mind: The new cognitive neuroscience*. New York: Macmillan.

Kosslyn, S. M. & Pomerantz, J.R. (1977). Imagery, propositions, and the form of internal representations. *Cognitive Psychology*, 9, 52-76.

Kövecses, Z. (2000). *Metaphor and emotion. Language, culture and body in human feeling*. Cambridge: Cambridge University Press.

Kratus, J. (1993). A developmental study of children's interpretation of emotion in music. *Psychology of Music*, 21, 3-19.

Kraut, R. E. & Johnston, R. E. (1979). Social and emotional messages of smiling: An ethological approach. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1539-1553.

Krebs, D. (1975). Empathy and altruism. *Journal of Personality and Social Psychology*, 32, 1134-1146.

Kroeber-Riel, W. (1993). *Bildkommunikation: Imagerystrategien für die Werbung*. München: Vahlen.

Kroeber-Riel, W. & Weinberg, P. (1999). *Konsumentenverhalten*. München: Vahlen.

Kunz, S. (1991). *Musik am Arbeitsplatz*. Wien: Döblinger.

Kupperbusch, C., Matsumoto, D., Kooken, K., Loewinger, S., Uchida, H., Wilson-Cohn, C. & Yrizarry, N. (1999). Cultural influences on nonverbal expressions of emotion. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 17-44). Cambridge: Cambridge University Press.

La Mettrie, J. O. (1990). *L'homme machine. Die Maschine Mensch*. (übersetzt und herausgegeben von C. Becker). Hamburg: Meiner.

La Motte, H. de (1990). *Musikhören beim Autofahren. Acht Forschungsberichte*. Frankfurt/M.: Lang.

Laird, J. D., Alibozak, T., Davainis, D., Deignan, K., Fontanella, K., Hong, J., Levy, B. & Pacheco, C. (1994). Individual differences in the effect of spontaneous mimicry on emotional contagion. *Motivation and Emotion*, 18, 231-247.

Lakoff, G. & Kövecses, Z. (1987). The cognitive model of anger inherent in American English. In D. Holland & N. Qinn (Eds.), *Cultural models in language and thought* (S. 195-221). Cambridge: Cambridge University Press.

Lakoff, R. (1976). *Logic of politeness: Or minding your P's and Q's. Papers of the 9th regional meeting of the Chicago Linguistic Association*. New York: Academic Press.

Lakoff, R. & Johnson, M. (1980). *Metaphors we live by*. Chicago/London: University of Chicago Press.

Lamborn, S. D., Fischer, K. & Pipp, S. (1994). Constructive criticism and social lies: A developmental sequence for understanding honesty and kindness in social interactions. *Developmental Psychology*, 30, 495-508.

Lang, P. J., Bradley, M. M. & Cuthbert, B. N. (1990). Emotion, attention, and the startle reflex. *Psychological Review*, 97, 377-395.

Lanzetta, J. T. & Englis, B. G. (1989). Expectations of cooperation and competition and their effects on observers' vicarious emotional responses. *Journal of Personality and Social Psychology*, 56, 543-554.

Lasswell, H. D. (1948). The structure and function of communication in society. In L. Bryson (Ed.), *The communication of ideas* (S. 37-51). New York: Harper.

László, J., Ehmann, B., Péley, B. & Pólya, T. (2002). Narrative psychology and narrative psychological content analysis. In J. László & W. Stainton Rogers (Eds.), *Narrative approaches in social psychology* (S. 9-25). Budapest: New Mandate.

Laukka, P. & Gabrielsson, A. (2000). Emotional expression in drumming performance. *Psychology of Music*, 28, 181-189.

Lazarus, R. S. (1966). *Psychological stress and the coping process*. New York: McCraw-Hill.

Lazarus, R. S. (1991). Cognition and motivation in emotion. *American Psychologist*, 46, 352-267.

Lazarus, R. S. (1991a). Cognition and motivation in emotion. *American Psychologist*, 46, 352-267.

Lazarus, R. S. (1991b). *Emotion and adaptation*. Oxford: Oxford University Press.

Lazarus, R. S. (1994). Universal antecedents of the emotions. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 162-171). New York: Oxford University Press.

Lazarus, R. S. (1994a). Universal antecedents of the emotions. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 162-171). Oxford: Oxford University Press.

Lazarus, R. S. (1994b). Appraisal: The long and the short of it. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 208-215). Oxford: Oxford University Press.

Lazarus, R. S. (2001). Relational meaning and discrete emotions. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S.37-67). Oxford: Oxford University Press.

Lazarus, R. S., Kanner, A. D. & Folkman (1980), Emotions: A cognitive-phenomenological analysis. In R. Plutchick & H. Kellerman (Eds.), *Theories of emotion, Vol. 1* (S. 189-217). New York: Academic Press.

LeDoux, J. E. (1991). Emotion and the limbic system concept. *Concepts in Neuroscience*, 2, 169-199.

LeDoux, J. E. (1994). Cognitive-emotional interactions in the brain. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 216-224). Oxford: Oxford University Press.

LeDoux, J. E. (1995). In search of an emotional system in the brain: Leaping from fear to emotion and consciousness. In M. S. Gazzaniga (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 1049-1062). Cambridge: MIT Press.

LeDoux, J. E. (1996). *The emotional brain: the mysterious underpinnings of emotional life*. New York: Simon & Schuster.

LeDoux, J. E. (2002). *Synaptic self: How our brains become who we are*. New York: Viking.

Lee, I. J. (1952). *How to talk with people*. New York: Harper.

Legerstee, M. (1994). Patterns of 4-month-old infant responses to hidden, silent, and sounding people and objects. *Early Development and Parenting*, 3, 71-80.

Leibnitz, G. W. (1966). Zur prästabilierten Harmonie. In *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Bd. II* (S. 272-275). Hamburg: Meiner.

Leonard, C. M., Rolls, E. T., Wilson, F. A. W. & Baylis, G. C. (1985). Neurons in the amygdala of the monkey with responses selective for faces. *Behavioral Brain Research*, 15, 159-176.

Levenson, R. W. (1994). The search for autonomic specificity. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 252-258). New York: Oxford University Press.

Levenson, R. W. (1996). Biological substrates of empathy and facial modulation of emotion: Two facets of the scientific legacy of John Lanzetta. *Motivation and Emotion*, 20, 185-203.

Levenson, R. W. (1999). The intrapersonal functions of emotion. *Emotion and Cognition*, 13, 481-504.

- Levenson, R. W. & Gottman, J. M. (1983). Marital interaction: Physiological linkage and affective exchange. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 587-597.
- Levenson, R. W. & Ruef, A. M. (1992). Empathy: A physiological substrate. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, 234-246.
- Levenson, R. W. & Ruef, A. M. (1997). Physiological aspects of emotional knowledge and rapport. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy* (S. 44-72). New York: Guilford Press.
- Levenson, R. W., Carstensen, L. L. & Gottman, J. M. (1994). The influence of age and gender on affect, physiology, and their interrelations: A study of long-term marriages. *Journal of Personality and Social Psychology*, 67, 56-68.
- Levenson, R. W., Carstensen, L. L., Friesen, W. V. & Ekman, P. (1991). Emotion, physiology and expression in old age. *Psychology and Aging*, 6, 28-35.
- Levenson, R. W., Ekman, P. & Friesen, W. V. (1990). Voluntary facial action generates emotion-specific autonomous nervous system activity. *Psychophysiology*, 45, 587-597.
- Leventhal, H. & Scherer, K. R. (1987). The relationship of emotion and cognition: A functional approach to semantic controversy. *Cognition and Emotion*, 1, 3-28.
- Levy, R. I. (1984). Emotion, knowing and culture. In R. A. Shweder & R. A. Levine (Eds.), *Culture Theory* (S. 214-237). Cambridge: Cambridge University Press.
- Lewin, K. (1935). *A dynamic theory of personality*. New York: McGraw-Hill.
- Lewis, C. & Mitchell, P. (Eds.) (1994), *Origins of an understanding of mind*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Lewis, M. & Haviland, J. M. (Eds.) (1993). *Handbook of emotions*. New York: Guilford Press.

- Lewis, M. D. (2001). Personal pathways in the development of appraisal: A complex systems/stage theory perspective. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 205-220). New York: Oxford University Press.
- Lewis, M., Sullivan, M. & Vasen, A. (1987). Making faces: Age and emotion differences in the posing of emotional expressions. *Developmental Psychology*, 23, 690-697.
- Lim, T. S. & Bowers, J. W. (1991). Facework, Solidarity, approbation, and tact. *Human Communication Research*, 17, 415-450.
- Lipps, T. (1907). Das Wissen von fremden Ichen. *Psychologische Untersuchung*, 1, 694-722.
- Loehlin, J. C. (1992). *Genes and environment in personality development*. Newbury Park, CA: Sage.
- Luan Phan, K., Wagner, T., Taylor, S. F. & Liberzon, I. (2002). Functional neuroanatomy of emotion: A meta-analysis of emotion activation studies in PET and fMRI. *NeuroImage*, 16, 331-348.
- Luhmann, N. (1981). Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In N. Luhmann (Hrsg.), *Soziologische Aufklärung 3* (S. 25-34). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1994). *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lutz, C. A. (1988). *Unnatural emotions: Everyday sentiments on a Micronesian atoll and their challenge to western theory*. Chicago: University of Chicago Press.
- Luu, P., Tucker, D. M. & Derryberry, D. (1998). Anxiety and the motivational basis of working memory. *Cognitive Therapy and Research*, 22, 577-594.
- Maccoby, E. E. (1980). *Social development: Psychological development and parent-child relationship*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.

- Maccoby, E. E. (1990). Gender and relationships: A developmental account. *American Psychologist*, 45, 513-520.
- Mandler, G. (1990). A constructivist theory of emotion. In N. L. Stein, B. Leventhal & T. Trabasso (Eds.), *Psychological and biological approaches to emotion*. (S. 21-43). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Mangold, R. (1998). Emotionale Wirkungsaspekte während der Fernsehrezeption. In W. Klingler, G. Roters & O. Zöllner (Hrsg.), *Fernsehforschung in Deutschland. Themen-Akteure-Methoden*. (S. 641-660). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Mangold, R., Unz, D. & Winterhoff-Spurk, P. (2001). Zur Erklärung emotionaler Medienwirkungen: Leistungsfähigkeit, empirische Überprüfung und Fortentwicklung theoretischer Ansätze. In P. Rössler, U. Hasenbrink & M. Jäckel (Hrsg.), *Theoretische Perspektiven der Rezeptionsforschung* (S. 163-180). München: Fischer.
- Mangold-Allwin, R. (1993). *Flexible Konzepte. Experimente, Modelle, Simulationen*. Frankfurt/M.: Lang.
- Manstead, A. (1991). Expressiveness as an individual difference. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 285-328). Cambridge: Cambridge University Press.
- Manstead, A. S. R. & Fischer, A. H. (2001). Social appraisal: The social world as object of and influence on appraisal processes. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 221-232). Oxford: Oxford University Press.
- Manstead, A. S. R., Fischer, A. H. & Jakobs, E. B. (1999). The social and emotional functions of facial displays. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 287-313). Cambridge: Cambridge University Press.
- Maragoni, C., Garcia, S., Ickes, W., & Teng, G. (1995). Empathic accuracy in a clinically relevant setting. *Journal of Personality and Social Psychology*, 68, 854-869.

Mascolo, M. F. & Fischer, K. W. (1998). The development of self through the coordination of component systems. In M. Ferrari & R. J. Sternberg (Eds.), *Self-Awareness. Its Nature and Development* (332-384). New York: Guilford Press.

Matsuki, K. Metaphors of anger in Japanese. In J. Taylor & R. E. MacLaury (Eds.), *Language and the cognitive construal of the world* (S. 173-151). Berlin: DeGruyter.

Matsumoto, D. (1992). American-Japanese cultural differences in the recognition of universal facial expressions. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 23, 72-84.

Matsumoto, D. & Ekman, P. (1989). American-Japanese cultural differences in intensity ratings of facial expressions of emotion. *Motivation and Emotion*, 13, 143-157.

Maturana, H. & Varela, J. (1987). *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Bern/München: Goldmann.

Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1997). *Der Baum der Erkenntnis*. München: Goldmann.

Mauro, R., Sato, K. & Tucker, J. (1992). The role of appraisal in human emotions: A cross-cultural study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62, 301-317.

McCombs, M.E. & Shaw, D.L. (1972). The agenda-setting function of the mass media. *Public Opinion Quarterly*, 36, 176-187.

McCrae, R. R. & Costa, P. T. (1987). Validation of a five-factor model of personality across instruments and observers. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 81-90.

McCrae, R. R., Costa, P. T., Ostendorf, F., Angleitner, A, et al. (2000). Nature over Nurture: Temperament, personality, and live span development. *Journal of Personality and Social Psychology*, 78, 173-186.

McCroskey, J. C. (1977). Oral communication: A summary of recent theory and research. *Human communication research, 4*, 78-96.

McCroskey, J. C. (1993). *An introduction to rhetorical communication*. Englewood, Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

McDougall, W. (1936). *An introduction to social psychology*. London: Methuen.

McHugo, G. J., Lanzetta, J. T., Sullivan, D. G., Masters, R. D. & Englis, B. G. (1985). Emotional reactions to a political leader's expressive displays. *Journal of Personality and Social Psychology, 49*, 1513-1529.

McLean, P. D. (1952). Some psychiatric implications of physiological studies on the frontotemporal portion of the limbic system (visceral brain). *Electroencephalography and Clinical Neurophysiology, 4*, 407-418.

McLeod, J. M., Becker, L. B. & Byrnes, J. E. (1974). Another look at the agenda setting function of the press. *Communication Research, 1*, 131-166.

Mead, G. H. (1991). *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus* (Erstauflage 1934). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Meffert, H. (1998). *Marketing: Grundlagen marktorientierter Unternehmensführung*. Wiesbaden: Gabler.

Meggle, G. (1981). *Grundbegriffe der Kommunikation*. Berlin: deGruyter.

Meggle, G. (1990). Intention, Kommunikation und Bedeutung. Eine Skizze. In Forum f. Philosophie Bad Homburg (Hrsg.), *Intentionalität und Verstehen* (S. 88-108). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Meggle, G. (1997). *Grundbegriffe der Kommunikation* (Erstauflage 1981). Berlin: de Gruyter.

Meggler, G. (Hrsg.) (1993). *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Meister, Karl J. (1987). *System ohne Psyche. Zur Kritik der Pragmatischen Kommunikationstheorie und ihrer Anwendung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Mendolia, M. (1999). Repressor's appraisals of emotional stimuli in threatening and non-threatening positive emotional contexts. *Journal of Research in Personality*, 33, 1-26.

Merten, K. (1977). *Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozessanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Merten, K. (1994). Wirkungen von Kommunikation. In K. Merten, S. J. Schmidt & S. Weischenberg (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft* (S. 291-329). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Merten, K., Schmidt, S. J. & Weischenberg, S. (Hrsg.) (1994). *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Mesquita, B. & Ellsworth, P. C. (2001). The role of culture in appraisal. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 233-248). Oxford: Oxford University Press.

Mesquita, B. & Frijda, N. H. (1992). Cultural variations in emotions: A review. *Psychological Bulletin*, 112, 179-204.

Meyen, M. (2001). *Mediennutzung: Mediaforschung, Medienfunktionen, Nutzungsmuster*. Konstanz: UVK.

Meyer, W. U., Schützwohl, A. & Reisenzeim, R. (1997). *Einführung in die Emotionspsychologie Bd. 2*. Bern: Huber.

- Mikos, L. (1995). Zur Faszination von Action und Horror-Filmen. In M. Fridrichsen & G. Vowe (Hrsg.), *Gewaltdarstellungen in den Medien. Theorien Fakten und Analysen* (S. 167-193). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mikulincer, M. & Shaver, P. (2001). Attachment theory and intergroup bias: Evidence that priming the secure base schema attenuates negative reactions to out-groups. *Journal of Personality and Social Psychology*, *81*, 97-115.
- Miller, G. R. (1987). Persuasion. In C. R. Berger & S. H. Chaffee (Eds.), *Handbook of communication science* (S. 446-483). Newbury Park, CA: Sage.
- Miller, L. C., Cody, M. J. & McLaughlin, M. L. (1994). Situations and goals as fundamental constructs in interpersonal communication research. In M. L. Knapp & G. R. Miller (Eds.), *Handbook of interpersonal communication* (S. 162-197). Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.
- Miller, R. E. (1967). Experimental approaches to the physiological and behavioral concomitants of affective communication in rhesus monkeys. In S. A. Altmann (Ed.), *Social communication among primates* (S. 125-137). Chicago: University of Chicago Press.
- Miller, R. E., Banks, J. H. & Kuwahara, H. (1966). The communication of affects in monkeys: cooperative reward conditioning. *Journal of Genetic Psychology*, *108*, 121-134.
- Miller, R. E., Banks, J. H. & Ogawa, N. (1963). Role of facial expression in »cooperative-avoidance conditioning« in monkeys. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, *67*, 24-30.
- Miller, R. E., Murphy, J. V. & Mirsky, I. A. (1959). Non-verbal communication of affect. *Journal of Clinical Psychology*, *15*, 155-158.
- Minsky, M. L. (1975). A framework for representing knowledge. In Winston P. H. (ed.) *The psychology of computer vision* (S. 211-277). New York: McGraw-Hill.

- Morency, N. L. & Krauss, R. M. (1982). Children's nonverbal encoding and decoding of affect. In R. S. Feldman, (Ed.), *Development of nonverbal behavior in children* (S. 181-199). New York: Springer Verlag.
- Morris, Ch. W. (1938; 1973). *Zeichen, Sprache und Verhalten*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag.
- Morris, J. S., deBonis, M., & Dolan, R. J. (2002). Human amygdala responses to fearful eyes. *NeuroImage*, 17, 214-222.
- Morris, J. S., Frith, C. D., Perret, D. I., Rowland, D., Young, A. W. Calder, A. J., & Dolan, R. J. (1996). A differential neural response in the human amygdala to fearful and happy facial expressions. *Nature*, 383, 812-815.
- Morris, J. S., Öhman, A., & Dolan, R. J. (1999). A subcortical pathway to the right amygdala mediating »unseen« fear. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the USA*, 96, 1680-1685.
- Morton, J. B. & Trehub, S. (2001). Children's Understanding of Emotion in Speech. *Child Development*, 72, 834-843.
- Motley, M. T. (1990). Communication as interaction: A reply to Beach and Bavelas. *Western Journal of Speech Communication*, 54, 613-623.
- Munro, P. (1991). *Anger is heat: Some data for a crosslinguistic survey*. Unpublished manuscript, Department of Linguistics, University of California at Los Angeles.
- Murphy, C. M. & Messer, D. J. (1977). Mothers, infants, and pointing: A study of a gesture. In H. R. Schaffer (Ed.), *Studies in mother-infant interaction*. London: Academic Press.
- Murphy, S. & Zajonc, R. (1993). Affect, cognition, and awareness: Affective priming with suboptimal and optimal stimuli. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 723-739.

Neisser, U. (1976). *Cognition and reality: principles and implications of cognitive psychology*. San Francisco: Freeman.

Newman, P. L. (1960). »Wild man« behavior in a New Guinea highlands community. *American Anthropologist*, 66, 1-19.

Noelle-Neumann, E. (1986). *Lesen in der Informationsgesellschaft*. (Gutenberg Jahrbuch 61). Mainz: Gutenberg-Gesellschaft.

Nummenmaa, T. (1992). Pure and blended emotion in the human face. *Suomalaisen Tiedeakatemian Toimituksia, Ser. B Nr. 261*, Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia.

Oatley, K. (2000). The sentiments and beliefs of distributed cognition. In N. H. Frijda, A. S. R. Manstead & S. Bem (Eds.), *Emotions and beliefs: how feelings influence thoughts* (S. 78-107). Cambridge: Cambridge University Press.

Oberauer, K. (1997). *Intentionalität und Reflexion. Bausteine zu einer hermeneutischen Kognitionswissenschaft*. Münster: Aschendorff.

Odom, R. D. & Lemond, C. M. (1972). Developmental differences in the perception and production of facial expressions. *Child Development*, 43, 359-369.

Ortony, A., Clore, G. L. & Collins, A. (1988). *The cognitive structure of emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.

Paivio, A. (1963). Learning of adjective-noun paired-associates as a function of adjective-noun word order and noun abstractness. *Canadian Journal of Psychology*, 17, 370-379.

Paivio, A. (1965). Abstractness, imagery, and meaningfulness in paired-associate learning. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 4, 32-38.

Paivio, A. (1971). *Imagery and verbal processes*. New York: Holt, Rinehart, and Winston.

- Panksepp, J. (1994a). The basics of basic emotions. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 20-24). New York: Oxford University Press.
- Panksepp, J. (1994b). A proper discrimination between affective and cognitive process is essential for neuroscientific progress. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 224-227). Oxford: Oxford University Press.
- Panksepp, J. (1995). The emotional sources of »chills« induced by music. *Music perception*, 13, 171-207.
- Panksepp, J. (1998). *Affective neuroscience: The foundations of human and animal emotions*. Oxford: Oxford University Press.
- Parham, I. A., Feldman, R. S., Oster, G. D. & Popoola, O. (1981). Intergeneration differences in nonverbal disclosure of deception. *Journal of Social Psychology*, 113, 261-269.
- Parkinson, B. (2001). Putting appraisal in context. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 173-186). Oxford: Oxford University Press.
- Parkinson, B. & Manstead, A. S. R. (1992). Appraisal as a cause of emotion. In M. S. Clark (Ed.), *Review of Personality and Social Psychology: Vol. 13. Emotion* (S. 122-149). Newbury Park, CA: Sage.
- Parsons, T. (1951). *The Social System*. Glencoe: The Free Press.
- Pasupathi, M., Carstensen, L. L., Levenson, R. W. & Gottman, J. M. (1999). Responsive listening in long-term married couples: a psycholinguistic perspective. *Journal of Nonverbal behavior*, 23, 173-193.
- Patterson, M. L. (1983). *Nonverbal behaviour: A functional perspective*. New York: Springer-Verlag.
- Pavlov, L. P. (1927). *Conditioned reflexes*. Oxford: Clarendon Press.

Pearce, W. B. & Cronen, V. E. (1980). *Communication, action, and meaning*. New York: Praeger.

Peccinada, A. (2001). The psychophysiology of appraisals. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 301-315). Oxford: Oxford University Press.

Peirce, C. S. (1931-1958). *Collected papers*. Cambridge: Harvard University Press; dt. Peirce, C. S. (1967-1970) *Schriften*, hrsg. von K.-O. Apel. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Perner, J. (1991). *Understanding the representational mind*. Cambridge, MA: MIT Press.

Perner, J. (1996). Simulation as explication of predication-implicit knowledge about the mind: Arguments for a simulation-theory mix. In P. Carruthers & P. K. Smith (Eds.), *Theories of theory of mind* (S. 90-104). Cambridge: Cambridge University Press.

Perth, C. (1999). *Moleküle der Gefühle: Körper, Geist und Emotionen*. Hamburg: Rowohlt.

Pette, C. & Charlton, M. (1997). Videosessions – ritualisierter Rahmen zur Konstruktion von Gefühlen. In M. Charlton (Hrsg.), *Rezeptionsforschung: Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien* (S. 219-240). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Petty, R. E. & Cacioppo, J. T. (1986). The elaboration likelihood model of persuasion. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology 19* (S. 123-205). New York: Academic.

Piaget, J. (1967). *Biologie und Erkenntnis. Über die Beziehung zwischen organischen Regulationen und kognitiven Prozessen*. Frankfurt/M.: Fischer.

Pilotta, J. J. & Mickunas, A. (1990). *Science of Communication: its phenomenological foundation*. Hillsdale, NJ.: Erlbaum.

Pitman & Scherer (1993). Vocal expression and communication of emotion. In M. Lewis & J. Haviland (Eds.), *The handbook of emotions* (S. 185-197). New York: Guilford Press.

Planalp, S. & Hewes, D. E. (1982). A cognitive approach to communication theory: Cogito ergo dico? In M. Burgoon (Ed.), *Communication Yearbook 5* (S. 49-77). New Brunswick, NJ: Transaction.

Planalp, S. (1999). *Communicating emotion: Social, moral, and cultural processes*. Cambridge: Cambridge University Press.

Platinga, C. (1999). The scene of empathy and the human face on film. In C. Platinga & G. M. Smith (Eds.), *Passionate views. Film, cognition, and emotion* (S.239-255). Baltimore, London: John Hopkins University Press.

Plomin, R. & Daniels, D. (1987). Why are children in the same family so different from one another? *Behavioral and Brain Sciences, 10*, 1-16.

Plomin, R. & DeFries, J. C. (1999). The genetics of cognitive abilities and disabilities. In S. J. Ceci & W. M. Williams (Eds.), *The nature-nurture debate: The essential readings* (S. 178-196). Oxford: Blackwell.

Plomin, R. (1990). *Nature and nurture: An introduction to human behavioral genetics*. Pacific Grove, CA: Brooks & Cole.

Plutchik, P. (1980). *Emotion: A psychobioevolutionary synthesis*. New York: Harper & Row.

Popper, K. (1935). *Logik der Forschung*. Wien: Julius Springer Verlag.

Popper, K. R. & Eccles, J. C. (1977). *The self and its brain – an argument for interactionism*. München: Piper.

Premack, D. (1990). The infant's theory of self-propelled objects. *Cognition, 36*, 1-16.

Putman, H. (1960). Minds and Machines. In S. Hook (ed.) *Dimensions of mind*. New York: Collier.

Pylyshyn, Z. W. (1973). What the mind's eye tells the mind's brain: A critique of mental imagery. *Psychological Bulletin*, 80, 1-24.

Pylyshyn, Z. W. (1981). The imagery debate: Analogue media versus tacit knowledge. *Psychological Review*, 88, 16-45.

Pylyshyn, Z. W. (2003). Explaining mental imagery: now you see it, now you don't – Reply to Kosslyn et al. – 2003. *Trends in Cognitive Sciences*, 7, 111-112.

Rawlings, D. & Ciancarelli, V. (1997). Music preference and the five-factor model of the NEO personality inventory. *Psychology of Music*, 25, 120-132.

Reed, D. (1994). Pornography addiction and compulsive sexual behavior. In D. Zillmann (Ed.), *Media, children, and the family*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Reichenbach, L. & Masters, J. C. (1983). Children's use of expressive and contextual cues in judgements of emotion. *Child Development*, 54, 993-1004.

Reiman, E. M., Lane, R. D., Ahern, G. L., Schwartz, G. E., Davidson, R. J., Friston, K. J., Yun, L. S. & Chen, K. (1997). Neuroanatomical correlates of externally and internally generated human emotion. *American Journal of Psychiatry*, 154, 918-925,

Reisenzeim, R. (2001). Appraisal processes conceptualized from a schema-theoretic perspective: Contributions to a process analysis of emotions. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 187-201). Oxford: Oxford University Press.

Restak, R.M. (1994). *The modular brain*. New York: Macmillan.

Rheingold, H. (1993). *The virtual community: homesteading on the electronic frontier*. Addison Wesley.

- Ricci Bitti, P. E., & Poggi, I. (1991). Symbolic nonverbal behavior: Talking through gestures. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 433-457). Cambridge: Cambridge University Press.
- Rieche, B. (1999). *Emotionen in Musik und gesprochener Sprache*. Magisterarbeit eingereicht an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Halle/Saale.
- Rinn, W. (1991). Neuropsychology of facial expression. In R. Feldman & B. Rimé (Eds.), *Fundamentals of nonverbal behavior* (S. 3-30). Cambridge: MIT Press.
- Rizzolatti, G., Fadiga, L., Gallese, V. & Fogassi, L. (1996). Premotor cortex and the recognition of motor actions. *Cognitive Brain Research*, 3, 131-141.
- Rochat, P., Morgan, R. & Carpenter, M. (1997). Young infants' sensitivity to movement information specifying social causality. *Cognitive development*, 12, 537-561.
- Rolls, E. T. (1995). A theory of emotion and consciousness, and its application to understanding the neural basis of emotion. In M. S. Gazzaniga (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 1091-1106). Cambridge: MIT Press.
- Roos, J. (1988), Die Entwicklung der Zuschreibung komplexer Emotionen am Beispiel der Emotion »Peinlichkeit«. Frankfurt a.M.: Lang.
- Rorty, R. (1965). Mind-body identity, privacy and categories. *Review of Metaphysics*, 19, 24-54.
- Rosaldo, M. Z. (1984). Toward an anthropology of self and feeling. In R. A. Shweder (Ed.), *Culture theory: Essays on mind, self, and emotion* (S. 137-157). Cambridge: Cambridge University Press.
- Rosenthal, R., & DePaulo, B. M. (1979). Sex differences in eavesdropping on nonverbal cues. *Journal of Personality and social Psychology*, 37, 273-285.

Rosch, E. (1978). Principles of categorization. In E. Rosch & B. B. Lloyd (Eds.), *Cognition and categorization* (S. 27-48). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Roseman, I. J. (1984). Cognitive determinants of emotions: A structural theory. In P. Shaver (Ed.), *Review of personality and social psychology: Vol. 5. Emotions, relationships, and health* (S. 11-36). Beverly Hills: Sage.

Roseman, I. J. (1991). Appraisal determinants of discrete emotions. *Cognition and Emotion*, 5, 161-200.

Roseman, I. J. (2001). A model of appraisal in the emotion system: Integrating theory, research and applications. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 68-91). Oxford: Oxford University Press.

Roseman, I. J. & Kaiser, S. (2001). Applications of appraisal theory to understanding, diagnosing, and treating emotional pathology. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 249-267). Oxford: Oxford University Press.

Roseman, I. J. & Smith, C. A. (2001). Appraisal Theory: Overview, Assumptions, Varieties, Controversies. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 3-19). Oxford: Oxford University Press.

Ross, L. & Nisbett, R. E. (1991), *The person and the situation: Perspectives of social psychology*. New York: McGraw-Hill.

Roth, G. (1994). Die Welt, in der wir leben ist konstruiert. In F. Rötzer (Hrsg.), *Vom Chaos zur Endophysik* (S. 175-186). München: Boer.

Rothbart, M. K., Derryberry, D. & Posner, M. I. (1994). A psychobiological approach to the development of temperament. In J. E. Bates & T. D. Wachs (Eds.), *Temperament: Individual differences at the interface of biology and behavior* (S. 83-116). Washington: American Psychological Association.

Ruesch, J. & Bateson, G. (1995). *Communication. The Social Matrix of Psychiatry* (Erstausgabe 1968). Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Rusch, G. (1992). Auffassen, Begreifen und Verstehen. Neue Überlegungen zu einer konstruktivistischen Theorie des Verstehens. In S. J. Schmidt (Hrsg.), *Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2*. (S. 214-256). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Rusch, G. (1994). Kommunikation und Verstehen. In K. Merten, S. J. Schmidt & S. Weischenberg (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. (S. 60-78). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Rusch, G. (1999). Eine Kommunikationstheorie für kognitive Systeme. Bausteine einer konstruktivistischen Kommunikations- und Medienwissenschaft, In G. Rusch & S. J. Schmidt (Hrsg.), *Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft*. (S. 150-184) Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Rusch, G. & Schmidt, S. J. (Hrsg.) (1999). *Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Russel, J. A. (1994). Is there universal recognition of emotion from facial expression? A review of cross-cultural studies. *Psychological Bulletin*, 115, 102-141.

Rutter, M. & the English and Romanian adoptees (ERA) study team (1999). Developmental catch-up, and deficit, following adoption after severe global early deprivation. *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines*, 39, 465-476.

Ryle, G. (1949). *The concept of mind*. London.

Saarni, C. (1984). An observational study of children's attempts to monitor their expressive behavior. *Child Development*, 55, 1504-1513.

Saarni, C. & Weber, H. (1999). Emotional displays and dissemblance in Childhood: Implications for self-presentation. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 71-105). Cambridge: Cambridge University Press.

Sackett, G. P. (1966). Monkeys reared in isolation with pictures as visual input: Evidence for an innate releasing mechanism. *Science*, 154, 1468-1473.

Sacks, O. (1997). *Eine Anthropologin auf dem Mars*. Reinbek: Rowohlt.

Salisch, M. von (2000). *Wenn Kinder sich ärgern*. Göttingen: Hogrefe.

Salomon, G. (Ed.) (1997). *Distributed cognitions: Psychological and educational considerations*. Cambridge: Cambridge University Press.

Sanders, R. E. (1997). The production of Symbolic Objects as Components of Larger Wholes. In J. O. Greene (Ed.), *Message Production. Advances in Communication Theory*. (S. 245-277) Mahwah, NJ: Erlbaum.

Sarbin, T. R. (1986). Emotion and act: Roles and Rhetoric. In R. Harré (Ed.) *The social construction of emotions* (S. 83-97). Oxford: Blackwell.

Saussure, F. de (1916/1967). *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter.

Scaife, M. & Bruner, J. S. (1975). The capacity for joint attention in the infant. *Nature*, 253, 265-266.

Schachter, S. & Singer, J. E. (1962). Cognitive, social, and physiological determinants of emotional states. *Psychological Review*, 69, 379-399.

Schacter, D. L. (2001). *The seven sins of memory*. Boston: Houghton Mifflin.

Schaefer, A., Colette, F., Philippot, P., Van der Linden, M., Laureys, S., Delfiore, G., Degueldre, C., Maquet, P., Luxen, A. & Salmon, E. (2003). Neural correlates of »hot« and

»cold« emotional processing: a multilevel approach to the functional anatomy of emotion. *NeuroImage*, 18, 938-949.

Schank, R. & Abelson, R. P. (1977). *Scripts, plans, goals and understanding: an inquiry into human knowledge structures*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Scheele, B. (1990). *Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände. Grundriß einer epistemologischen Emotionstheorie*. Tübingen: Francke.

Scheele, B. (1996). Emotion – Reflexion – Rationalität. Grundpostulate einer epistemologischen Emotionstheorie. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 7, 283-297.

Scherer, K. R. (1984). On the nature and function of emotion: A component process approach. In K. R. Scherer & P. Ekman (Eds.) *Approaches to emotion* (S. 293-318). New York: Wiley.

Scherer, K. R. (1985). Vocal affect signaling: A comparative approach. In J. Rosenblatt, C. Beer, M.-C. Bunsnel, & P. J. B. Slater (Eds.), *Advances in the study of behavior* (Vol. 15, S. 189-244). New York: Academic Press.

Scherer, K. R. (1986). Vocal affect expression: A review and a model for future research. *Psychological Bulletin*, 99, 143-165.

Scherer, K. R. (1993). Neuroscience projections to current debates in emotion psychology. *Cognition and Emotion*, 7, 1-41.

Scherer, K. R. (1994a). Toward a modal theory of emotions. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 25-31). Oxford: Oxford University Press.

Scherer, K. R. (1994b). Emotion serves to decouple stimulus and response. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 127-130). New York: Oxford University Press.

Scherer, K. R. (1994c). An emotion's occurrence depends on the relevance of an event to the organism's goal/need hierarchy In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 227-231). Oxford: Oxford University Press.

Scherer, K. R. (1997). The role of culture in emotion-antecedent appraisal. *Journal of Personality and Social Psychology*, 73, 902-922.

Scherer, K. R. (1999). Levels of processing for emotion-antecedent appraisal. In G. Matthews (Ed.), *Cognitive science perspectives on personality and emotion* (S. 259-300). Amsterdam: Elsevier.

Scherer, K. R. (2001). Appraisal considered as a process of multilevel sequential checking. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 92-120). New York: Oxford University Press.

Scherer, K. R., Summerfield, A. B. & Wallbott, H. G. (1983). Cross-national research on antecedents and components of emotion: A progress report. *Social Science Information*, 22, 355-385.

Scherer, K. R. & Wallbott, H. G. (1994). Evidence for universality and cultural variation of differential emotion response patterning. *Journal of Personality and Social Psychology*, 66, 310-328.

Scherer, K. R., Wallbott, H. G. & Summerfield, A. B. (Eds.) (1986). *Experiencing emotion: A crosscultural study*. Cambridge: Cambridge University Press.

Schmidt, S. J. (1987) (Hrsg.). *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus 1*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schmidt, S. J. (1991). *Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft*. (Erstauflage 1980) Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schmidt, S. J. (1994). *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schmidt, S. J. (1998). *Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus – Empirie – Wissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Schmidt, S. J. (2003). *Geschichten und Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus*. Reinbeck: Rowohlt.

Schmidt, S. J. (Hrsg.) (1992): *Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schmidt, S. J. & Zurstiege, G. (2000). *Orientierung Kommunikationswissenschaft: Was sie kann, was sie will*. Hamburg: Rowohlt.

Schmidt-Atzert, L. (1996). *Lehrbuch der Emotionspsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Schmitt, M. (2004). Persönlichkeitspsychologische Grundlagen. In R. Mangold, P. Vorderer & G. Bente (Hrsg.), *Lehrbuch der Medienpsychologie* (S. 151-173). Göttingen: Hogrefe.

Schön, E. (1998). Kein Ende von Buch und Lesen. Entwicklungstendenzen des Leseverhaltens in Deutschland – eine Langzeitbetrachtung. In Stiftung Lesen (Hrsg.), *Lesen im Umbruch – Forschungsperspektiven im Zeitalter von Multimedia* (S. 39-77). Baden-Baden.

Schore, A. (1994). *Affect regulation and the origin of the self*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Schorr, A. (2001). Appraisal: The evolution of an idea. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 20-34). Oxford: Oxford University Press.

Schramm, H. (2005). *Mood Management durch Musik. Die alltägliche Nutzung von Musik zur Regulierung von Stimmungen*. Köln: Herbert von Halem.

Schwab, F. (2004). *Evolution und Emotion: evolutionäre Perspektiven in der Emotionsforschung und der angewandten Psychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Schwartz, G. E. (1990). Psychobiology of repression and health: A systems approach. In J. Singer (Ed.) *Repression and Dissociation* (S. 405-434). Chicago: University of Chicago Press.

Schwartz, N. & Clore, G. L. (1988). How do I feel about it? The informative function of mood. In K. Fiedler & J. Forgas (Eds.), *Affect, cognition, and social behavior* (S. 44-62). Toronto: Hogrefe.

Schwender, C. (2001). *Medien und Emotionen. Evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Searle, J. R. (1969). Was ist ein Sprechakt? In L. Hoffmann (Hrsg.) (1996), *Sprachwissenschaft. Ein Reader* (S. 143-162). Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Searle, J. R. (1990). *Ausdruck und Bedeutung: Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Searle, J. R. (1990a). Collective intentions and actions. In P. Cohen, J. Morgan & M. Pollack (Eds.), *Intentions in Communication* (S. 401-416). Cambridge: MIT Press.

Searle, J. R. (1991). *Intentionalität: Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Selman, R. (1980). *The growth of interpersonal understanding*. New York: Academic Press.

Sergent, J. (1995). Hemispheric contribution to face processing: Patterns of convergence and divergence. In R. J. Davidson & K. Hugdahl (Eds.), *Brain asymmetry* (S. 157-181). Cambridge: MIT Press.

Shannon, C. E. & Weaver, W. (1949). *The mathematical theory of communication*. Urbana, IL: University of Illinois Press.

Shaver, P., Schwartz, J., Kirson, D. & O'Connor, C. (1987). Emotion knowledge: Further exploration of a prototype approach. *Journal of Personality and Social Psychology*, *52*, 1061-1086.

Shaver, P., Wu, S. & Schwartz, J. C. (1992). Cross-cultural similarities and differences in emotion and its representation: A prototype approach. In M. S. Clark (Ed.), *Emotion* (S. 175-212). Newbury Park, CA: Sage.

Shennum, W. & Bugental, D. (1982). The development of control over affective expression in nonverbal behavior. In Feldman (Ed.), *Development of nonverbal behavior in children* (S. 101-122). New York: Springer Verlag.

Shoda, Y., Mischel, W. & Peake, P. K. (1990). Predicting adolescent cognitive and self-regulatory competencies from preschool delay of gratification: Identifying diagnostic conditions. *Developmental Psychology*, *26*, 978-986.

Shweder, R. A. (1994). »You're not sick, you're just in love«: Emotion as an interpretive System. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 32-44). Oxford: Oxford University Press.

Shweder, R. A. (Ed.) (1990). *Culture theory. Essays on mind, self, and emotion*. Cambridge: Cambridge University Press.

Simpson, J. A., Ickes, W. & Blackstone, T. (1995). When the head protects the heart: Empathic accuracy in dating relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, *69*, 629-641.

Simpson, J. A., Ickes, W. & Grich, J. (1999). When accuracy hurts: Reactions of anxious-ambivalent dating partners to a relationship-threatening situation. *Journal of Personality and Social Psychology*, *76*, 754-769.

Sloboda, A. (1999). Innate Talents: Reality or Myth? In S. J. Ceci & W. M. Williams (Eds.), *The nature-nurture debate: The essential readings* (S. 285-291). Oxford: Blackwell.

Smith, C. A. (1989). Dimensions of appraisal and physiological response in emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, *56*, 339-353.

Smith, C. A. & Ellsworth, P. C. (1985). Patterns of cognitive appraisal in emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, *48*, 813-838.

Smith, C. A. & Kirby, L. D. (2000). Consequences require antecedents. Toward a process model of emotion elicitation. In J. Forgas (Ed.), *Feeling and Thinking: The role of affect in social cognition* (S. 83-106). Cambridge: Cambridge University Press.

Smith, C. A. & Kirby, L. D. (2001). Toward Delivering on the promise of appraisal theory. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (S. 121-138). Oxford: Oxford University Press.

Smith, C. A. & Kleinman & Kleinman, S. (1989). Managing emotions in medical school: Student's contact with the living and the dead. *Social Psychology Quarterly*, *52*, 56-69.

Smith, C. A. & Lazarus, R. S. (1993). Appraisal components, core relational themes, and the emotions. *Cognition and Emotion*, *7*, 233-269.

Smith, G. M. (1999). Local Emotions, Global Moods, and Film Structure. In C. Platinga & G. M. Smith (Eds.), *Passionate Views. Film, Cognition, and Emotion* (S. 103-126). Baltimore, London: John Hopkins University Press.

Smith, G. M. (2003). *Film Structure and the Emotion System*. Cambridge: University Press.

Sokolov, E. N. (1975). The neuronal mechanisms of the orienting reflex. In E. N. Sokolov & O. S. Vinogradova (Eds.), *Neuronal mechanisms of the orienting reflex* (S. 217-235). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Sokolowski, K. (1993). *Emotion und Volition: Eine motivationspsychologische Standortbestimmung*. Göttingen: Hogrefe.

Solms, M. & Turnbull, O. (2004). *Das Gehirn und die innere Welt: Neurowissenschaften und Psychoanalyse*. Düsseldorf: Walter.

Sorce, J. F., Emde, R. N., Campos, J., & Klinnert, M. D. (1985). Maternal emotional signaling: Its effect on the visual cliff behavior of 1-year-olds. *Developmental Psychology*, 21, 195-200.

Spinoza, B. (1984). *Ethica Ordine Geometrico; dt: Die Ethik – nach der Geometrischen Methode dargestellt*. Stuttgart: Reclam.

Stamenov, M. I. & Gallese, V. (Eds.) (2002). *Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.

Stanislawski, K. S. (1954/ 1996). *Die Arbeit des Schauspielers an sich selbst*. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

Steinweg, R. (1995). *Lehrstück und episches Theater. Brechts Theorie und die theaterpädagogische Praxis*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.

Stern, D. (1993). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Sturm, H., Vitouch, P., Bauer, H. & Grewe-Partsch, M. (1982). Emotion und Erregung – Kinder als Fernsehzuschauer. Eine psychophysiologische Untersuchung. *Fernsehen und Bildung*, 16, 9-115.

Sullins, E. S. (1991). Emotional contagion revisited: Effects of social comparison and expressive style on mood convergence. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 17, 166-174.

Sutton, S. K. & Davidson, R. J. (1997). Prefrontal brain asymmetry: A biological substrate of the behavioral approach and inhibition systems. *Psychological Science*, 8, 204-210.

Tannenbaum, P. H. & Zillmann, D. (1975). Emotional Arousal in the Facilitation of Aggression through Communication. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology* 8 (S. 149-192). Hillsdale, N.J.: Erlbaum.

Taylor, T. J. (1992). *Mutual misunderstanding: Scepticism and the theorizing of language and interpretation*. Durham, NC: Duke University Press.

Thomas, G. & Fletcher, G. J. O. (1997). Empathic accuracy in close relationships. In W. Ickes (Ed.), *Empathic accuracy*. (S. 194-217) New York: Guilford Press.

Thomas, K. M., Drevets, W. C., Whalen, P. J., Eccard, C. H., Dahl, R. E., Ryan, N. D., & Casey, B. J. (2001). Amygdala responses to facial expressions in children and adults. *Biological Psychiatry*, 49, 309-316.

Ting-Toomey, S. (1988a). Intercultural conflict styles: A face negotiation theory. In Y. Y. Kim & W. Gudykunst (Eds.), *Theories in intercultural communication* (S. 213-235). Newbury Park, CA: Sage.

Ting-Toomey, S. (1988b). Rhetorical sensitivity style in three cultures: France, Japan, and the United States. *Communication Studies*, 39, 28-36.

Tolbert, E. (2001). Music and meaning: An evolutionary story. *Psychology of Music*, 29, 84-94.

Tomarken, A. J. & Davidson, R. J. (1994). Frontal brain activation in repressors and non-repressors. *Journal of abnormal psychology*, 103, 339-349.

Tomkins, S. S. (1962). *Affect, imagery, consciousness, Vol. I. The positive affects*. New York: Springer Verlag.

- Tomkins, S. S. (1963). *Affect, imagery, consciousness, Vol. II. The negative affects*. New York: Springer.
- Trevarthan, C. (1980). The foundations of intersubjectivity: Development of interpersonal and cooperative understanding in infants. In D. R. Olson (Ed.), *The social foundation of language and thought: Essays in honor of Jerome Bruner*. New York: Norton.
- Tucker, D. M. & Luu, P. (1998). Cathexis revisited. Corticolimbic resonance and the adaptive control of memory. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 843, 134-152.
- Tucker, D. M., Luu, P. & Pribram, K. H. (1995). Social and emotional self-regulation. *Annals of the New York Academy of Sciences, Series B* 769, 213-239.
- Tye, M. (1991). *The imagery debate*. Cambridge: MIT Press.
- Ulich, D. (1989). *Das Gefühl. Eine Einführung in die Emotionspsychologie*. München: Psychologie Verlags Union.
- Ulkan, M. (1992). *Zur Klassifikation von Sprechakten*. Tübingen: Niemeyer.
- van Reekum, C. M. & Scherer, K. R. (1997). Levels of processing for emotion-antecedent appraisal. In G. Matthews (Ed.), *Cognitive science perspectives on personality and emotion* (S. 259-300). Amsterdam: Elsevier.
- Viehoff, R. (1993). Literarische Gattungen als kognitive Schemata. In J. Laszlo & R. Viehoff (Hrsg.), *Sozialpsychologie und Literatur(wissenschaft)*. (S. 230-251). Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Vitouch, P. (2000). *Fernsehen und Angstbewältigung. Zur Typologie des Zuschauerverhaltens*. (2. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Vogel, D., Wester, S. R. & Heesacker, M. (1999). Dating relationships and the demand / withdraw pattern of communication. *Sex Roles*, 41, 297-306.

Vorderer, P. (1997). Action, Spannung, Rezeptionsgenuß. In M. Charlton (Hrsg.), *Rezeptionsforschung: Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien* (S. 241-253). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Vorderer, P. (2003). Entertainment theory. In J. Bryant, D. Roskos-Ewoldson & J. Cantor (Eds.), *Communication and emotion. Essays in honor of Dolf Zillmann* (S.131-153). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Vorderer, P. (Hrsg.) (1996). *Fernsehen als »Beziehungskiste«. Parasoziale Beziehungen und Interaktionen mit TV-Personen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Vorderer, P., Steen, F. F. & Chan, E. (im Druck). Motivation. In J. Bryant & P. Vorderer (Eds.), *Psychology of Entertainment*. Mahwah, NJ: Erlbaum.

Wagner, H. & Lee, V. (1999). Facial behavior alone and in the presence of others. In P. Philippot, R. S. Feldman & E. J. Coats (Eds.), *The social context of nonverbal behavior* (S. 262-286). Cambridge: Cambridge University Press.

Wallace, B. A. (2001). Intersubjectivity in Indo-Tibetan Buddhism. In E. Thompson (Ed.), *Between ourselves: Second-person issues in the study of consciousness* (S. 209-230). Charlottesville: Imprint Academic.

Wallbott, H. G. (1990). *Mimik im Kontext. Die Bedeutung verschiedener Informationskomponenten für das Erkennen von Emotionen*. Göttingen: Verlag für Psychologie.

Wallbott, H. G. (1991). Recognition of emotion from facial expression via imitation? Some indirect evidence for an old theory. *British Journal of Social Psychology*, 30, 207-219.

Walter, H. (1998). *Neurophilosophie der Willensfreiheit: von libertarischen Illusionen zum Konzept natürlicher Autonomie*. Paderborn: Schöningh.

Watson, D. & Clark, L. A. (1992). On traits and temperament: general and specific factors of emotional experience and their relation to the five-factor model. *Journal of Personality*, 60, 441-476.

Watson, D. & Clark, L. A. (1994). Emotions, Moods, Traits, and Temperaments: Conceptual distinctions and empirical findings. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 89-93). Oxford: Oxford University Press.

Watson, D. & Clark, L. A. (1994). The vicissitudes of mood: A schematic model. In P. Ekman & R. J. Davidson (Eds.), *The nature of emotion* (S. 400-406). New York: Oxford University Press.

Watson, M. W. & Getz, K. (1990). The relationship between Oedipal behaviors and children's family role concepts. *Merrill-Palmer Quarterly*.

Watzlawick, P., Beavin, J. & Jackson, D. D. (1982). *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern; Stuttgart; Wien: Huber.

Wehrle, T., Kaiser, S., Schmidt, S. & Scherer, K. R. (2000). Studying the dynamics of emotional expression using synthesized facial muscle movements. *Journal of Personality and Social Psychology*, 78, 105-119.

Weinberger, D. A. & Davidson, M. N. (1994). Styles of inhibiting emotional expression: Distinguishing repressive coping from impression management. *Journal of Personality*, 62, 587-613.

Weinberger, D. A. (1990). The construct validity of the repressive coping style. In J. Singer (Ed.) *Repression and Dissociation* (S. 337-386). Chicago: University of Chicago Press.

Weinberger, D. A., Schwartz, G. E. & Davidson, J. R. (1979). Low-anxious, high-anxious, and repressive coping styles: Psychometric patterns and behavioral and physiological responses to stress. *Journal of Abnormal Psychology*, 88, 369-380.

- Weinberger, N. M. (1995). Retuning the brain by fear conditioning. In M. S. Gazzaniga (Ed.), *The cognitive neurosciences* (S. 1071-1090). Cambridge: MIT Press.
- Weiner, N. (1950). *The human use of human beings. Cybernetics and society*. Garden City, NY: Doubleday Anchor.
- Wellman, H. M. & Banerjee, M. (1991). Mind and emotion. *British Journal of Developmental Psychology*, 9, 191-214.
- Wellman, H. M., Harris, P. L., Banerjee, M. & Sinclair, A. (1995). Early understanding of emotion: Evidence from natural language. *Cognition and Emotion*, 9, 117-150.
- Westley, B. H. & MacLean, M. S. (1957). A conceptual model for communication research. *Journalism Quarterly*, 34, 31-38.
- Whalen, P. J. (1998). Fear, vigilance, and ambiguity: Initial neuroimaging studies of the human amygdala. *Current Directions in Psychological Science*, 7, 177-188.
- Whitehouse, H. (1996). Rites of terror: Emotion, metaphor and memory in Melanesian initiation cults. *Journal of the Royal Anthropological Institute*, 2, 703-716.
- Wierzbicka, A. (1990). The semantics of emotions: Fear and its relatives in English. *Australian Journal of Linguistics*, 10, 359-375.
- Wierzbicka, A. (1995). Every day conceptions of emotion: A semantic perspective. In J. Russell et al. (Eds.), *Everyday conceptions of emotion* (S. 17-45). Kluwer: Dordrecht.
- Wiesenfeld, A. R., Whitman, P. B. & Malatesta, C. Z. (1984). Individual Differences among adult women in sensitivity to infants: Evidence in support of an empathy concept. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 118-124.
- Williams, W. M. & Sternberg, R. J. (1988). Group intelligence: Why some groups are better than others. *Intelligence*, 12, 351-377.

Wilson, E. O. (2000). *Sociobiology. The New Synthesis*. (Erstauflage 1975). Cambridge: Harvard University Press.

Winter, R. (1995). *Der produktive Zuschauer: Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozess*. München: Quintessenz der Medienwissenschaft.

Winterhoff-Spurk, P. (1999). *Medienpsychologie. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.

Winzeler, R. (1990). Amok: Historical, psychological, and cultural perspectives. In W. J. Karim (Ed.), *Emotions of culture: A Malay perspective* (S. 97-122). Oxford: Oxford University Press.

Wispé, L. (1986). The distinction between sympathy and empathy: To call forth a concept, a word is needed, *Journal of Personality and Social Psychology*, 50, 314-321.

Wittgenstein, L. (1953). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Wittgenstein, L. (2001). *Philosophische Untersuchungen: kritisch-genetische Edition* (Hrsg. von J. Schulte). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Wittwen, A. (1995). *Infotainment-Fernsehnachrichten zwischen Information und Unterhaltung*. Bern: Europäischer Verlag der Wissenschaften.

Wohlschläger, A. & Bekkering, H. (2002). The role of objects in imitation. In M. I. Stannov & V. Gallese (Eds.), *Mirror neurons and the evolution of brain and language* (S. 101-113). Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.

Wünsch, C. (2001). Musik für jede Stimmungslage. *Wissenschaftliche Zeitschrift der technischen Universität Dresden*, 50, 40-46.

Yu, N. (1995). Metaphorical expression of anger and happiness in English and Chinese. *Metaphor and Symbolic Activity*, 2, 59-92.

Zajonc, R. (1980). Feeling and thinking: Preferences need no inferences. *American Psychologist*, 35, 151-175.

Zillmann, D. (1983). Transfer of excitation in emotional behaviour. In J. T. Cacioppo & R. T. Petty (Eds.), *Social psychopsychology: A sourcebook* (S. 215-240). New York: Guilford Press.

Zillmann, D. (1988). Mood management: Using entertainment to full advantage. In L. Donohew, H. E. Sypher & E. T. Higgins (Eds.), *Communication, social cognition, and affect* (S. 147-171). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Zillmann, D. (1991). Empathy: Affect from bearing witness to the emotions of others. In J. Bryant & D. Zillmann (Eds.), *Responding to the screen. Reception and reaction processes* (S. 135-167). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Zillmann, D. (2003). Theory of affective dynamics. Emotions and moods. In J. Bryant, D. Roskos-Ewoldson & J. Cantor (Eds.), *Communication and emotion. Essays in honor of Dolf Zillmann* (S. 533-567). Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum.

Zillmann, D. & Bryant, J. (Eds.) (1985). *Selective exposure to communication*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Zillmann, D. & Vorderer, P. (Eds.) (2000). *Media entertainment. The psychology of its appeal*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.

Zuckerman, M. (1994). *Behavioral expressions and biosocial bases of sensation seeking*. New York: Cambridge University Press.

Zuckerman, M. & Przewuzman, S. J. (1979). Decoding and encoding facial expressions in preschool-age children. *Environmental Psychology and Nonverbal Psychology*, 3, 147-163.

Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt sowie die den benutzten Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen kenntlich gemacht habe.

Halle, den 09.09.2004

Anne Bartsch

Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt sowie die den benutzten Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen kenntlich gemacht habe.

Halle, den 09.09.2004

Susanne Hübner